Otto Günther

Friedrich Schiller

Jackson Library -UNCG
ff PT2472.A7 G8 c.1 NGUV
Guntter / Friedrich Schiller, sein Leben und
3 0510 0599225+

The Woman's College of
The University of North Carolina
LIBRARY

ff
PT
2472
A7G8

University of North Carolina at
Greensboro, North Carolina 27412

Walter Clinton Jackson Library

Friedrich Schiller.

Pastellgemälde von Ludovike Simanowiz im Schiller-Nationalmuseum in Marbach.

Friedrich Schiller

Sein Leben und seine Dichtungen

Mit 701 Abbildungen
nach zeitgenössischen Bildern und
Illustrationen

Von

Otto Güntter

Herausgegeben
mit Unterstützung des Schiller-Nationalmuseums
in Marbach

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig

ff
PT
2472
A7G8

Dieses Buch wurde im Jahre 1925 in den Graphischen Kunstanstalten von J. J. Weber in Leipzig hergestellt.

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1925 by J. J. Weber, Leipzig.

German

Vorwort.

Schillers Persönlichkeit, seinen Lebenskreis und seine Dichtung will dieses Buch in Bildern aus seiner Zeit vor Augen führen. Die Gestalt des Menschen ist nach einem Wort Goethes der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt. So hat es einen eigenen Reiz, die äußere Erscheinung Schillers von seinen Jugendjahren bis zu den letzten auf eigener Anschauung beruhenden Bildnissen zu verfolgen und die Persönlichkeiten, die ihm längere oder kürzere Zeit nahetraten, auch im Bilde kennenzulernen. Der Reihe der Bildnisse Schillers konnte ein noch nicht veröffentlichtes, grau in grau gemaltes Ölgemälde eingefügt werden, und das bisher nur in einem harten Stiche bekannte Bildnis, das auf diesem dem Lehrer der Malerei an der Karlsschule, Nicolas Guibal, zugeschrieben wird, ist hier erstmals nach dem Gemälde selbst wiedergegeben. Von den Persönlichkeiten, die Schillers Lebensweg mit ihm zusammenführte und deren Beziehungen zu ihm in den Erläuterungen am Schlusse dieses Buches gegeben sind, ist eine ganze Reihe hier zum erstenmal im Bilde vertreten. Bei manchen von ihnen bleibt man freilich auf die damals die Stelle der Photographie vertretenden Schattenrisse angewiesen. Von einigen Persönlichkeiten aus dem Kreise um Schiller war leider trotz vielfacher Nachfragen ein Bildnis nicht zu erlangen oder doch nur eines aus späteren Lebensjahren.

1.85

Der zweite Teil des Buches zeigt, wie sich Schillers Dichtung in der Illustration und in Gemälden aus seiner und der nächstfolgenden Zeit bis gegen 1830 widerspiegelte. Nur einem kleinen Teil dieser Illustrationen kann ein höherer künstlerischer Wert zuerkannt werden. Eine Beschränkung der Bilder auf die künstlerisch bedeutenderen würde jedoch kein zutreffendes Bild davon geben, wie jene Zeit die Schillerschen Gestalten sah. Auch zeichnerisch ganz schwache Bilder versetzen uns in den Vorstellungskreis der Zeit, ja sie sind für diesen oft bezeichnender als höherstehende Leistungen. Bilder wie die von Georg Melchior Kraus in der ersten Ausgabe des „Wilhelm Tell", die Schiller „nicht übel" fand und die uns so kindlich anmuten, zeigen, in welcher Gestalt die Helden der Schillerschen Dramen damals auf der Bühne erschienen. Auch aus mancher der Illustrationen dürfen wir auf Bühnenbilder schließen, die dem Zeichner als Vorbild dienten, wie umgekehrt auch die Illustrationen wieder auf die Bühne zurückgewirkt haben werden.

Ger. Bk. dmp. Co.

Die Reihe der Illustrationen zu Schillers Werken beginnt mit den Titelblättern zur ersten Ausgabe der „Räuber" und zu Zumsteegs Gesängen aus diesem Schauspiel.

9-29-37

87560

Bald nach diesen schwachen Versuchen lieh der Altmeister Chodowiecki den „Räubern" und „Kabale und Liebe" seinen erprobten Griffel und Stichel. In der Reihe der späteren Illustratoren finden sich Künstler wie Franz Ludwig Catel, Eberhard Wächter, Joseph Führich, die in jungen Jahren und in schlimmen Zeiten durch Zeichnungen für den Buchhandel ihr Brot gewannen. Den ganz in klassizistischem Geiste gehaltenen Zeichnungen des Bildhauers Johann Martin Wagner zum „Eleusischen Fest" hat Goethe einen ehrenvollen Platz unter den künstlerischen Werken der Zeit zuerkannt. Umrißzeichnungen, wie sie Philipp Foltz Sohn, Gustav Dittenberger und in großer Anzahl Moritz Retzsch schufen, erfreuten sich zu ihrer Zeit großer Beliebtheit und weiter Verbreitung. Der Hauptillustrator aber war Jahrzehnte hindurch Johann Heinrich Ramberg. Von ihm wollten die Herausgeber aller Taschenbücher und Almanache Zeichnungen haben, da seine Bilder dem Geschmack des allgemeinen Leserkreises entsprachen, am meisten vielleicht gerade die Blätter, die uns am wenigsten zusagen. Unter den weiteren Bildern mögen neben den englischen und holländischen Stichen die von Opiz, Nahl, Matthäi und Kraus gemalten, in Farbstichen von C. Müller verbreiteten Szenen aus Schillers Dramen und die reizvollen Schöpfungen zum „Mädchen aus der Fremde" von Luise Duttenhofer, der größten deutschen Scherenkünstlerin, hervorgehoben sein.

In entgegenkommender Weise haben öffentliche Sammlungen und Besitzer von Bildnissen es ermöglicht, die Reihe der Abbildungen zu einer möglichst vollständigen zu gestalten. Ihre Namen sind den einzelnen Bildern beigefügt. Der Herausgeber und der Verlag bitten, hierin zugleich den Ausdruck ihres Dankes für die freundliche Förderung des Werkes sehen zu wollen.

Otto Güntter

Direktor des Schiller-Nationalmuseums
in Marbach am Neckar.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung VII

Bilder zu Schillers Leben 1

Schillers Jugendjahre, 1759–1773 3

Schiller auf der Solitude und in Stuttgart, 1773–1782 . . 10

Schiller in Oggersheim und Bauerbach, 1782–1783 31

Schiller in Mannheim, 1783–1785 38

Schiller in Leipzig und Dresden, 1785–1787 44

Schiller in Weimar, 1787–1789 53

Schiller in Jena, 1789–1799 65

Schiller in der Heimat, 1793–1794 73

Schiller in Jena, 1794–1799 82

Schiller in Weimar, 1799–1805 93

Bilder zu Schillers Dichtungen 121

Erläuterungen 209

Der Mensch hat keinen andern Wert
als seine Wirkungen. Schiller.

„1759 den 10. November ist mein Sohn Johann Christoph Friedrich zu Marbach geboren". Mitten im Bericht über seine Feldzugserlebnisse erwähnt so, ohne weitere Beifügung, Johann Kaspar Schiller den denkwürdigen Tag in seinem dreißig Jahre später niedergeschriebenen Lebenslauf. Von dem, was den wackeren Mann bewegte, als er, fern den Seinen im Feldlager stehend, die freudige Nachricht empfing, gibt eine andere Niederschrift von seiner Hand Kunde: „Und du Wesen aller Wesen! Dich hab ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du denselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest".

Friedrich Schiller entstammt einem altschwäbischen Bauern- und Bürgergeschlecht, das sich im unteren Remstal bei Stuttgart bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Der Vater des Dichters hatte eine harte Jugend und wechselreiche Kriegserlebnisse hinter sich, als er nach dem österreichischen Erbfolgekrieg, den er als Schwadronsfeldscher eines bayrischen Husarenregiments mitgemacht hatte, 1749 aus den Niederlanden in die Heimat zurückkehrte und in Marbach am Neckar mit der noch nicht siebzehnjährigen Elisabeth Dorothea Kodweiß, der Tochter des Wirtes zum „Goldenen Löwen", seinen Hausstand begründete. Nach einigen Jahren wundärztlicher Tätigkeit in Marbach trat er als Unteroffizier in den württembergischen Militärdienst und machte im Siebenjährigen Krieg die Feldzüge von 1757 bis 1760 mit, die ihn nach Schlesien, Hessen, Thüringen und Sachsen führten. Ende 1763 wurde der inzwischen zum Hauptmann Vorgerückte als Werbeoffizier in die Reichsstadt Schwäbisch Gmünd versetzt, nahm aber bald seinen Wohnsitz in dem nächstgelegenen württembergischen Städtchen Lorch. Nun erst konnte die Familie dauernd zusammenleben; bis dahin waren die Kinder, der Sohn Friedrich und die zwei Jahre ältere Schwester Christophine, in der Obhut der Mutter gewesen. Von ihr hat ein Jugendfreund Schillers bekannt, nie habe er ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres häusliches weibliches Weib gekannt als sie, und bei ihrem Tod gedachte Schiller, der ihr die Witwenjahre erleichtert und erhellt hatte, in Erinnerung an seine Kindheitstage der liebevollen Sorgfalt, die sie einst ihren in bedrängte Lage gekommenen Eltern bewiesen. Mühsal und Sorge, die ihr von früh an vertraut waren, hat sie mit frommem Herzen getragen, das sich an der Bibel und an geistlichen Liedern der Dichter ihrer Zeit, wie Gellert und Uz, aufrichtete. In seiner äußeren Erscheinung, der hohen schlanken Gestalt, der Gesichtsbildung und den rötlichen Haaren war Schiller der Sohn seiner Mutter. Von ihr empfing er die ersten seelischen Einwirkungen; aber auch von der immer regsamen, auf das praktische Leben angelegten Art des Vaters, der in jeder Lage seinen Mann stellte, ist viel auf den Sohn übergegangen, der so gar nichts von dem landläufigen Torenbild eines idealistischen Träumers an sich hatte, nicht zuletzt auch die zähe Tatkraft, mit welcher der Vater aus eigener Kraft trotz aller Ungunst der Verhältnisse sich zu einer angesehenen Stellung emporarbeitete. Der „angeborene Hang zu immerwährender Tätigkeit", den Johann Kaspar Schiller in sich fühlte, lebte auch in dem Sohn, der das vom Vater gegebene Vorbild unablässiger Arbeit an sich selbst und nie ermattenden, willensstarken Vorwärtsschreitens über alle Hindernisse hinweg auf höherer Stufe wiederholt hat.

Eindrücke der entgegengesetztesten Art wirkten auf den Knaben Schiller in seinen Kindheitsjahren ein. Über dem zwischen Waldhügeln im gesegneten Remstal eingebetteten Lorch erhebt sich eine romanische Klosterkirche mit einer Grablege der Staufen; südlich von Lorch liegt Wäschenbeuren mit der Stammburg dieses Kaisergeschlechts, eine Stunde weiter der Hohenstaufen. Der Vater deutete den Kindern diese Denkmäler einer großen Vergangenheit, wie er ihnen auch gern von seinen Kriegserlebnissen erzählte. Aus der ländlichen Stille dieses Kindheitsparadieses wurde der Knabe in eine völlig andere Welt versetzt, als der Vater 1766 wieder zu seinem Regiment nach Ludwigsburg zurückberufen wurde. Zwei Jahre zuvor hatte der Herzog Karl von Württemberg im Groll gegen seine Hauptstadt das Hoflager von Stuttgart in das seit Jahrzehnten verödete „schwäbische Versailles" verlegt, das nun seine glänzendsten Tage erlebte. In tollem Wirbel lösten sich prunk-

volle Festlichkeiten jeder Art ab, bei denen Hunderttausende vergeudet wurden, indessen Beamte und Offiziere, wie auch der Hauptmann Schiller, nicht zu ihrem kargen Gehalt kommen konnten. Besonderer Vorliebe des Herzogs erfreute sich die italienische Oper, für die er eines der größten Opernhäuser in Deutschland erbauen ließ und an der Künstler von europäischem Ruf, wie der Komponist Jommelli, wirkten. Der Sohn des Hauptmanns Schiller kam sich „wie in einer Feenwelt" vor, wenn er zur Belohnung seines Fleißes vom Vater in eine der mit verschwenderischer Pracht gegebenen Aufführungen mitgenommen wurde, zu denen die Offiziere mit ihren Familien freien Zutritt hatten. Verstand er auch nichts von den italienischen Gesängen, so wurde seine Phantasie doch mächtig angeregt. Er stellte sich ein Theater zusammen mit Figuren aus Papier und ging bald dazu über, mit Schulfreunden und seiner Schwester selbst zu spielen, wobei er, wie diese berichtet, durch seine Lebendigkeit alles übertrieb. Allzuviel Zeit blieb freilich nicht für das Theaterspielen. Die Lateinschule machte ihre Ansprüche geltend, und der Knabe hatte den ganzen Jammer dieser Drillanstalten für das „Landexamen" durchzukosten, das den Zugang zu den sogenannten Klosterschulen erschloß und weiterhin zum „Stift", dem ev. theologischen Seminar in Tübingen. Diesen Weg zu unentgeltlichem Studium für begabte Söhne wenig bemittelter Eltern in Württemberg sollte auch der junge Schiller gehen. Viermal hatte er schon empfunden, „wie ungestüm dem grimmen Landexamen des Buben Herz geklopft"; während er sich auf die letzte dieser Prüfungen vorbereitete, die damals fünf Jahre nacheinander abzulegen waren, trat die erste der entscheidenden Wendungen seines Lebensganges ein.

Herzog Karl von Württemberg hatte 1770 eine Schule begründet, die in den nächsten Jahren zu einer Vorbereitungsanstalt für Ministerial-, Hof- und Kriegsdienste ausgebildet wurde; 1773 erhielt sie den Namen „Herzogliche Militärakademie" und 1782, nach ihrer Erhebung zur Hochschule durch Kaiser Joseph II., die Bezeichnung „Hohe Karlsschule". Durch Umfrage in den Lateinschulen und bei den Offiziers- und Beamtenfamilien des Landes und in dem bis 1793 zu Württemberg gehörenden Mömpelgard (Montbéliard) wurden der Anstalt rasch eine große Anzahl Zöglinge zugeführt. Unter den zur Aufnahme Ausersehenen war auch der Sohn des Hauptmanns Schiller. Vater und Sohn kostete es einen schweren Entschluß, den so lange gehegten Ausbildungs- und Lebensplan aufzugeben und auf das Studium der Theologie, das der Neigung des Knaben entsprach, zu verzichten. Allein auf des Herzogs persönliches Drängen blieb dem Hauptmann Schiller keine Wahl, als seinen Sohn der Anstalt zu übergeben. Am 16. Januar 1773 brachte er ihn auf die Solitude bei Stuttgart, wo die Schule des Herzogs bis Ende 1775 ihren Sitz hatte. Die Anstalt, in der sich nun die Entwicklung des dreizehnjährigen Knaben zum jungen Manne vollzog, war in jeder Hinsicht die Schöpfung des Herzogs Karl, der den vielgestaltigen Schulorganismus bis in alle Einzelheiten des Betriebes persönlich leitete. Die Zöglinge standen außerhalb des Unterrichts unter der Leitung von militärischen Vorgesetzten und trugen Uniform. Ferien gab es nicht, und Urlaub wurde nur ganz ausnahmsweise bewilligt. Jegliches Tun und Lassen war geregelt und wurde überwacht, wie das übrigens auch in den Philanthropinen und anderen Erziehungsanstalten jener Zeit üblich war. Während so die äußere Ordnung des Zusammenlebens von über 300 Zöglingen unter dem Zeichen rücksichtslosen Zwanges stand, war der vom Geist der Aufklärungsphilosophie getragene, alle Fächer philosophierend betreibende Unterricht die Glanzseite der Karlsschule. Nach ihrer völligen Ausgestaltung umfaßte sie alle Unterrichtsstufen vom 9. bis zum 21. Lebensjahre und alle wissenschaftlichen Fächer mit Ausnahme der Theologie, aber einschließlich der Kriegs- und der Forstwissenschaft. Ihre Kunstabteilung bildete in Architektur, Bildhauerei, Malerei und Kupferstechen aus; auch eine Musik- und Theaterschule, eine Handels- und eine Gartenbauschule waren ihr angegliedert. Es ist einleuchtend, wie mancherlei Anregung das Zusammenleben mit jungen Leuten der verschiedensten Studien, mit Angehörigen aller Stände, nicht nur aus Württemberg, sondern aus dem ganzen Reich und aus dem Ausland, gerade einem Geist wie dem jugendlichen Schiller bieten mußte. Die enge Verbindung der Schule mit dem Hof, die jedes Hoffest zu einem Akademiefest werden ließ mit Veranstaltungen, bei denen sich auch Schiller betätigte, gab ihm Einblicke, die in seinen Dramen nachwirken. Nimmt man hinzu, daß den Zöglingen auch das Hoftheater zugänglich war, so wird man zu dem Schlusse kommen, daß der Weg durch die Karlsschule für Schiller nach den verschiedensten Seiten Vorteile brachte, die ihm die Klosterschulen und das Stift nicht gewährt hätten. Unfrei war das Leben in diesen nicht minder als in der Karlsschule mit ihrem militärisch-höfischen Wesen, das den Zöglingen oft genug drückend sein mochte, dem sie aber doch auch wieder gesellschaftlichen Schliff und ein bestimmtes Auftreten verdankten. Starke Naturen wachsen im Ringen mit Einengungen und Hindernissen. „Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel," schrieb Schiller einige Jahre nach seinem Abgang von der Karlsschule, „aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an". Als ein schüchternes Bürschchen kam Schiller in die Anstalt; als ein „die kühne Anlage seiner Kräfte" fühlender junger Mann ging er von ihr ab, und mit hinaus nahm er das Manuskript eines aus dem tiefsten Innern einer Feuerseele geflossenen Trauerspiels.

Schon in den ersten Jahren seiner Akademiezeit lebte er in der Welt der Dichtung, in den Werken der Dichter, die ihm zunächst bekannt waren und die das Vorbild für seine eigenen dichterischen Versuche wurden.

Klopstockische Empfindungen bewegten den Knaben; Klopstocks „Messias" regte ihn an zu einem Epos, dessen Held der Seher, Gesetzgeber, Heerführer und Staatsordner Moses war. Klopstock und Haller haben Pate gestanden bei der elegischen Dichtung „Der Abend", die 1776 als erstes seiner Gedichte gedruckt wurde. Man mag sich den Jüngling wohl vorstellen, wie er auf der Solitude beim Sinken der Sonne hinausblickt in die weithin sich ausbreitende Landschaft, wie mit dem Verdämmern des Lichts fromme Schauer sein Herz bewegen, wie er „durchströmt vom paradiesischen Gefühl" — „für Könige, für Große ist's geringe" — ausbricht in den sehnsuchtvollen Ruf: „Teil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!" Nach und nach fanden die Hauptwerke der zeitgenössischen Dichtung ihren Weg in die Akademie und gingen in einem Kreise dichterisch angeregter Freunde von Hand zu Hand. Schließlich wurde Schiller auch mit dem Vorbild der Stürmer und Dränger, mit Shakespeare, bekannt, dessen Werke er von dem wirksamsten Lehrer der Philosophie an der Anstalt, Professor Abel erhielt. Gewaltig war die Wirkung auf den Jüngling, in dem selbst ein dramatischer Genius nach Entfaltung rang, aber noch lange hatte er zu ringen um das Verständnis des so ganz anders als er gearteten britischen Dichters. Ein nicht minder bedeutsamer Moment war es, als er auf eine kleine Erzählung Schubarts aufmerksam gemacht wurde, deren Gegenstand das in jener Zeit so oft behandelte Thema der ungleichen und feindlichen Brüder war. Sie gab Schiller den ersten Anstoß zu seinen „Räubern". Einzelnes wird er damals sofort entworfen haben; zur Ausführung kam es jedoch erst in seinem letzten Akademiejahr. Das Fachstudium durfte nicht dauernd vernachlässigt werden. Der Rechtswissenschaft, der er sich widmen sollte, hatte er äußerst geringes Interesse entgegengebracht. Das ganze Jahr 1775 saß er auf dem letzten Platz in der Klasse; das Versäumte war kaum wieder hereinzuholen. So mußte es ihm als ein Glücksfall erscheinen, daß sich die Möglichkeit bot, in einem andern Fach von vorn anzufangen. Gleichzeitig mit der Verlegung der Militärakademie nach Stuttgart wurde die Medizin unter die Lehrgegenstände aufgenommen; auf die Umfrage bei den Zöglingen, wer sich diesem Fach widmen wolle, meldete sich auch Schiller. Mit der ganzen Kraft seines starken Willens rang er sich 1778/79 „eine Pause von zwei Jahren in seiner Poeterei" ab und warf sich auf seine Berufswissenschaft.

Wie der Stiftungstag der Militärakademie so wurden auch die Geburts- und die Namenstage des Herzogs und der Reichsgräfin Franziska von Hohenheim, seiner Geliebten und späteren Gattin, die der gute Geist des Herzogs und damit des württemberger Landes geworden war, mit großen Festlichkeiten begangen. Was an Reden der Lehrer und Zöglinge, an Dichtungen und theatralischen Verherrlichungen dabei geleistet wurde, war stets auf den höchsten Ton der Verhimmelung Karls und Franziskas gestimmt. Die Gedichte und Reden, die der Eleve Schiller für solche Anlässe abzufassen hatte, machen davon natürlich keine Ausnahme. Die Gedankenwelt, in der sich seine beiden Festreden bewegen, ist der Kreis von philosophischen Ideen, die an der Karlsschule vorgetragen wurden, eine auf Leibniz, Wolff, Locke und den schottischen Philosophen beruhende Weltauffassung. Wir finden dieselben Vorstellungen und Gedankengänge in der zwischen den beiden Reden entstandenen „Philosophie der Physiologie", in Gedichten wie „Phantasie an Laura" und „Die Freundschaft", in der „Theosophie des Julius", und sie klingen auch später wieder, bis Schiller durch das Studium Kants zu einer tieferen Erfassung der philosophischen Probleme geführt wurde. Seinen philosophischen Neigungen entsprechend wählte Schiller als Gegenstand der Dissertation, die er 1779 vorzulegen hatte, das Problem der Wechselwirkung von Materie und Geist, Körper und Seele. Konnten die Lehrer diese Abhandlung, „Philosophie der Physiologie", auch nicht für druckreif erachten, so ließen sie doch den Kenntnissen des Verfassers, „seinen guten und auffallenden Seelenkräften" und seinem „alles durchsuchenden Geist" Anerkennung zuteil werden. In drei medizinischen Fächern wurden ihm Preise zuerkannt, und der Herzog äußerte sich mit Wohlgefallen über „das vorzügliche Genie dieses jungen Menschen", der „einmal gewiß ein recht großes Subjektum werden kann". Die Preisverteilung am 14. Dezember 1779 erhielt eine besondere Bedeutung durch die Anwesenheit des Herzogs Karl August von Weimar und Goethes, die auf der Rückreise von der Schweiz sich einige Tage in Stuttgart aufhielten. Goethe wird den Eleven Schiller, der wie viele andere aus der Hand des Herzogs seine Preise entgegennahm, kaum besonders beachtet haben. Mit welchen Gedanken mögen aber die Blicke des jungen Kandidaten der Medizin auf den bewunderten Dichter des „Götz" und des „Werther" gerichtet gewesen sein! Auch in ihm regte sich dichterische Schöpferkraft: die „Räuber" drängten nach Gestaltung; nun gab es kein Zurückhalten mehr. Es muß uns immer wieder in Erstaunen setzen, wie Schiller in der Unruhe seiner Schulkaserne und neben den Anforderungen seines Fachstudiums in abgestohlenen Stunden die innere Sammlung finden konnte, um ein solches Werk zu schaffen.

Das Jahr 1780, in dem die „Räuber" in der Hauptsache ausgeführt wurden, brachte ihm rasch nacheinander zwei Erlebnisse, die ihn in tiefster Seele erschütterten. Einer seiner Mitschüler, Grammont, bat den Mediziner Schiller, ihm einen „Schlaftrunk" zu verschaffen; er sei entschlossen, diese Welt zu verlassen, in der er nicht glücklich werden könne. Nur schwer vermochte Schiller, ihn zunächst zu beruhigen. Zwei Tage später starb August von Hoven, der jüngere der beiden Brüder, mit denen er von Kindheit auf befreundet war. „Tausendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang," schrieb Schiller an den Hauptmann von Hoven, „und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe statt seiner hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich

bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds von der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Je mehr ich mich dem reiferen Alter nähere, desto mehr wünscht' ich, als Kind gestorben zu sein". Die schwermütigen Stimmungen waren über ihn gekommen, wie sie gerade den tiefer angelegten Menschen ergreifen, wenn sich ihm der Gegensatz aufdrängt zwischen dem Bild der Welt, das er im Busen trägt, und dem Treiben der Menschen in der enttäuschenden Wirklichkeit, „dem wunderseltsamen Wettrennen nach Glückseligkeit, diesem bunten Lotto des Lebens, worein so mancher seine Unschuld und seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und — Nullen sind der Auszug, am Ende war kein Treffer darin". Einen Menschen wie den jungen Schiller konnten weltschmerzliche Anwandlungen nur vorübergehend berühren. Die Welt, die so weit zurückbleibt hinter dem Bild, das in ihm lebt, erfüllt ihn mit flammendem ethischen Zorn gegen das Unrecht, das er in Staat und Gesellschaft um sich sieht: dieser Aufschrei klingt uns aus den „Räubern" entgegen. Hier liegen die Wurzeln, aus denen dieses Drama erwachsen ist.

Seinen medizinischen Studiengang schloß Schiller im Dezember 1780 ab mit einer Abhandlung, die sich wiederum auf dem Grenzgebiet der Physiologie und der Psychologie bewegte: „Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen". Schon dieser Titel weist darauf hin, welche Bedeutung sein Berufsstudium für den jungen Schiller haben mußte. Unter Verhältnissen lebend, die ihm oft genug zur Folter waren, wurde er gewohnt, „in eine Idealenwelt auszuschweifen". Das Studium der Medizin führte ihn immer wieder zur Wirklichkeit zurück, zur Welt der Erfahrung, und bildete so ein bedeutsames Gegengewicht gegen die in seiner Anlage gegebene Art, alle Erscheinungen unter den höchsten Gesichtspunkten aufzufassen, eine Neigung, in welcher er noch bestärkt werden mußte durch den philosophischen Unterricht in der Akademie, der den von der Welt und dem Leben draußen abgeschlossenen Jünglingen ein abstraktes Weltbild übermittelte.

Als Regimentsmedikus bei einem Grenadierregiment in Stuttgart sollte der angehende Mediziner nun in die Ausübung des ärztlichen Berufes eingeführt werden. So stand er wieder unter militärischem Zwang. Das hinderte nicht, daß nun die so lange zurückgehaltene Jugendlust in vollen Zügen genossen wurde. Was die Militärakademie ihnen versagt hatte, ein burschikoses Studentenleben, das holte Schiller mit seinen Freunden nun nach. Einen Zuschuß zu dem kargen Feldschergehalt gewann er durch Redaktionsarbeiten, die er übernahm. Vor allem aber galt es, die „Räuber" für den Druck fertigzumachen und an die Öffentlichkeit zu bringen. Es drängte ihn zu erfahren, was er „für ein Schicksal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe". Als ersten und wichtigsten Grund aber, warum er die Herausgabe wünsche, nennt er „jenen allgewaltigen Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansieht — das Geld". Die „Räuber" sollten ihm jedoch keinen Pfennig einbringen. Es gelang nicht, einen Verleger zu finden. Um sie drucken zu lassen, mußte er das Geld entlehnen: der folgenschwere Anfang zu jenen Schulden, die er jahrelang wie eine Kette nachschleppte und die ihm bitter schwere Stunden bereiteten. Im Mai 1781 ging das Buch hinaus, ohne Nennung des Verfassers; schon im Juli stand in einer erfurter Besprechung zu lesen: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser". Noch während des Druckes sandte Schiller die fertigen Bogen an den Buchhändler Schwan in Mannheim, wohl in der Hoffnung, ihn zur Übernahme des Verlags zu bestimmen. Schwan las sie dem Leiter des mannheimer Theaters, Wolfgang Heribert von Dalberg, „brühwarm" vor. Der rührige Intendant, dem daran lag, zugkräftige Stücke für seine Bühne zu gewinnen, richtete an den jungen Dichter ein schmeichelhaftes Schreiben wegen einer Aufführung der „Räuber" und der „noch in Zukunft zu verfertigenden Stücke". Bei der Bearbeitung für die Bühne nahm Schiller eingreifende Änderungen vor; schließlich mußte er sich auch noch gefallen lassen, daß die Handlung, um der Deutung auf Zustände der Gegenwart vorzubeugen, im Widerspruch zu der ganzen Gedankenwelt, von der sie getragen ist, aus dem 18. Jahrhundert in den Ausgang des 15. verlegt wurde. Die erste Aufführung, am 13. Januar 1782, der treffliche Darsteller ihre Kräfte liehen, wurde von dem überfüllten Hause mit stürmischem Beifall aufgenommen. Der zweiundzwanzigjährige Dichter, der ihr mit wildem Urlaub beiwohnte, durfte in seinen Lazarettdienst mit der Überzeugung zurückkehren, daß er zum Dramatiker geboren sei. „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt," bekannte er in seinem nächsten Schreiben an Dalberg, „und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen". Wie scharf und wie kritisch er beobachtet hatte, zeigt eine nach dieser Aufführung erschienene anonyme Selbstrezension des Dramas, das erste Zeugnis für die Klarheit über sich selbst und sein Schaffen, die Schiller eigen war. Was die Kritik an den „Räubern" seitdem auszustellen fand, ist im wesentlichen hier schon vorausgenommen. Aber was wollen die Übertreibungen und Unmöglichkeiten, was wollen so manche Geschmacklosigkeiten und die den jungen Mediziner verratenden Zynismen, was will das alles besagen gegenüber der dramatischen Wucht dieses Werkes, das mit einem bei der Jugend seines Verfassers ganz erstaunlichen Kunstverstand aufgebaut ist, gegenüber diesem aus den letzten Gründen des Tragischen heraus geborenen kühnen Gemälde ungeheurer Verirrung. Zwei Menschen stehen im Kampf mit der sittlichen Weltordnung und treten, jeder in seiner Art, aus dem Kreise der Menschheit;

beide zerbrechen in diesem Kampf. In Empörung gegen eine Welt der Niedertracht und Heuchelei um sich her meint Karl Moor, bessere Verhältnisse dadurch herbeiführen zu können, daß er Verbrechen gegen Verbrechen setzt, und muß zu der vernichtenden Erkenntnis kommen, ein Tun wie das seine müsse den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten. Der ganze Schiller, wie er immer war, kündigt sich schon in diesem Erstlingswerk an: ein Dramatiker, bei dem es nicht um kleine Ereignisse des Alltags geht, sondern um „der Menschheit große Gegenstände", und eine machtvolle, vom tiefsten sittlichen Pathos getragene Persönlichkeit.

Eine Wirkung wie die der „Räuber" konnte der nächsten Veröffentlichung Schillers, der Anthologie auf das Jahr 1782, nicht beschieden sein; sie ging denn auch so gut wie unbeachtet vorüber, trotz des Federkrieges im schwäbischen Winkel, der in ihr widerklingt. Eingestreut unter Gedichte seiner Freunde aus der Akademie gab Schiller hier seine Jugendgedichte, Ältestes und Neuestes, zum Teil noch unter dem Einfluß Klopstocks und Hallers entstanden, anderes unter dem von Wieland, Schubart, Bürger. Dadurch ergibt sich eine reichere Fülle von Tönen, als die lyrische Dichtung seiner Reifezeit umfaßt. Wo ihn die Anthologie in eigenen Bahnen zeigt, tritt uns meist in überhitzter und übersteigerter Sprache ein Gewühl unausgeglichener Anschauungen und Empfindungen entgegen. Neben Gedichten wie „Die Schlacht", in dem sich zum erstenmal Schillers glänzende Schilderungskraft auch des nicht mit eigenen Augen Geschauten bekundet, finden sich ins Maßlose gehende Ausschweifungen der Phantasie, in denen sich Bilder und Worte krampfhaft überwirbeln und Schwulst und Geschmacklosigkeit des Ausdrucks manches fast ungenießbar machen, wenn auch dazwischen wieder Verse und Strophen von hohem Reize aufblühen. In seine spätere Gedichtsammlung hat er aus diesen Gedichten, unter denen die für sein damaliges Denken und Empfinden bezeichnendsten die sinnlich-übersinnlichen Wallungen der Lauragedichte sind, nur eine Auswahl aufgenommen und auch diese meist stark gekürzt.

Immer stärker regte sich in Schiller die Sehnsucht nach einer seinen Anlagen entsprechenden Tätigkeit. Diesem Ziel galt eine zweite Reise nach Mannheim im Mai 1782. Dalberg machte ihm auch Hoffnungen auf eine Stelle an seinem Theater, ließ aber nichts mehr von sich hören, als Schiller ihm mitteilte, der Herzog habe von der wiederum ohne Urlaub unternommenen Reise erfahren und ihn mit Arrest bestraft. Nicht lange darauf wurde er wieder zum Herzog berufen. Eine Äußerung Spiegelbergs in den „Räubern" war in Graubünden übel vermerkt worden und gab Anlaß zu einer „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers". Sie wurde dem Herzog in die Hände gespielt, der Schiller zornig zur Rede stellte und ihm aufs strengste verbot, „literarische Schriften herauszugeben, noch weniger sich mit Ausländern einzulassen" Eine Änderung in der Gesinnung des Herzogs, dem ein Werk wie die „Räuber" und Gedichte wie „Die schlimmen Monarchen" oder das auf den Tod des Generals Rieger im Innersten zuwider sein mußten, war so wenig zu erwarten, als es Schiller möglich war, sich dem Befehl des Herzogs zu fügen. Ebensogut hätte dieser einem jungen triebkräftigen Baum das Wachsen verbieten können! Der Entschluß, auf den alles zudrängte, ist Schiller nicht leicht geworden. Er war auf Kosten des Herzogs in der Akademie ausgebildet worden und war verpflichtet, im herzoglichen Dienst zu bleiben, in dem ihn seine Eltern versorgt glaubten. Schiller tat ein Letztes, indem er versuchte, den Herzog wenigstens zu einer Milderung des Verbots zu bestimmen. Das Gesuch wurde nicht angenommen und dem Regimentsmedikus die Eingabe weiterer Schreiben an den Herzog untersagt. So blieb ihm nur die Wahl, sich selbst aufzugeben oder sich der Gewalt des Herzogs zu entziehen. Die Pflicht, das zu werden, wozu er sich berufen fühlen durfte, ging jeder anderen vor; der Entschluß zur Flucht, die ihn einer ungewissen Zukunft entgegenführte, war eine sittliche Tat. Das Ziel sollte Mannheim sein; durch sein neues Drama „Fiesko", an dem er eifrig arbeitete, hoffte Schiller sich dort die Wege zu bahnen. Ein Reisegefährte bot sich ihm in dem jungen Musikus Streicher, der ihm in den nächsten schweren Jahren eine auf jeder Probe ausharrende Freundestreue bewies. Am Abend des 22. September 1782 fuhren die beiden unerkannt durch das Stadttor. Gegen Mitternacht sahen sie in der Ferne die zu Ehren fürstlicher Gäste mit über 90 000 Lämpchen beleuchtete Solitude. „Die reine, heitere Luft", berichtet Streicher, „ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahle berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: Meine Mutter!"

Die Hoffnungen, die Schiller auf seinen „Fiesko" und auf Dalberg gesetzt hatte, erwiesen sich als trügerisch. In Frankfurt, wohin er mit Streicher nach kurzem Aufenthalt in Mannheim zu Fuß gewandert war, erhielt er die bitter enttäuschende Mitteilung, das Drama sei in seiner vorliegenden Gestalt für das Theater nicht brauchbar und der darauf erbetene Vorschuß abgelehnt. Mittellos stand der junge Dichter in der reichen Handelsstadt und blickte mit dem Gedanken, seinem unnützen Leben ein Ende zu machen, von der Mainbrücke in den Fluß hinab. Auch die Umarbeitung des „Fiesko", die Schiller dann in Oggersheim bei Mannheim ausführte, wurde von Dalberg abgelehnt und ebenso die Anregung Ifflands, Schiller eine „den billigen Erwartungen eines solchen Mannes" entsprechende Unterstützung zu gewähren. Es konnte nicht mehr zweifelhaft sein, daß Dalberg jede Berührung mit dem Flüchtling vermeiden wollte. Schiller verschloß seine Gedanken über eine solche Behandlung in sich; unter Umständen, in denen jeden andern die Kraft verlassen hätte, befolgte er, wie Streicher hervorhebt, den Grundsatz seines Karl Moor: „Die Qual erlahme an meinem Stolze". Länger in der Nähe

Mannheims zu bleiben, hatte keinen Zweck. Schon in Stuttgart hatte ihm Henriette von Wolzogen, mit der er durch ihren in der Karlsschule studierenden Sohn Wilhelm bekannt geworden war, eine Zufluchtstätte auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen angeboten; davon machte er nun Gebrauch. Den „Fiesko" überließ er dem Buchhändler Schwan; das magere Honorar reichte gerade hin, die Wirtsrechnung Schillers und Streichers für die letzten vierzehn Tage zu begleichen, einige für den Winter notwendige Anschaffungen zu machen und die Reise nach Bauerbach zu bestreiten.

„Wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat," kam Schiller sich vor in dem weltentlegenen Dorfe, wo er sich nach zwei enttäuschungsreichen Monaten nun wirklich geborgen fühlen durfte. In den einsamen Wintertagen, in deren Gleichförmigkeit nur ein kurzer Besuch von Frau von Wolzogen mit ihrer sechzehnjährigen Tochter Lotte eine kurze Unterbrechung brachte, rückte die Ausarbeitung eines neuen Trauerspiels, „Luise Millerin", stetig voran. Pläne zu weiteren Dramen wurden erwogen und die ersten Entwürfe zum „Don Karlos" niedergeschrieben. Mit Büchern versorgte ihn der Bibliothekssekretär Reinwald in Meiningen, der die Bedeutung des jungen Mannes wohl erkannte. „Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm," schrieb Reinwald in sein Tagebuch, „und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühen und den reichen Geist erkannt, den sie ahnen lassen. — Das Genie bricht sich Bahn, und sollten alle Leiden der Welt es überfluten". Als im Mai 1783 Frau von Wolzogen mit Lotte wieder nach Bauerbach kam, fand die in Schiller erwachte schwärmerische Neigung zu der Tochter seiner Beschützerin immer stürmischeren Ausdruck. Frau von Wolzogen gab ihm zu verstehen, daß die Gefühle ihrer Tochter nach anderer Seite gingen. Sie schlug ihm vor, auf einige Zeit nach Mannheim zu gehen. Von dort waren ihm Anträge wegen seines neuen Dramas gekommen, und Dalberg hatte „auf eine verbindliche Art über seine Untreue Entschuldigung getan". Schweren Herzens schied Schiller von der Idylle von Bauerbach und von seiner mütterlichen Freundin, mit der er bis zu ihrem Tode in herzlicher Dankbarkeit verbunden blieb. Er dachte an baldige Wiederkehr. Der erfahrenere Reinwald aber hatte schon einige Monate früher an Schillers Schwester Christophine geschrieben, so unendlich viel er selbst dadurch verliere, müsse er für ihren Bruder keinen zweiten Winter in Bauerbach, sondern den Aufenthalt in einer größeren Stadt mit einem guten Theater wünschen.

Mannheim hatte ein solches Theater, und Schiller trat zu diesem in engste Beziehung. Am 1. September 1783 wurde er auf ein Jahr als Theaterdichter angestellt mit einem Gehalt von 300 Gulden und der Einnahme einer Aufführung von jedem Stück, das er auf die Bühne bringe. Dafür hatte er außer „Fiesko" und „Luise Millerin" noch ein drittes Drama für das Mannheimer Nationaltheater zu liefern. Hoffnungsvoll blickte er in die Zukunft. Allein bald ergriff auch ihn ein in Mannheim umgehendes Fieber und machte ihn monatelang fast arbeitsunfähig. Unter diesen Umständen rückte die Umarbeitung des „Fiesko" für die Bühne langsamer voran, als er angenommen hatte. Der Erfolg der ersten Aufführung entsprach nicht Schillers Erwartungen. Dieses Schmerzenskind, unter so wenig günstigen Verhältnissen entstanden und unter immer wiederkehrenden Fieberanfällen nur widerwillig umgearbeitet, mußte aus inneren und äußeren Gründen hinter seinem gewaltigen Erstlingswerk zurückbleiben. Schillers erster Schritt in die geschichtliche Welt, die er für die deutsche Bühne erobern sollte, hatte, nach seinem eigenen Wort, „eine unfruchtbare Staatsaktion" zum Vorwurf, die nicht unter dem Zwang innerer Notwendigkeit steht, wie schon das Schwanken des Dichters, welchen Ausgang er der Handlung geben solle, erkennen läßt. Einen vollen Erfolg brachte ihm wieder die Aufführung von „Kabale und Liebe", wie die „Luise Millerin" auf Ifflands Vorschlag genannt wurde. Die Einzelzüge für dieses Bild staatlicher und gesellschaftlicher Zustände, unter denen Menschenglück und Menschenleben zertreten werden, entnahm er Vorgängen in seiner Heimat, aber Ähnliches fand sich überall im damaligen Deutschland. Mit einer für seine Zeit unerhörten Kühnheit war hier Wirklichkeit geworden, was er in seinem Vortrag „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" verkündete: „Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl". Als geborenen Dramatiker erwies auch dieses Werk seinen Verfasser: mit zwingender Gewalt entwickelt sich die Handlung nach einer unübertrefflichen Einführung in fester Geschlossenheit unter den wuchtigsten Entladungen. Diesem dramatischen Genius die Möglichkeit ruhigen Schaffens zu geben, wäre Dalberg ein leichtes gewesen, wenn sein Theaterdichter Schiller mit dem dritten ausbedungenen Stück auch im Rückstand blieb. Die platte Mittelmäßigkeit des Publikums fand freilich mehr Gefallen an den rührsamen Familienstücken, wie sie Iffland mit handwerksmäßiger Fertigkeit zu liefern verstand, und der auf Schiller eifersüchtig gewordene Iffland wußte das auch zur Verdrängung seines vermeintlichen Nebenbuhlers auszunutzen. Als das Jahr von Schillers Anstellung abgelaufen war, sah er sich stillschweigend entlassen. Für die ihm zustehenden Einnahmen von zwei Theaterabenden hatte er sich mit Vorschüssen abfinden lassen müssen. Aus qualvollster Lage, die aus seiner alten stuttgarter Schuld erwachsen war, halfen ihm seine wackeren Wirtsleute heraus, der Maurermeister Hölzel und seine Frau. Als sie viele Jahre später selbst in Not kamen, hat er ihnen wiederholt mit rascher Hilfe vergolten, was sie einst für ihn getan hatten.

Von tiefgehender Bedeutung wurde für Schiller das Bekanntwerden mit Charlotte von Kalb, der geistig hervorragendsten unter den Frauen, die bis dahin in seinen Lebenskreis getreten waren. Als sie sich dauernd in Mannheim niederließ, entspann sich ein reger Verkehr, beglückend für Charlotte, die sich „in tiefster Wesenheit" von ihrem Gatten geschieden fühlte, und wohltätig empfunden von Schiller. „Sein Genius", bezeugt Karoline von Wolzogen, „fand bei ihr die Freiheit und Wärme des Begegnens in Gefühl und Ideen, deren er bedurfte, und die zarte Schonung der Freundschaft in leidenschaftlichen Stimmungen". Ihren Beziehungen verdankte es Schiller, daß er an Weihnachten 1784 am Hofe in Darmstadt in Anwesenheit des dort zu Besuch weilenden Herzogs Karl August von Weimar den ersten Akt des „Don Karlos" vorlesen durfte. So wenig der Charakter eines Rates, den ihm der Herzog bei diesem Anlaß verlieh, besagen wollte, für Schillers gesellschaftliche Stellung war er gerade unter seinen jetzigen Verhältnissen nicht ohne Bedeutung, und für die Zukunft konnten sich Hoffnungen an diese Verbindung mit dem weimarischen Hofe knüpfen. In Erinnerung an den Abend der Vorlesung widmete Schiller dem Herzog Karl August das erste Heft der „Rheinischen Thalia", das den Anfang des „Don Karlos" enthielt. Die Hoffnung auf ein Einkommen, die Schiller auf diese Zeitschrift gesetzt hatte, erfüllte sich nicht; trotz eifrigster Bemühungen war nur eine kleine Anzahl von Abnehmern zu gewinnen.

Anfang Juni 1784 hatte ihm der Buchhändler Götz von der leipziger Messe ein Päckchen mitgebracht. Es enthielt ein Schreiben, dessen Verfasser mitteilte, er habe sich mit drei Personen, die wert seien, seine Werke zu lesen, vereinigt, um Schiller zu danken und ihn zu stärken, „wenn ihn etwa der Zweifel müde machte, ob seine Zeitgenossen wert wären, daß er für sie arbeitete". Der Schreiber dieses Briefes, der seinen Namen nicht nannte, hatte eine von ihm geschaffene Vertonung von Amalias Lied in den „Räubern" beigelegt; in einer seidenen Brieftasche lagen die Bilder der vier Verehrer, zwei Herren und zwei Mädchen, deren eine die Bilder gezeichnet, die andere die Brieftasche gestickt hatte. Die Sendung kam wie ein Sonnenblick in trostlos trüber Zeit. „So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen," schrieb er an Frau von Wolzogen, „durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht — aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein, — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. — Und wenn ich das nun weiter verfolge, und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben, und sich freuen, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren — wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen und Bewunderung zollt — dann, meine Teuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis". Die Absender waren, wie Schiller in Erfahrung brachte, der Oberkonsistorialrat Christian Gottfried Körner, seine Braut Minna Stock, deren Schwester Dora Stock und Ludwig Ferdinand Huber. Erst ein halbes Jahr nach der Zusendung kam Schiller zu einer Erwiderung: „Ihre Briefe, die mich unbeschreiblich erfreuten, und eine Stunde in meinem Leben auf das angenehmste aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemütsverfassung war diejenige nicht, worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, gern zum erstenmal vors Auge bringt". Die Antwort habe er in einer besseren Stunde geben wollen, aber „in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude. — Wie mußten Sie sich eine Tat reuen lassen, die Sie an den Undankbarsten auf dem Erdboden verschwendeten! Aber nein, das letztere bin ich niemals gewesen, und habe schlechterdings keine Anlage, es zu sein". Er bekennt, daß ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste waren, was ihm in der ganzen Zeit seiner Schriftstellerei widerfahren sei. „Ich sage nicht zuviel, daß Sie, meine Teuersten, es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängnis mir schon aus der Seele preßte, zurücknahm und mich endlich wieder glücklich fühlte. Wenn solche Menschen, solche schönen Seelen den Dichter nicht belohnen, wer tut es denn?" Körners Antwort zeigte, daß Schiller die freudige Gewißheit haben durfte: „Diese Menschen gehören Dir, diesen Menschen gehörest Du". Der Brief, in dem er dies schrieb, am 10. Februar 1785 begonnen, wurde erst am 22. fortgesetzt mit den Worten: „Diese zwölf Tage ist eine Revolution mit mir und in mir vorgegangen. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen". Die letzte Bemerkung geht auf seine Beziehungen zu Frau von Kalb. Die Freundschaft war in beiden zu heißer Leidenschaft entflammt. Schiller riß sich los. Die Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation" gewähren Einblick in seinen Kampf und Sieg.

Am 17. April 1785 kam Schiller nach einer beschwerlichen Reise von neun Tagen zur Messezeit in Leipzig an, herzlich bewillkommt von Huber und den Schwestern Stock. Den Dichter der „Räuber" hatten sich die Mädchen freilich anders vorgestellt, und auch anderen wollte es, wie Schiller damals schrieb, „gar nicht zu Kopf, daß ein Mensch, der die Räuber geschrieben hat, wie andere Mutterföhne aussehen soll. Wenigstens rund

geschnittene Haare, Kurierstiefel und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet". Auch der Buchhändler Göschen, der sich bald zu dem Kreise gesellte, war überrascht über Schillers „sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Zirkel, verglichen mit den Produkten seines Geistes". Von Mai ab verbrachte Schiller mit einem fröhlichen Freundeskreis herrliche Frühlings- und Sommertage in dem nahe gelegenen Dorfe Gohlis. Alle, die sich seines Umgangs in jenen unvergeßlichen Stunden erfreuen durften, erinnerten sich noch in späteren Jahren mit Dank dessen, was er ihnen damals gewesen. „Mit hinreißender Beredtsamkeit, mit Tränen in den Augen", schreibt Göschen, ermunterte er uns, „ja alle unsere Kräfte, ein jeder in seinem Fache anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte". Körner war in Dresden und konnte nur vorübergehend abkommen. Am 1. Juli hatten die Freunde eine Zusammenkunft auf dem Rittergut Kahnsdorf bei Borna. Auf der Rückfahrt nach Gohlis bewegten Schiller Entwürfe für die Zukunft. „In der feurigen Gährung meiner Gefühle", schrieb er nach der Heimkehr an Körner, „haben sich Kopf und Herz zu einem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen". In feinfühliger Weise hatte Körner ihm ermöglicht, vor der Abreise von Mannheim seinen Verpflichtungen dort nachzukommen. Nun schrieb er ihm, auf Schillers zögerndes Geständnis, daß er „ganz auf dem Sande" sei: „Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit, mir Deine Bedürfnisse zu entdecken. Ich weiß, daß Du imstande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Überfluß bist". Schiller erwiderte: „Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Durch Dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei Dir, und durch Dich getraue ich mir, diese zu bilden. Die Tränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn, Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Tränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume — wer ist glücklicher, als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat — kann niemals aufhören. Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen". Körner fand die schöne Antwort: „Es sollte mir weh tun, wenn Du mir zutrauen könntest, daß ich einen Wert auf Handlungen legte, die Leuten von unserer Art bloß natürlich sind. Nicht einen Augenblick habe ich gezweifelt, daß ich bei umgekehrten Verhältnissen eben das von Dir zu erwarten hätte. Ich hoffe also nicht, daß Du das jemals in Anschlag bringen wirst, wenn von dem, was wir einander sind, die Rede ist". Von dem, was die beiden Männer einander waren, redet jede Seite ihres Briefwechsels; die engste und festeste Freundschaft ihres Lebens war geschlossen.

„Was bisher meine heißesten Wünsche erzielten, hab' ich nun endlich erlangt", schrieb der so lange Umgetriebene, als er sich bei Körner und seiner jungen Frau in Dresden „aufgehoben wie im Himmel" fühlte. Das überwältigende Glücksgefühl, das ihn erfüllte, fand seinen überströmenden Ausdruck in dem Liede „An die Freude":

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Unzähligemal vertont, zuerst von Körner selbst, bis es in dem Wunder von Beethovens Neunter Symphonie seinen höchsten Wiederklang fand, gewann dieses Lied seinem Dichter Tausende von Herzen. Die Hauptarbeit Schillers in Dresden und in Körners Sommerwohnung in Loschwitz war die Vollendung des „Don Karlos". Daneben liefen Arbeiten für seine Zeitschrift „Thalia", in der er unter anderem den „Verbrecher aus verlorener Ehre" und den Roman „Der Geisterseher" veröffentlichte, der bei „Toren und Weisen" Beifall fand, aber trotz vieler Wünsche der auf die Fortsetzung gespannten Leser nicht zu Ende geführt wurde. Die „Thalia" brachte Schiller nur wenig ein. Auf eine Stellung in Dresden, das ihm, von dem Körnerschen Kreise abgesehen, wie eine „Wüste der Geister" erschien, war nicht zu hoffen. Er trat in Verbindung mit dem Schauspieldirektor Schröder, konnte sich aber nicht entschließen, dessen Ruf nach Hamburg zu folgen. Von der leidenschaftlichen Neigung zu Henriette von Arnim suchten ihn Körners lange vergeblich abzubringen. Durch dieses Erlebnis war ihm Dresden vollends verleidet; auch Körner hielt nun eine Reise für angezeigt. Schiller wollte zunächst auf einige Zeit nach Weimar gehen. Der „Don Karlos", der im Juni 1787 im Druck erschien, sollte ihm als Empfehlungsbrief dienen. Mit diesem Drama hatte Schiller einen großen Schritt weiter getan. Schon in der Form: zum

erstenmal hören wir den machtvollen dramatischen Vers Schillers. Der erste Plan des „Don Karlos" war auf eine Familientragödie in einem fürstlichen Hause gegangen, das Geschick zweier Liebenden, denen sich, wie in „Kabale und Liebe", Herrscherwille, Gesetz und Sitte entgegenstellen. Auf diesen Plan wurde im Laufe der langen Entstehungsgeschichte dieses Dramas ein zweiter gesetzt: der „enthusiastische Entwurf" Posas und des Prinzen, „den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist". Die Verschmelzung des Liebesdramas, das der Dichter vor der Vollendung des Ganzen schon hinausgegeben hatte, mit diesem zweiten Thema, der Idee der Menschenwürde und der Völkerfreiheit, hat den Gang der auch durch Willkürlichkeiten weitergetriebenen Handlung allzu verwickelt gemacht und das Drama zu ungewöhnlicher Länge anschwellen lassen: es vollziehen sich in ihm tragische Geschicke, von denen jedes für sich schon den Stoff zu einem Drama enthält. So viel man an „Don Karlos" in dieser Hinsicht aber ausstellen kann, er bleibt ein Werk, das aus Schillers Entwicklungsgang nicht wegzudenken ist und das man auch nicht missen möchte. Ein Hauch ewiger Jugend weht uns aus der Gedankenwelt dieser Dichtung entgegen, die Schillers erste dramatische Periode abschließt, und dem, der sich kühl überlegenen Sinnes darüber erhaben dünkt, klingt daraus das Wort entgegen:

Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

In Weimar, wo Schiller am 21. Juli 1781 ankam, hatte er einen Anknüpfungspunkt an Charlotte von Kalb, die dort weilte und mit der die Verbindung nie ganz abgebrochen war. Sie führte ihn in die Hofgesellschaft ein; schon nach acht Tagen konnte er von einem Tee bei der Herzogin Anna Amalia in Tiefurt berichten, wohin er mit Wieland zusammen eingeladen worden war. Wie diesen, so hatte er auch Herder aufgesucht und war freundlich aufgenommen worden. Eingehend schreibt er den Freunden in Dresden über seine Eindrücke in Weimar und in Jena. „Die nähere Bekanntschaft mit diesen Weimarischen Riesen hat meine Meinung von mir selbst verbessert". „Ich habe mich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten. Jeden glaubte ich meinen Richter, und jeder hat genug mit sich selbst zu tun, um mich auszulauern". „Das Resultat aller meiner hiesigen Erfahrungen ist, daß ich meine Armut erkenne, aber meinen Geist höher anschlage, als bisher geschehen war". Dem Mangel an vielseitiger Bildung und an Welterfahrung, den er im Vergleich mit andern in sich fühle, könne er durch Fleiß begegnen, und dann werde er das glückliche Selbstgefühl seines Wesens rein und vollständig haben. „Mich selbst zu würdigen, habe ich den Eindruck müssen kennen lernen, den mein Genius auf den Geist mehrerer entschieden großer Menschen macht. Da ich diesen nun kenne, und den Vereinigungspunkt ihrer verschiedenen Meinungen von mir ausfindig gemacht habe, so fehlt meinem Urteil von mir selbst nichts mehr. Um nun zu werden, was ich soll und kann, werd' ich besser von mir denken lernen und aufhören, mich in meiner eigenen Vorstellungsart zu erniedrigen". Er habe viel Arbeit vor sich, um zu seinem Ziele zu gelangen, aber er scheue sie nicht mehr. Und nun zog er sich auf sich selbst zurück, wie es auch die andern in Weimar machten, von denen im Grunde jeder für sich lebte: „So viele Familien, eben so viele abgesonderte Schneckenhäuser, aus denen der Eigentümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen". Zehn, zwölf und mehr Stunden täglich arbeitete er an seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande, unbeirrt durch Mahnungen Körners, der ihn an seinen höheren Beruf als Dichter erinnerte. „Für meinen Karlos, das Werk dreijähriger Anstrengung bin ich mit Unlust belohnt worden", erwidert er nicht ohne Bitterkeit. „Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen". Die Beschäftigung mit der Geschichte bereicherte und erweiterte seinen Anschauungs- und Erfahrungskreis; sie entsprach zugleich der Notwendigkeit, daß ihm seine Arbeit etwas eintragen mußte. Sie konnte auch die Grundlage werden für eine Berufung nach Jena, und „für eine Versorgung qualifiziert zu sein", dazu hatte er jetzt einen besonderen Grund, über den er den Freund freilich im ungewissen ließ.

Zu Anfang des Winters hatte er seine seit 1786 mit Reinwald verheiratete Schwester Christophine in Meiningen besucht und Frau von Wolzogen in seiner einstigen Zufluchtstätte Bauerbach. Auf der Rückreise verbrachte er mit Wilhelm von Wolzogen einen Abend in Rudolstadt bei Frau von Lengefeld mit ihren Töchtern Karoline und Lotte. Als Lotte dann einige Monate in Weimar zubrachte, knüpften sich nähere Beziehungen zwischen ihr und Schiller. Im Mai zog er nach Volkstedt bei Rudolstadt, wo Lotte eine Wohnung für ihn gemietet hatte. Eine Fülle von Arbeit hatte er sich für diesen Sommeraufenthalt vorgenommen. Nachmittags oder abends pflegte er an der Saale hin nach Rudolstadt zu wandern; im August nahm er dort selbst Wohnung. Von den beiden Schwestern lebte die ältere in glückloser Ehe mit dem Hofrat von Beulwitz, der ihrer

genialischen Art nicht genügen konnte. Im Gegensatz zu Karolines leidenschaftlichem und unstetem Wesen, das sie in immer neue Seelenbündnisse verstrickte, war Lotte eine still und sicher in sich selbst ruhende Natur. „Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen", so schilderte Karoline vier Jahrzehnte später die Schwester unter erkennbarem Hinweis auf das, was sie selbst vergeblich das Glück hatte suchen lassen. Von jenem Sommer des Jahres 1788 aber berichtete sie in beglückter Rückerinnerung: „In unsrem Hause begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mitteilen, was uns frommen könnte, und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemütsstimmung. Sein Gespräch floß über in heitrer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saaleufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen erblickten, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmutige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüts waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Banden der Erde abfallen und die sich in einem reinern, leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zumute".

Anfang September brachte Lotte von dem nahen Kochberg, dem Gute der den Schwestern befreundeten Frau von Stein, die Nachricht, daß Goethe dort sei und in den nächsten Tagen einen Besuch im Beulwitzischen Hause machen werde. So sehnlich Schiller einer Begegnung mit dem im Juli von Italien zurückgekehrten Goethe entgegengesehen hatte, so schmerzlich sollte er sich in seiner Erwartung getäuscht sehen. Zwar wurde seine „in der Tat große Idee von ihm" durch diese persönliche Bekanntschaft nicht vermindert, wie er dem Freunde in Dresden berichtete, „aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren". Mit sicherem Blick hatte Schiller sofort den wahren Grund von Goethes Zurückhaltung gegen ihn erkannt. Dem Dichter der „Iphigenie" und des „Tasso" war der Dichter der „Räuber" und „anderer Produktionen von genialem Wert und wilder Form", wie wir in Aufzeichnungen Goethes lesen, „verhaßt": weil dieses „kraftvolle, aber unreife Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte". — „Ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Karlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort". In jenem Rudolstädter Sommer 1788 war Schiller aber bereits in Bahnen eingelenkt, die ihn Goethe näherführen konnten. Einige Wochen vor der Begegnung mit diesem hatte er Körner geschrieben, er lese fast nichts als Homer. „Die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen. — Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohltun, — vielleicht Klassizität geben wird". Noch in Rudolstadt beschäftigte ihn eine Übertragung der „Iphigenie in Aulis" des Euripides. Am Vorabend seines Geburtstages las er den Schwestern aus einer im Werden begriffenen Dichtung „Die Künstler" vor, die ein Hochgesang auf die Kunst als Anfang und Vollendung der Menschenbildung werden sollte. Mit dem Zuruf an die Künstler: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!" nahm er selbst auf Jahre Abschied von der Muse. Als Schiller wieder zur Dichtung zurückkehrte, hatten Goethe und er sich gefunden.

Der Aufenthalt in Rudolstadt hatte Schiller, wie er Körner schrieb, sich selbst wiedergegeben und einen wohltätigen Einfluß auf sein inneres Leben gehabt. In ihrem „Leben Schillers" berichtet Karoline: „Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmutiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter. Meiner Schwester ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf, und ich wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer neu beseelenden Freundschaft. Alles, was uns umgab, genoß und teilte diesen freundlichen Zauber. — Unsere Pläne

für die Zukunft deuteten auf ein oft vereintes Leben. Eine bestimmte Absicht auf meine Schwester wagte Schiller nicht auszusprechen, da noch keine feste Lebensaussicht für ihn vorhanden war und er sich über die Bedenklichkeit seiner ganzen Lage nicht täuschen konnte. Die Standesverhältnisse wurden in jener Zeit noch strenger genommen, und die mütterliche Sorge um die Haltbarkeit der äußeren Existenz mußte ihm selbst höchst einleuchtend erscheinen". Rascher, als erwartet werden konnte, eröffnete sich eine „Lebensaussicht". Wenige Wochen nach der Rückkehr nach Weimar erhielt Schiller, dessen „Geschichte des Abfalls der Niederlande" vor kurzem erschienen war, einen Ruf an die Universität Jena. Schiller nahm ihn an. War es auch nur eine unbesoldete außerordentliche Professur, die zu besetzen war, eine Stellung zu erlangen, mußte ihm jetzt mehr als je erwünscht sein. In Rudolstadt wurde diese Wendung der Dinge freudig begrüßt. Mit einer Antrittsvorlesung über die Frage „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" bestand Schiller am 26. Mai 1789 „das Abenteuer auf dem Katheder". Nun war auch die Zeit gekommen, sich Lotte gegenüber zu erklären. Nach einer Aussprache mit Karoline konnte er an Lotte schreiben: „Ist es wahr, teuerste Lotte? darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimnis geworden, das ich, solange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, und kam zu Ihnen mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Mut verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken, ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständnis zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft. Mein ganzes Dasein, alles was in mir lebt, alles, meine Teuerste, widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschieht's, um Ihrer immer würdiger zu werden, um Sie immer glücklicher zu machen. — Vergessen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auflegen könnte, und lassen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. — Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner anderen Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde". Herzlich und schlicht antwortete Lotte: „Schon zweimal habe ich angefangen, Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich zuviel fühle, um es ausdrücken zu können. Karoline hat in meiner Seele gelesen, und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehn". Die sehnlichst erwarteten Herbstferien verlebte Schiller wieder in Volkstedt in innigem Verkehr mit den Schwestern. Wenn Schillers Neigung auch von dem ersten Tage an, an dem er in ihr Haus trat, auf Lotte gerichtet war, so war doch auch Karoline stets in den Bund einbezogen. Für unser Gefühl ist es befremdend, seine Briefe so oft an beide Schwestern zusammen gerichtet zu sehen. In den schöngeistigen Kreisen jener Zeit aber waren solche Seelenfreundschaften nichts Ungewöhnliches, und wir finden auch keine Spur davon, daß die mit Karoline in innigster Vertrautheit lebende Lotte daran Anstoß genommen hätte. Was ihr aber schon im Sommer des vorhergehenden Jahres Sorge gemacht hatte, war der aus einem Mißtrauen auf sich selbst entspringende Gedanke, ob sie Schiller auch genügen werde, ob er sie überhaupt zu seinem Glücke bedürfe, ob nicht die Schwester mit ihrer geistreicheren Art ihm mehr sein könnte als sie. In diesem Ringen zwischen Liebe und Entsagung, das sich in jenen Herbsttagen aufs neue entspann, verstand es Karoline von Dacheröden, die spätere Gattin Wilhelms von Humboldt, die bangen Zweifel zu zerstreuen. Die Freundin, der Lotte ihre Sorge anvertraut hatte, urteilte ganz richtig, wenn sie schrieb, gerade ihre stille Anhänglichkeit, ihr sanfter Sinn, ihr ganzes gleichsam in zarte Liebe aufgelöstes Wesen sei es, was Schiller beglücke. „Um dieser Weiblichkeit willen, die der schönste Ausdruck Deines Wesens ist, liebt Dich Schiller gewiß unendlich. Es ist eine kranke Vorstellung, meine Liebe, daß es Schiller je weh tun könnte, Dich gewählt zu haben". Sie riet Lotte, sich mit Schiller darüber auszusprechen, wenn sie über den quälenden Gedanken nicht hinwegkommen könne: „An der heiligen Wahrheit seines Herzens kannst Du nicht zweifeln". Auf Andeutungen Lottes, ob er sich nicht zu hohe Begriffe von ihr mache, erwiderte Schiller: „Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß Du mir aufhören könntest zu sein, was Du mir bist. So müßtest Du aufhören mich zu lieben! Deine Liebe ist alles, was Du brauchst, und diese will ich Dir leicht machen durch die meinige. — Wie könnte ich mich zwischen Euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jedes von Euch, nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich dem anderen nicht entziehe, was ich dem einen bin. — Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, das dieses anders wäre, daß Du anders wärest, als Du bist. Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest

Du mir diese schöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen". Im Dezember hielt Schiller um Lottes Hand an. „Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände", schrieb er an Frau von Lengefeld. „Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieses Geständnis auf meinen Lippen, es kann Ihnen nicht entgangen sein. Seit dem ersten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Gestalt nicht mehr verlassen. In so vielen froh durchlebten Stunden hat sich ihre zarte sanfte Seele in allen Gestalten mir gezeigt. Im stillen innigen Umgang, wovon Sie selbst so oft Zeugin waren, knüpfte sich das unzerreißbarste Band meines Lebens. Mit jedem Tage wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann". Die Frau Oberhofmeisterin von Lengefeld gab ihre Zustimmung zum Bund ihrer Tochter mit dem Professor Schiller. Der Herzog tat das Seinige, indem er Schiller ein Gehalt von 200 Talern gewährte. Am 22. Februar 1790 wurde in Wenigenjena in aller Stille eine der glücklichsten deutschen Ehen geschlossen.

In unermüdlicher Arbeit verlief für Schiller das erste Jahr häuslichen Glücks. Lotte und den Freunden wollte oft bange werden, ob seine Kräfte dieser übermäßigen Anspannung standhalten würden. Die Sorge um die Gesundheit und das Leben des geliebten Mannes sollte leider nur zu bald und für immer die schwerste ihrer Sorgen werden. In den ersten Tagen des Jahres 1791 befiel ihn ein „heftiges Katarrhfieber". Nach vorübergehender Besserung steigerte sich die Krankheit aufs heftigste und brachte ihn dem Tode nahe. Ein spannender Stich auf der Seite, die entzündet gewesen war, blieb zurück, und im Mai überfielen ihn qualvolle, zuweilen stundenlang anhaltende Krampf- und Erstickungsanfälle. Als er nach Wochen Körner darüber berichten konnte, fügte er bei, innerlich hätten ihm diese schreckhaften Erlebnisse sehr gut getan. „Ich habe dabei mehr als einmal dem Tod ins Gesicht gesehen, und mein Mut ist dadurch gestärkt worden. — Mein Geist war heiter, und alles Leiden, was ich in diesem Moment fühlte, verursachte der Anblick, der Gedanke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überstanden haben". Ein Kuraufenthalt in Karlsbad brachte sichtliche Besserung, doch blieben krampfhafte Anfälle und Beklemmungen auch weiterhin nicht aus. Was er über die Krankheitserscheinungen in seiner Brust dachte, verschwieg er den Seinen. Die Krankheit und der Kuraufenthalt hatten unerwartete Ausgaben veranlaßt. Wohl arbeitete er wieder, aber solchen Anstrengungen wie im Jahre zuvor war der leidende Körper nicht mehr gewachsen. Die Not pochte wieder an die Türe. Unerwartet kam Hilfe, wie einst in Mannheim aus der Ferne und wiederum von Menschen, die seine Werke ihm gewonnen hatten. Zu einem Kreis von Verehrern Schillers in Dänemark gehörte auch der junge Erbprinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Auf Mitteilungen, die ihm Professor Reinhold in Jena über Schiller gemacht hatte, schrieb der Prinz an den ihm befreundeten dänischen Minister Grafen Schimmelmann: „Das Übermaß von Arbeit hat Schiller geschwächt, und diese übermäßige Arbeit ist notwendig, damit er das Leben seiner Familie bestreiten kann. Ohne sie würde er Hungers sterben im eigensten Sinne des Worts — und so etwas kommt vor im Zeitalter der Aufklärung". Nach Kopenhagen zurückgekehrt schrieb der Prinz am 27. November 1791 den auch von Schimmelmann unterzeichneten Brief: „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. — Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, verteidige uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens! Wir fassen es ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen, ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf. Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollten Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Talern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unsrer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen *eines* Erdballs umfassen. Sie haben hier nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edlern Art von Hochmut frönen". In Kopenhagen, fügte der Prinz hinzu, würde Schiller Befriedigung für die Bedürfnisse seines Geistes und Freunde finden, und wenn er nach Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Anstellung wünschen sollte, würde es ihnen nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu erfüllen. Doch solle die Wahl seines Aufenthalts Schillers freier Bestimmung überlassen bleiben: „Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede andere Betrachtung nachstehen".

Diesem hochherzigen Anerbieten ist die Erhaltung von Schillers Leben zu verdanken und damit alles, was er noch geschaffen hat. Welche Gedanken und Empfindungen ihn bewegten, als er dieses Schreiben empfing, lesen wir in seinen Briefen an Körner, an die Absender und an Baggesen, den einzigen aus dem Kreise in Kopenhagen, der ihm persönlich bekannt war und dem ein großer Anteil an dieser Wendung seines Geschickes zukam. Noch am Tage des Empfangs ging ein Brief nach Dresden: „Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mitteilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich schon solange ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los, ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten. — Sage Dir selbst, wie glücklich mein Schicksal ist". An die beiden Männer, die ihm „wie zwei schützende Genien die Hand aus den Wolken reichten", schrieb er: „Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich empfangen zu können. – Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege. — Eine Erscheinung, wie Sie mir waren, richtet den Glauben an reine und edle Menschheit wieder auf, den so zahlreiche Beispiele vom Gegenteil in der wirklichen Welt niederschlagen". Auf einen gleichzeitig erhaltenen Brief Baggesens, der ihn aufs innigste bat, das Anerbieten doch gewiß anzunehmen, erwiderte Schiller: „Ja, mein teurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Holstein und des Grafen Schimmelmann mit dankbarem Herzen an — nicht, weil die schöne Art, womit es getan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. — Der großmütige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? — Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren. — Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studieren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die notwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. — Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Wert zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Reiche der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu wiederholen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt".

„Muße zu lernen und zu sammeln," sich innerlich durchzubilden, „seine Individualität zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern", wie er in einer Besprechung von Bürgers Gedichten vom Dichter gefordert hatte, das hatte ihm ein freundliches Schicksal nun gewährt. Die Rückkehr zu dichterischem Schaffen stand ihm dabei als Ziel vor Augen: „Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben". Als er den letzten Rest seiner „ökonomischen Schriftstellerei", den Schluß der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" aufgearbeitet hatte, durfte er Körner zurufen: „Wünsche mir Glück! Jetzt bin ich frei, und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt oder die einen anderen Ursprung hat als Liebhaberei und Neigung".

Die geschichtlichen Studien Schillers gaben ihm mit der Erkenntnis der Bedingungen und Zusammenhänge des geschichtlichen Geschehens und der in diesem wirkenden Kräfte einen sicheren Blick für die Wirklichkeit der Dinge. Seine Hauptwerke auf diesem Gebiet, in denen er als erster in Deutschland künstlerisch gestaltete Geschichtsdarstellung gab, hatten zugleich dem äußeren Zwecke dienen müssen, ihm den Unterhalt des Lebens zu gewähren. Mit den philosophischen Studien, denen er sich nunmehr zuwandte, folgte er ausschließlich dem Bedürfnis seines eigensten Wesens. Für Schillers von Jugend auf philosophisch angeregte und bestimmte Natur war es eine innere Notwendigkeit, nicht nur seine ästhetischen Begriffe zu klären, sondern auch sein ganzes dichterisches Schaffen, dessen Gebiet nach seiner Anlage vor allem ja die Gestaltung des Tragischen sein mußte, auf festen Boden zu gründen. Mit größtem Eifer trieb er nun Kantische Philosophie, deren Studium er schon 1791 mit der eben erschienenen „Kritik der Urteilskraft", der Ästhetik Kants, begonnen hatte. „Unwiderruflich" war er entschlossen, diese Philosophie nicht eher zu verlassen, bis er sie ergründet und in sein Eigentum verwandelt habe, wenn ihn das auch drei Jahre seines Lebens kosten sollte. Keiner seiner Zeitgenossen ist denn auch so in das volle Verständnis Kants und seiner Bedeutung eingedrungen wie Schiller. Die erste volle Frucht seiner in dieser Philosophie wurzelnden Kunstbetrachtung und zugleich eine Auseinandersetzung mit dem bewunderten Meister war die Abhandlung über „Anmut und Würde". Auf der nun erreichten Stufe der Erkenntnis entwickelte er jetzt philosophisch die Gedanken, die seiner Dichtung „Die Künstler" zugrunde lagen.

Er tat dies in Briefen, die er in den Jahren 1793 und 1794 an den Prinzen von Augustenburg richtete, und die dann vertieft und erweitert unter dem Titel „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" 1795 an die Öffentlichkeit gegeben wurden. Wie in allen seinen philosophischen Schriften tritt uns auch in diesen Briefen die gewaltige Persönlichkeit Schillers unmittelbar gegenüber. Alle Gemütskräfte des Lesers will er bewegen und ihm nicht nur seine Gedanken übermitteln, sondern zugleich seine ganze Seele übergeben. Den Ausgangspunkt für seine Ausführungen nahm Schiller von der französischen Revolution, die das große weltgeschichtliche Erlebnis seines Lebens war, und deren Verlauf bestimmend wurde für seine politischen Anschauungen. Auf den Schauplatz, „wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird", waren auch Schillers Blicke gerichtet; auch sein „philosophischer Untersuchungsgeist" fühlte sich „durch die Zeitumstände nachdrücklich aufgefordert, sich mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit zu beschäftigen". Wäre der außerordentliche Fall wirklich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck behandelt und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, „so wollte ich", bekennt er, „auf ewig von den Musen Abschied nehmen und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Tätigkeit widmen". Aber er verneint, daß dieser Fall eingetreten sei. Die Vorgänge in Paris hatten ihm alle Hoffnungen auf den Anfang einer wirklichen Erneuerung im Politischen „auf Jahrhunderte" genommen und ihn mit Ekel „gegen diese elenden Schindersknechte" erfüllt; sie hatten ihm nur bewiesen, „daß derjenige noch nicht reif ist zur bürgerlichen Freiheit, dem noch so vieles zur menschlichen fehlt". Als er diese Briefe schrieb, sah Schiller prophetisch schon voraus, daß die Zustände in Frankreich früher oder später in Anarchie übergehen müßten; das einzige Heil dieser Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, der wieder Ordnung einführe und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum unumschränkten Herrn nicht nur über Frankreich, sondern auch von einem Teil des übrigen Europa machen sollte. „Solange der oberste Grundsatz der Staaten von einem empörenden Egoismus zeugt, und solange die Tendenz der Staatsbürger nur auf das physische Wohlsein beschränkt ist, solange wird die politische Regeneration nichts als ein schöner philosophischer Traum bleiben". Schiller war sich dabei wohl bewußt, daß das physische Wohl die Voraussetzung jeder Höherentwicklung ist, daß der Mensch „warm wohnen und satt zu essen haben muß, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll", und wiederholt berührt er vorahnend und mit warmem Verständnis soziale Probleme, die erst ein Jahrhundert später ihre ganze Bedeutung erlangen sollten. Dem Versuch einer Staatsverbesserung, wie er in Frankreich gemacht wurde, stellte Schiller in diesen Briefen einen anderen gegenüber, der von der wirklichen Natur des Menschen ausgeht. Da es der Charakter der Bürger ist, der den Staat erhält und politische und bürgerliche Freiheit möglich macht, so muß jede Reform, die Bestand haben soll, mit der Veredlung der Denkungsart beginnen und auf die sittliche Reinigung des Willens hinwirken. Es gilt mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und einer gemeinen Denkart zu ringen und mit allen Kräften tätig zu sein an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände abhängt. Den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, dazu sieht Schiller, und dies ist der Leitgedanke der Briefe über die ästhetische Erziehung, keinen andern Weg, als daß man ihn zuvor ästhetisch mache.

„Die Liebe zum Vaterland ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen, und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben vergessen kann", schrieb Schiller im Juli 1793 an Körner. Im Jahr zuvor waren die Mutter und seine jüngste Schwester vier Wochen bei ihm gewesen; auch der Vater, den sein Amt zurückgehalten hatte, sehnte sich nach einem Wiedersehen. So wurde beschlossen, den nächsten Winter in der Heimat zu verbringen. Anfang August wurde die Reise angetreten und zunächst Aufenthalt in der Reichsstadt Heilbronn genommen. Als Schiller durch seine stuttgarter Freunde die Gewißheit gewonnen hatte, daß von Herzog Karl, der leidend geworden war und im Oktober starb, keine Unannehmlichkeiten zu gewärtigen seien, siedelte er nach Ludwigsburg über, wo er den Seinen näher war und in seinem Jugendfreunde von Hoven einen tüchtigen Arzt zur Seite hatte. Bald nach dem Umzug wurde ihm durch die Geburt seines Sohnes Karl die langersehnte erste Vaterfreude zuteil. Den Eindruck, den Schiller auf die Genossen seiner Jugend machte, hat Hoven in die Worte gefaßt: „Er war ein ganz anderer Mann geworden; sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher näher gekannt hatten". Diesen Schiller gibt auch das vortreffliche Bild wieder, das Ludovike Simanowiz damals in Ludwigsburg gemalt hat. „Leider", muß Hoven beifügen, „war der Genuß seines Umgangs sehr oft durch seine Kränklichkeit, heftige Brustkrämpfe, gestört; aber in den Tagen des Besserbefindens, in welcher Fülle ergoß sich der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus, wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig

waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden". Im März 1794 nahm Schiller seinen Aufenthalt in Stuttgart und genoß dort in einer Gartenwohnung einen herrlichen Blütenfrühling. Der Umgang mit seinen Akademiefreunden Dannecker, Scheffauer und Hetsch, die treffliche Bildhauer und Maler geworden waren, gab ihm wertvolle Anregungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Dannecker, „einem wahren Kunstgenie", saß er zu einer Büste, an die der Künstler sein ganzes hohes Können wandte. In regem Verkehr stand er weiter mit Haug, Zumsteeg, Conz, Matthisson und dem Kunstfreund Heinrich Rapp; mit dem rührigen jungen Verleger Cotta knüpfte sich eine bedeutungsvolle Verbindung an. Stürmisch gefeiert wurde Schiller bei einem Besuch in der Karlsschule, die mit dem Tode des Herzogs ihrer Aufhebung entgegenging, obwohl sie, wie Schiller wahrnahm, „ungemein viel Kenntnisse, artistisches und wissenschaftliches Interesse" im Lande verbreitet hatte. Am 6. Mai schied Schiller von der Heimat, die er nicht wiedersehen sollte. Nun konnte er auf sie mit anderen Gedanken zurückblicken als seit den Tagen seiner Flucht. Genesung hatte ihm auch ihre mildere Luft nicht geben können; aber aufs wohltätigste hatte dieser Aufenthalt eingewirkt auf Geist und Gemüt. Er war wieder fortgeschritten auf dem Wege seiner inneren Reifung. „Alles Beste von sonst fand ich wieder und erhöht", schrieb Wilhelm von Humboldt später über die in Schiller während dieser Zeit vorgegangene Änderung, „aber außerdem eine so gleichmäßige, aus Ihrem ganzen Selbst entsprungene Ruhe und Milde, daß beide, außerdem daß sie Ihre innere Zufriedenheit notwendig erhöhen, einen unbeschreiblich wohltätigen Einfluß auf den Umgang mit Ihnen verbreiten. — Gewiß ist Ihre Geistesform jetzt auf ewig bestimmt".

Schiller hatte Cotta die Herausgabe einer literarisch-ästhetischen Zeitschrift „Die Horen" vorgeschlagen und bemühte sich nun, für diese eine Reihe namhafter Schriftsteller als Mitarbeiter zu gewinnen. Auch Goethe erklärte sich bereit mitzuwirken. Einige Wochen später kam er mit Schiller beim Weggang von einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena zufällig ins Gespräch. Schillers Bemerkung, eine so zerstückelte Art, die Natur zu betrachten, könne den Laien nicht anmuten, regte Goethe an zu Ausführungen über seine eigenen Ansichten. Er ging mit Schiller an sein Haus und, um die angesponnene Erörterung fortzusetzen, auch in Schillers Wohnung. Hier trug er seine Gedanken über die Metamorphose der Pflanzen vor und ließ in einer Zeichnung eine symbolische Pflanze erstehen, seine „Urpflanze". Auf Goethes Meinung, diese aus der Erfahrung gewonnen zu haben, erklärte Schiller kopfschüttelnd: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee". Das, was die beiden trennte, die ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen, war damit aufs bestimmteste bezeichnet. Einigermaßen verstimmt erwiderte Goethe, das könne ihm sehr lieb sein, daß er Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe. „Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich", fährt Goethe fort in der Erzählung seiner „Ersten Bekanntschaft mit Schiller", „und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht. Keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. — Der erste Schritt war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten, ich nahm teil an seinen Absichten und versprach, zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben, seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat". In Schiller brachte diese Unterredung „seine ganze Ideenmasse" in Bewegung. Die Anschauung des Goetheschen Geistes, die ihm dabei geworden war, gab ihm Klarheit über manches, worüber er mit sich selbst noch „nicht recht einig" hatte werden können. Ein wunderbarer Brief an Goethe vom 23. August 1794, in dem Schiller, wie Goethe erwiderte, „mit freundlicher Hand die Summe seiner Existenz zog", führte die beiden Männer endgültig zusammen. Ein so eindringendes und umfassendes Verständnis für sein geistiges Wesen, wie es aus diesem Briefe sprach, hatte Goethe noch von niemand erfahren. Auf seinen Wunsch entwarf Schiller in seinem nächsten Brief auch ein Bild seines eigenen Geistesganges. „Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war," schreibt er, „in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben". Goethe möge, fährt er fort, bei ihm keinen großen materialen Reichtum an Ideen erwarten. „Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifizieren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte. Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam kompromittiert zu haben. — Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebe

ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. — Gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit, meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben, in mir zu vollenden, aber ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet". Auf Goethes Einladung verbrachte Schiller zwei Wochen bei ihm in Weimar, und diese „vierzehntägige Konferenz", wie Goethe diese Tage gegenseitiger Aussprache nannte, ließ sie immer bestimmter erkennen, daß die Kreise ihres Empfindens, Denkens und Wirkens teils zusammenfielen, teils sich berührten, daß sie in allem Grundsätzlichen einig waren und jeder auf seinem Wege demselben Ziele zustrebe.

Ein Bund, der ohnegleichen dasteht in der Geschichte des Geisteslebens, war damit geschlossen, in dem sich nach Humboldts Worten das geistige Zusammenstreben unlösbar verwebte mit den Gesinnungen des Charakters und den Gefühlen des Herzens, eine Freundschaft, durch die beide Männer den deutschen Namen ebenso verherrlicht haben wie durch ihre Werke. Als ein „dämonisches Walten", eine Fügung, erschien es Goethe, daß sie gerade jetzt zusammengeführt wurden, als er in Weimar zu vereinsamen drohte und an der Welt müde zu werden anfing, und als Schiller sich von der Philosophie wieder der Dichtung zuwandte. Für Goethe war es „ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebenander keimte und aus aufgeschlossenem Samen und Zweigen hervorging". „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte", schrieb Goethe einige Jahre später dem Freunde, der vielfach anregend einwirkte auf die Gestaltung des „Wilhelm Meister" und unermüdlich antrieb zur Wiederaufnahme und Fortführung des „Faust". Für Schiller erschloß sich nun auch das Verständnis für die Bedeutung, welche die naturwissenschaftlichen Studien für Goethe hatten. Unter denen, die ihn in seinen Forschungen zur Farbenlehre gefördert haben, nennt Goethe auch seinen „unersetzlichen Schiller", der durch die große Natürlichkeit seines Genies die Hauptpunkte, auf die es ankam, schnell ergriffen und ihn, wenn er auf seinem beschaulichen Wege zögerte, durch seine reflektierende Kraft vorwärts zu eilen genötigt und gleichsam an das Ziel gerissen habe. Der rastlos vorwärtsdrängende und weiterschreitende Willensmensch Schiller war für Goethe ebenso ein Erlebnis wie Goethes ganz auf Anschauung angelegtes Wesen für Schiller. „Alle acht Tage war er ein anderer und ein vollendeterer", war Goethes Eindruck, „jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir fortgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil". War es für Schiller eine Freude, wenn er „den innern Reichtum Goethes in Bewegung setzen" konnte, so ging auch er nie von Goethe, „ohne daß etwas in ihn gepflanzt worden wäre". In diesem „auf wechselseitige Perfektibilität gebauten Verhältnis" war der eine dem andern, was nur er ihm sein konnte, und jeder schritt doch sicher in seiner eigenen Bahn weiter. Die bloße Möglichkeit eines solchen Zusammengehens ist ein Zeugnis für die hohe sittliche Reife der beiden Männer. Neidlos bewunderte Schiller in Goethe den umfassenderen und reicheren Geist und den alles überragenden Dichter; neidlos sah Goethe die rasche und weite Anerkennung, die Schillers Dichtungen fanden. Schiller hat bekannt, daß Goethe auch als Mensch für ihn den größten Wert von allen habe, die er persönlich habe kennenlernen. „Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine, lag, was uns alle bändigt, das Gemeine", rief Goethe dem dahingegangenen Freunde nach; an Zelter schrieb er von der Schiller „eingeborenen Christustendenz": „er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln". Als Schiller einmal eine Dichtung vorschwebte, in der alles Sterbliche ausgelöscht, alles Licht, Freiheit, Vermögen sein sollte, da verzweifelte er nicht ganz daran, diese Aufgabe als ein Höchstes zu lösen, wenn sein Gemüt „nur erst ganz frei und von allem Unrat der Wirklichkeit rein gewaschen" sei; „ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Teil meiner Natur auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden". Ganz gelegentliche Äußerungen Schillers, die eine Verwandte seiner Frau niedergeschrieben hatte, gaben Goethe Anlaß zu dem Wort: „Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!"

„Die Horen" brachten von Schiller vor allem die Briefe „Über die ästhetische Erziehung" und die Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung". Diese an fruchtbaren und fortwirkenden Gedanken reiche Abhandlung, in der Schiller über die Art und das Recht seiner eigenen dichterischen Veranlagung die letzte Klarheit gewann, bildet den Höhepunkt und zugleich den Abschluß seiner ästhetischen Arbeiten. Nach anfänglichem Erfolg fand die Zeitschrift doch nicht die Unterstützung der Mitarbeiter und nicht das Echo, das Schiller erwartet hatte; mit ihrem dritten Jahrgang ließ er sie eingehen. Die verständnislosen, dünkelhaften

und übelwollenden Urteile über die besten Beiträge in den „Horen" gaben den Anstoß zu dem von Schiller und Goethe gemeinsam vorgenommenen Strafgericht der „Xenien", die 1796 in dem zweiten der von Schiller herausgegebenen Musenalmanache erschienen. Die klägliche Plattheit und Niedrigkeit der Gegenschriften konnte nur bekräftigen, daß die meisten der Angegriffenen wirklich so waren, wie sie in den „Xenien" erschienen. Einer Erwiderung wurden sie nicht gewürdigt. „Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien", schrieb Goethe an Schiller, der ihm von seiner Arbeit am „Wallenstein" berichtet hatte, „müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsre proteische Natur, zu Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln".

Sechs Jahre hatte Schillers Muse geschwiegen. Im Sommer 1795 wandte er sich wieder eigener Dichtung zu. Weit über die Hälfte aller seiner Gedichte sind in diesem und dem folgenden Jahre entstanden. Es ist die Blütezeit seiner Gedankendichtung, in welcher der von der Philosophie Herkommende nun niederlegt, was ihm im Reiche des Gedankens zum innersten Erlebnis geworden war. Wie sich in Schiller, nach dem Urteil des ihm damals besonders nahestehenden Wilhelm von Humboldt, die philosophischen Ideen aus dem Medium der Phantasie und des Gefühls entwickelten, so erzeugen seine Gedankendichtungen die Idee, umkleiden sie nicht bloß mit dichterischem Schmuck. Ein persönliches Erlebnis zu einem mit Anschauung gesättigten, mit suggestiver Kraft auf den Leser oder Hörer wirkenden lyrischen Stimmungsbild zu verdichten, lag nicht in der Art seines auf Darstellung von Ideen gerichteten Geistes, in dem ein Dichter und ein Denker in einziger Weise verbunden waren. Weit mehr als die Stimmung, die das Erlebte in ihm erregt haben mochte, bewegen ihn die dadurch wachgerufenen Gedanken. Diese über das Zufällige und Individuelle hinausführenden Gedanken werden ihm zu seinem eigentlichen, innersten Erlebnis, das er in Dichtungen von bildhafter Sprachgewalt und hinreißendem Rhythmus niederlegt. Bezeichnet das von tiefstem philosophischen und religiösen Gehalt erfüllte Gedicht „Das Ideal und das Leben", in dem Humboldt ein treues Abbild von Schillers Wesen fand, seinen Übergang von der Philosophie zur Poesie, so ist das im bald darauf entstandenen „Spaziergang" gezeichnete Bild vom Werden der Kultur und ihrer Zersetzung bereits von vollendeter Anschaulichkeit. In die zu Satz und Gegensatz anregende Form des Distichons, die er für den „Spaziergang" gewählt hatte und nun eine Zeit lang fast ausschließlich gebrauchte, faßte er auch eine Fülle von Lebenserfahrung und Lebensweisheit in feingeschliffenen Sinnsprüchen, in denen nach Goethes Urteil „die großen Verhältnisse der menschlichen Natur mit soviel Adel, Freiheit und Kühnheit dargestellt sind". Auf das Hauptjahr epigrammatischer Dichtung folgte 1797 das „Balladenjahr". Mit der Schöpfung seiner Balladen, deren jede eine andere, ihrem Inhalt angemessene Gestaltung zeigt, tat Schiller den Schritt zu rein gegenständlicher Darstellung; in diesem Sinne erscheinen sie als Vorläufer seiner großen Dramen. Die Balladen sind der Teil von Schillers Dichtung, der in die weitesten Kreise gedrungen ist. Die frühe Bekanntschaft mit ihnen führt leicht zu einer Unterschätzung ihres hohen dichterischen Wertes. Man meint sie von der Schule her zu kennen, der sie auch wegen der Tiefe und Kraft ihres ethischen Grundzugs willkommen sind, und wird sich des großartigen Aufbaus, der spannenden, den Dramatiker verkündenden Führung der Handlung und der meisterlichen Beherrschung aller sprachlichen Mittel erst bewußt, wenn sie in künstlerischem Vortrag zu blühendem Leben erstehen und zu einem völlig neuen Erlebnis werden. Dasselbe gilt auch von dem „Lied von der Glocke", mit dem der Dichter seinem Volke einen unvergleichlichen Schatz geschenkt hat, die von hohen Gedanken getragene Dichtung vom Sinn und Gehalt des Lebens, in der die künstlerische Verknüpfung des Werdens der Glocke und der durch ihr Erklingen gegebenen Bilder aus dem Leben des einzelnen Menschen und aus dem öffentlichen Leben zu einem Gesamtbild von edelster Volkstümlichkeit ebenso bewundernswert ist wie die dichterische Gestaltung im einzelnen.

Nach dem „Lied von der Glocke", mit dem der letzte der Schillerschen Musenalmanache abschloß, entstand nur noch eine kleine Reihe von Gedichten; die dramatische Dichtung war jetzt in den Mittelpunkt seines Schaffens getreten. Nach langem Schwanken zwischen den „Maltesern", einem Stoff aus der Geschichte des Johanniterordens, und dem „Wallenstein", der ihn seit 1791 bewegte, hatte sich Schiller 1796 endgültig für den letzteren entschieden. Diesen „widerspenstigen Stoff", diese ungeheure Masse, die es innerlich wie äußerlich zu gestalten galt, zu bewältigen, war eine Riesenaufgabe. „Ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst", schrieb Schiller an Goethe, „würde ich schwerlich fortfahren können". Dieser Glaube sollte ihn nicht trügen. Am 12. Oktober 1798 ging „Wallensteins Lager" zum erstenmal über die Bühne, am 30. Januar und 20. April 1799 die wegen ihres Umfangs in zwei Teile, „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod", zerlegte Tragödie. Zwölf Jahre lagen zwischen dem Erscheinen des „Don Karlos" und der Vollendung des „Wallenstein", Jahre bewußter Durchbildung und Ausreifung als Denker und als Künstler. Ein gewaltiges Werk war geschaffen, die vollendetste deutsche Tragödie, ein Werk, wie Goethe urteilte, so groß, daß in seiner Art zum zweitenmal nichts Ähnliches vorhanden ist. In staunenswerter Gestaltung und Gliederung entrollt sich das Geschick eines im Goetheschen Sinne „dämonischen" Menschen, der so und nicht anders handeln muß, und eilt in stetiger Bewegung dem unausweichbaren Ende entgegen. Selbst ein dem Wesen Schillers fremd gegenüberstehender Beurteiler wie Ludwig Tieck stand nicht an zu bekennen, daß mit dem „Wallenstein" eine neue Epoche der

deutschen dramatischen Literatur beginne: „Unter die blassen Tugendgespenster jener Tage trat Wallensteins mächtiger Geist, groß und furchtbar. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder heraufgerufen habe. Als ein Denkmal ist dieses tiefsinnige, reiche Werk für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, um zu wissen, was wir sind und vermögen".

Die anregenden Tage, die Schiller wegen der Proben und der Aufführung des „Wallenstein" in Weimar zubrachte, hatten ihn lebhaft empfinden lassen, wie wenig Jena ihm noch bot. So reifte der Entschluß, nach Weimar überzusiedeln. Der Plan wurde von Goethe gefördert; am 3. Dezember 1799 fand der Umzug statt. Besonders wertvoll war es für Schiller, daß er dort die ständige Anschauung der Bühne haben konnte, denn „die nächsten sechs Jahre" wollte er sich, wie er Körner schrieb, ausschließlich dramatischem Schaffen widmen. Es war ein ahnungsvolles Wort. Sechs Jahre waren ihm noch beschieden, Jahre, in denen er immer wieder „in Leiden bangte, kümmerlich genas". Nicht mit einem Hauch aber verraten die gewaltigen Weltbilder seiner großen Dramen, daß ihr Schöpfer die letzten Lebenskräfte an dieses Bild des Lebens wendete. In heroischem Wollen hatte sein Geist sich gewöhnt, über das körperliche Gefühl zu siegen, hat Schiller sein Leben selbst zu einem Hohenlied des lebens- und schaffensfreudigen Idealismus gestaltet, dessen Ausgang uns ergreift wie eine gewaltige Tragödie, in welcher der Held sich opfert, damit die Idee gerettet werde.

Gleich nach der Aufführung des „Wallenstein" hatte Schiller mit den Vorstudien zu einem neuen Drama begonnen. Der Prozeß der „Maria Stuart" bot den von ihm gewünschten „bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff". Das Schicksal dieser Frau, eines „ganz physischen Wesens", ist der sinnbetörende Zauber ihrer Natur, die sie heftige Leidenschaften erfahren und entzünden läßt. Schillers Drama gibt den letzten und raschen Ablauf eines durch Jahre sich hinziehenden tragischen Geschehens. Der Ausgang ist schon in den einführenden Szenen zu erkennen, und indem die Handlung sich von ihm wegzubegeben scheint, wird sie ihm nur immer näher geführt. Alles, was zur Rettung Marias geschieht, muß ihren Untergang beschleunigen. So gewinnt dieses Trauerspiel eine außerordentliche Einheit der Handlung. Nach der ersten Aufführung der „Maria Stuart" in Weimar, die am 14. Juni 1800 stattfand und Schiller durchaus befriedigte, schrieb er an Körner, er fange endlich an, sich des dramatischen Organs zu bemächtigen und sein Handwerk zu verstehen. Er konnte auch schon von der Arbeit an einem neuen Werke berichten. Das in Angriff genommene Drama, das ihm nach seinen eigenen Worten „aus dem Herzen floß und zu dem Herzen sprechen sollte", war „Die Jungfrau von Orleans". Diese „romantische Tragödie" erforderte wieder eine neue Behandlungsweise, die an das musikalische Drama heranführt, wie denn auch die Musik vielfach zu Hilfe gezogen ist. Romantisch aber nach Art der Romantiker mit ihrer phantastischen Willkür ist das Drama nicht. Wenn auch zwei Welten ineinanderspielen, so handelt Johanna doch nach inneren Voraussetzungen. Ihr Schicksal ist die Berufung zu einer Aufgabe, die sie nur erfüllen kann, solange sie ganz und ausschließlich von ihr ausgefüllt wird. Ein Hinaustreten über diese ihr gesetzte Bestimmung muß sie innerlich zerbrechen, und sie kann ihre Aufgabe erst vollenden, als sie unter stärkster Versuchung aus freiem Entschluß jede seelische Schwachheit abgeschüttelt und sich selbst wiedergewonnen hat. „Die Jungfrau von Orleans" erlebte ihre Uraufführung in Leipzig. Auf der Rückreise von einem mehrwöchigen Aufenthalt bei Körner in Loschwitz und Dresden, dem letzten, der ihm beschieden sein sollte, wohnte Schiller am 17. September 1801 in Leipzig der dritten Aufführung bei. So wenig die Darstellung ihn selbst befriedigte, so löste die Aufführung doch begeisterte Huldigungen für den Dichter aus, dessen Anwesenheit bekannt geworden war.

Nicht so rasch wie bei den beiden letzten Dramen kam Schiller diesmal zur Entscheidung über die Wahl eines neuen Stoffes. „Mir ist nun wieder ganz unbehaglich," schrieb er seinem Körner, „ich wünschte wieder in einer neuen Arbeit zu stecken. Es ist nichts als die Tätigkeit nach einem bestimmten Ziel, was das Leben erträglich macht". Er hatte große Lust, sich nunmehr „in der einfachen Tragödie nach der strengsten griechischen Form" zu versuchen. Zwei Stoffe schienen ihm dazu geeignet, einer, der ihn seit 1788 beschäftigt hatte, „Die Malteser", und ein frei erfundener, mit dem er sich seit 1797 trug, „Die Braut von Messina". Aber auch andere Vorwürfe zu Dramen wurden erwogen und durchdacht, darunter auch der „Tell". Aufs regste betätigte er sich in der Förderung des unter Goethes Leitung stehenden Theaters. Zwischen die Beschäftigung mit „Maria Stuart" hinein hatte er zur Erweiterung des weimarer Spielplans Shakespeares „Macbeth" übertragen. Zu dem gleichen Zweck bearbeitete er nun, in einer Zeit, in der er sich nicht in eine ganz freie produktive Tätigkeit zu versetzen vermochte, das tragikomische Märchenspiel „Turandot" von Gozzi. Wie schon 1796 den „Egmont", so richtete er auch Lessings „Nathan" und auf Goethes Wunsch dessen „Iphigenie" für die Bühne ein. Manche Störung in seiner Tätigkeit brachten Erkrankungen in der Familie und die Erwerbung und Einrichtung eines eigenen Hauses, das er am 29. April 1802 bezog, an demselben Tage, an welchem in der Heimat seine Mutter starb. Im August begann er mit der Ausführung der „Braut von Messina"; zu Beginn des nächsten Jahres war er an den Schlußszenen, dem „wahren Festmahl der Tragödiendichter", die er zu einer

in der ganzen deutschen Dichtung nicht wiederkehrenden Größe von erschütterndster Wirkung gestaltete. Das Schwergewicht dieser Tragödie liegt nicht in den handelnden Personen, die nur Vertreter ihrer Gattung sind, sondern in der Handlung selbst. Wie Sophokles im „Ödipus" wollte Schiller eine tragische Analysis geben; es enthüllen und vollziehen sich nur die Folgen von früher Geschehenem. Der Fluch, der auf dem Fürstenhause von Messina liegt und den Don Cesar in freiem Tode löst, ist der Fluch der bösen Tat, die fortzeugend Böses gebären muß, und seine Glieder gehen nicht durch ein überirdisches Fatum zugrunde, sondern an ihrem eigenen Wesen. Die Handlung hat der Dichter mit einem lyrischen Prachtgewande umkleidet in den Chören, deren Sprachgewalt ohnegleichen ist, und die wirklich „auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergehen". Der Eindruck der ersten Aufführung war gewaltig. Goethe meinte, der theatralische Boden sei durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden, und Schiller selbst bekam in der Vorstellung zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie.

Im Gegensatz zur „Braut von Messina" sollte sein nächstes Werk, „Wilhelm Tell", „ein rechtes Stück für das ganze Publikum" werden, wie er während der Arbeit daran Iffland ankündigte. Diesmal galt es nicht, die Erfüllung des Schicksals in einem Einzelnen darzustellen; der Held der Handlung ist hier ein ganzes Volk, und auch Tell ist nur einer unter und neben vielen anderen. Die Eigenart des gegebenen Stoffes bedingte diesmal eine lockere Verbindung nebeneinander verlaufender Handlungen, die in dem gemeinsamen Ziel sich zusammenschließen. Schiller fand es „eine verteufelte Aufgabe", ein ganzes, lokal-bedingtes Volk und ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles Phänomen mit dem Charakter der höchsten Notwendigkeit und Wahrheit zur Anschauung zu bringen. Gerade dies aber ist ihm, der die Schweiz nie gesehen hat und nur auf Beschreibungen angewiesen war, mit der genialen Kraft innerer Anschauung in so vollendeter Weise gelungen, daß das schweizer Volk, dem er in „Wilhelm Tell" ein unvergleichliches nationales Festspiel schenkte, sich selbst und seine Heimat bis auf die Sprache hinaus in unübertrefflicher Weise widergespiegelt fand. Was er vorausgeschaut, während er noch mit dem Stoffe rang, sollte sich erfüllen: „Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern". Keines seiner Werke hat so ins Weite gewirkt, ist so viel aufgeführt und so oft gedruckt, auch so oft übersetzt worden, selbst ins Tagalische, die Sprache der Eingeborenen auf den Philippinen.

„Nicht nur für die Schweiz," die ihre Unabhängigkeit verloren hatte, „sondern für die ganze Welt ist dieses gegenwärtig ein Wort zu seiner Zeit", schrieb Cotta über den „Tell". War Schiller schon in seinen Jugenddramen den Zeitereignissen seherisch vorausgeeilt, so sprachen sein „Wallenstein", seine „Jungfrau", sein „Tell" auch von seiner Zeit und zu seiner Zeit, in der wieder „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit" gerungen wurde. Auch jetzt war eine schicksalschwere Zeit, in der Deutschland „zerstücket ward, verraten an den Fremdling"; und „des Lagers Abgott und der Länder Geißel, des Glückes abenteuerlicher Sohn", den Schiller in seinem Prolog zum „Wallenstein" gezeichnet hatte, war auch der dämonische Korse, dessen „gewaltige Natur" „den Kampf um ein bedeutend Ziel" aufgenommen hatte und sich eben anschickte, „der Ehre höchste Staffeln zu ersteigen". Das geschichtsfremde und unpolitische Jahrhundert der Aufklärung, das sein Ideal in einem abstrakten Weltbürgertum erblickt hatte, neigte sich seinem Ende zu. Die Werke der großen Denker und Dichter um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in denen die herrliche, überlegene Größe des deutschen Geistes sich offenbarte, schufen in den Deutschen zunächst das Gefühl geistiger Zusammengehörigkeit. Aber kein einheitlicher deutscher Staat schützte den deutschen Boden gegen den Siegeszug fremder Heere. Wir haben aus der Zeit von Schillers Arbeit am „Wallenstein" einen unvollendet gebliebenen Entwurf zu einem Gedicht auf die Weltsendung des deutschen Volkes. Da stellt sich Schiller die Frage: „Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt – darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freun? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?" „Ja er darf's" ist Schillers Gewißheit. Geht er auch unglücklich aus dem Kampf und muß er „schweigend in der Ferne stehen und die Erde teilen sehen", das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Seine Würde bleibt unangefochten: „Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist. Dem deutschen Volke ist das Höchste bestimmt – die Menschheit in sich zu vollenden. Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen – und das langsamste Volk wird all die schnellen, flüchtigen einholen. Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit". In diesem Glauben an seines Volkes Beruf zur Arbeit an „dem ewigen Bau der Menschenbildung" hielt sich Schiller aufrecht in trüber Zeit. Das deutsche Volkstum, dem er so die höchste Aufgabe zuweist, kann sich aber nur in einem freien Volke entfalten. Je mehr der fremde Druck sich über Deutschland legte, desto weniger konnte ein Mann wie Schiller stehenbleiben bei einem Weltbürgertum, welches das eigene Volk der Willkür anderer preisgibt.

Und so tritt der nach Goethes Wort durch alle Werke Schillers gehenden Idee von Freiheit nun auch der Vaterlandsgedanke zur Seite. Er erklingt im „Lied von der Glocke", machtvoll in der „Jungfrau von Orleans", und gerade in der Verbindung von Freiheit- und Heimatliebe am eindringlichsten in „Wilhelm Tell". Hier sehen wir ein Volk, dem Schmach angetan wird auf seiner eigenen Erde, dessen Last unerträglich geworden ist und das nirgends Recht finden kann, getrosten Mutes seine ewigen Rechte vom Himmel herunterholen und sich eine von fremden Bedrängern unabhängige Volksgemeinschaft erringen:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Schiller hat den Zusammenbruch von 1806 nicht mehr erlebt. Es war aber Geist von seinem Geiste, was die Jugend und die Dichter der Befreiungskriege beseelte; Karoline von Humboldt war überzeugt, Schiller wäre 1813 selbst mitgegangen, lebte er noch und hätte einen Rest von Gesundheit.

Ein Drang, in größere Verhältnisse mit mannigfaltigeren Anregungen zu kommen, und die Hoffnung, eine gesicherte Lebensstellung zu erlangen, waren in Schiller immer lebendig geblieben. Humboldt gegenüber beklagte er eine „unselige Stockung", die in Weimar eingetreten sei, so daß nicht das verwirklicht werde, was geleistet werden könnte. „Allein kann ich nichts machen, oft treibt es mich, mich in der Welt nach einem andern Wohnort und Wirkungskreis umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich ginge fort". Im März 1804 vertraute er seinem Schwager Wilhelm von Wolzogen: „Ich verliere hier zuweilen die Geduld, es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter, und ich bin nicht willens in Weimar zu sterben". Seine Blicke waren jetzt auf Berlin gerichtet, wohin Iffland, der seit 1796 dort Direktor des Nationaltheaters war, den gefeierten dramatischen Dichter schon lange ziehen wollte. Im Mai 1804 verbrachte Schiller mit Lotte und den beiden Söhnen mehrere Wochen in der preußischen Hauptstadt, in allen Kreisen, auch am Hofe, aufs ehrenvollste aufgenommen. Verhandlungen über seine Übersiedelung nach Berlin führten zur Zusage einer Pension von 3000 Talern und sollten zum formellen Abschluß gebracht werden, wenn Schiller seine Beziehungen zu Weimar gelöst hätte. Nach seiner Rückkehr wurde Schiller sich jedoch aufs klarste bewußt, daß er mit der Entfernung von Goethe etwas aufgeben würde, wofür ihm nichts einen Ersatz gewähren könnte, und Goethe, den der Gedanke, Schiller zu verlieren, tief bewegen mußte, tat was er konnte, um Schiller das Bleiben in Weimar zu ermöglichen. Die 2000 Taler, die er hier jährlich brauchte, trugen ihm seine Pension und die Einnahmen aus seinen Werken wohl ein. Es war ihm aber ein Anliegen, auch die Zukunft der Seinigen sicherzustellen, und er hoffte, das erreichen zu können, wenn ihm Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahr aushalte. Der Herzog bewilligte ihm eine Verdoppelung seiner Pension auf 800 Taler und erklärte sich damit einverstanden, daß Schiller, woran dieser jetzt dachte, jährlich einige Monate in Berlin zubringe.

Die Arbeit an seinem neuen Trauerspiel „Demetrius", der sich Schiller nach der Rückkehr von Berlin wieder zugewendet hatte, wurde durch einen schmerzhaften Krankheitsanfall unterbrochen, von dem er sich erst im Oktober einigermaßen erholte. Im November verfaßte er auf Goethes Wunsch zum Einzug des Erbprinzen von Weimar und seiner jungen Gemahlin das Festspiel „Die Huldigung der Künste". Aber seine Gesundheit war so hinfällig geworden, daß er „jeden freien Lebensgenuß mit wochenlangen Leiden büßen mußte". Um „in diesen Tagen des Elends" nicht ganz untätig zu sein, übersetzte er, der Vorliebe des Herzogs für das französische Theater Rechnung tragend, Racines „Phädra", wie er in solchen Leidenszeiten auch zwei französische Lustspiele für die weimarische Bühne übertragen hatte. Erneute Fieberanfälle schwächten ihn noch weiter; er fühlte, daß er bis auf die Wurzeln erschüttert sei. Im März konnte er die Arbeit am „Demetrius" wieder aufnehmen; die gewaltigen Bruchstücke des ersten und zweiten Aufzuges entstanden in diesem und dem folgenden Monat. Es war die letzte aufflackernde Kraft seines Lebens, welche er an dieses Werk setzte, das sein größtes hätte werden müssen. Anfang Mai warf ihn heftiges Fieber aufs Krankenlager; am 9. Mai 1805 sank sein Haupt im Tode zurück. In der Nacht vom 11. zum 12. Mai trugen junge Freunde und Verehrer abwechselnd die teure Last durch die in nächtlicher Ruhe liegenden Straßen zu dem Jakobsfriedhof. Außer den Trägern folgte niemand dem stillen Zug. Als sie die Bahre vor dem „Kassengewölbe" niedersetzten, einer gemeinsamen Gruft für Personen von Stand, die kein Erbbegräbnis besaßen, durchbrach der Mond die vorüberziehenden Wolken und übergoß mit seinem Licht den Sarg des Dichters. Kein Trauergesang, kein dem Andenken des Geschiedenen geweihtes Wort unterbrach das Schweigen der Mitternacht. Am folgenden Nachmittag fand in der Jakobskirche der Trauergottesdienst statt, eingeleitet und beschlossen mit Klängen aus Mozarts Requiem.

Eine schmerzvolle Klage ging durch die deutsche Welt um den, der ihr so viel gegeben hatte, der so Großes unvollendet zurücklassen mußte. Die ihm am nächsten gestanden, wurden sich erschüttert bewußt, daß mit ihm ein Teil ihres eigenen Lebens dahingegangen war. Der eben von schwerer Krankheit erstandene Goethe bekannte:

„Ich dachte, mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins". Was den „in traurigster Einsamkeit" Zurückgelassenen bewegte, fand seinen Ausklang in dem wunderbaren „Epilog zu Schillers Glocke". Wilhelm von Humboldt empfand, daß er den Leitstern seines geistigen Strebens verloren habe: „Alles Beste in mir war immer an ihn gerichtet, und zugleich gab er mir auch immer die Stimmung und Kraft". Ein Vierteljahrhundert später schloß er seine Erinnerungen an Schiller mit den Worten: „Er wurde der Welt in der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft entrissen und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Tätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele, aber so lange es währte, war er ausschließlich und unablässig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von niemand läßt sich vielleicht mit so viel Wahrheit sagen, daß er die Angst des Irdischen von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideals geflohen war; er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen"

Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort,

verkündet der Genius der Poesie in der „Huldigung der Künste"; es gilt in vollstem Maße von Schiller selbst. Noch in seinem letzten Brief an Humboldt, wenige Wochen vor seinem Hingang, gründete er den dauernden Zusammenhang mit dem im fernen Rom weilenden Freunde auf das Bekenntnis: „Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge". Schillers Idealismus war nicht ein träumerisches Weltüberfliegen, sondern die Wertung alles Seienden von der Idee aus. Sein Lebensgang hatte ihm die harten Wirklichkeiten des Lebens zu klarstem Bewußtsein gebracht, und die Einsicht in die Dinge, wie sie sind, hatte in ihm die Erkenntnis gereift:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

Aber weit entfernt, dadurch zu pessimistischer Lebensverneinung geführt zu werden, stellte er dieser Erkenntnis die andere gegenüber:

Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

Er, der in der Welt der Gedanken lebte, ließ sich nicht irre machen in dem unerschütterlichen Glauben an die weltüberwindende Macht des Geistigen, und so steht er vor uns, wie ihn Goethe geschaut hat:

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

So ist es auch nicht Schillers dichterische Schöpferkraft allein, was seine Dichtung immer wieder unwiderstehlich an die Herzen seines Volkes greifen läßt wie die keines anderen. Was Schiller zu einer der stärksten deutschen Lebensmächte gemacht hat, das ist die gewaltige Gesamtpersönlichkeit dieses einzigartigen Menschen, die Kraft, die in seiner Seele Tiefen lebte, einer Seele, die in die Welt der Erscheinungen eine höhere Welt hineinschaut und dadurch eine unendliche Sehnsucht erweckt und den tatenwirkenden Drang eines unendlichen Fortschreitens. Mit dieser Kraft hält er alle fest, in denen ein ihm wesensverwandter Funke glüht, wie er mit ihr die Freunde seines Lebens gewann. Wir sind heute weit abgekommen von dem humanen Idealismus der großen Zeit unserer Philosophie und Dichtung, von der hohen Welt des Geistes, in der Schiller lebte, und wir haben auch bitter genug erfahren, wohin der Abfall vom Geist geführt hat. Das einzige, was dem deutschen Volke geblieben ist, sind seine geistigen Güter. Keiner unserer großen Geister kann ihm in dieser Zeit der Not mehr sein und geben als Schiller mit der Hoheit seiner Gesinnung und der heldenhaften Kraft seines Willens. Man glaubte, auch ihn zu den Toten werfen zu können; Schiller wäre aber nicht so oft und bestimmt tot gesagt worden, wenn er nicht immer noch lebte, wenn er nicht teil hätte an allem, was in unserem Volke an Lebenskräftigem und Lebenswertem wirkt und schafft. Immer neuen Geschlechtern wird er Feuerflocken in die Seele werfen und das Beste, was in ihnen sich regt, zur reinen Flamme entfachen, in ungezählten Scharen wird er noch Leben erwecken und in diesem Leben selbst leben.

Bilder zu Schillers Leben

Schillers Jugendjahre, 1759–1773.

Schillers Vater als Leutnant (1758–1761). Ölgemälde im Besitz von Frau Amalie Kießling-Krieger in Möckmühl.

Schillers Mutter, aus derselben Zeit. Ölgemälde im Besitz von Frau Amalie Kießling-Krüger in Möckmühl.

Nach Photographien im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Geburtshaus von Schillers Vater in Bittenfeld bei Marbach, 1721 erbaut vom Großvater des Dichters. Nach einer Photographie von 1905 im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Geburtshaus von Schillers Mutter in Marbach. Bäckerei und Herberge Zum goldenen Löwen. Nach einer Photographie von 1910 im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

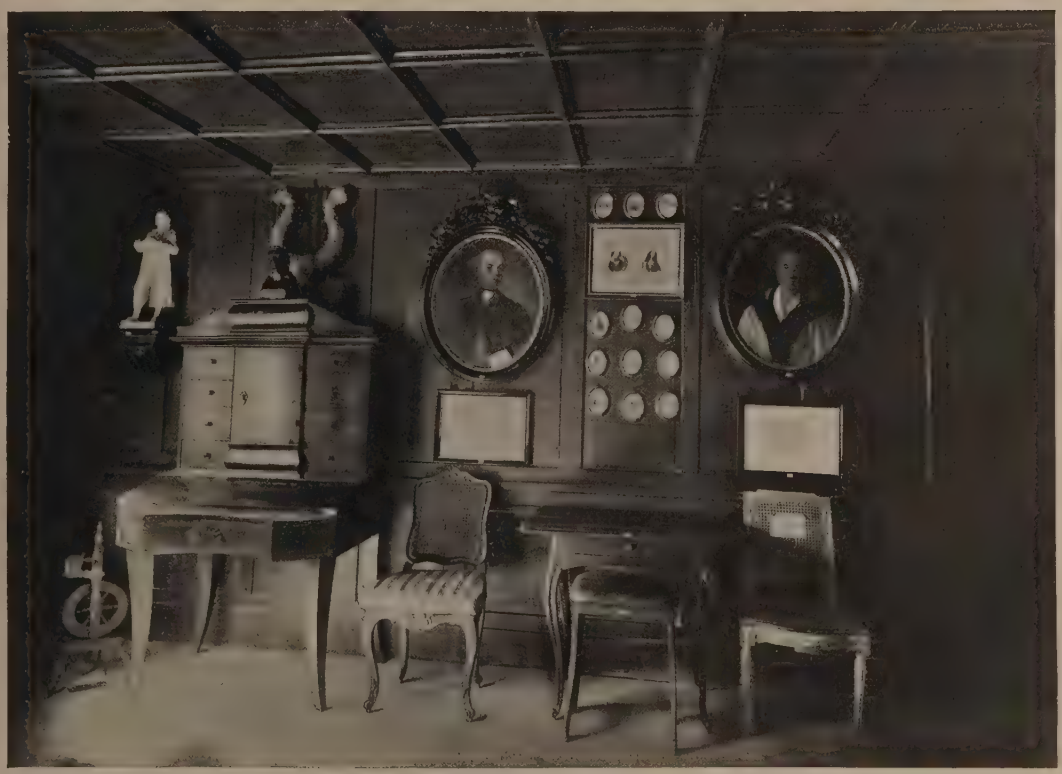
(Phot. Eugen Keller, Mannheim.)

Schillers Geburtshaus in Marbach vor der Umänderung von 1859.
Nach einer Zeichnung von Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Marbach am Neckar.
Nach einer kolorierten Lithographie aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

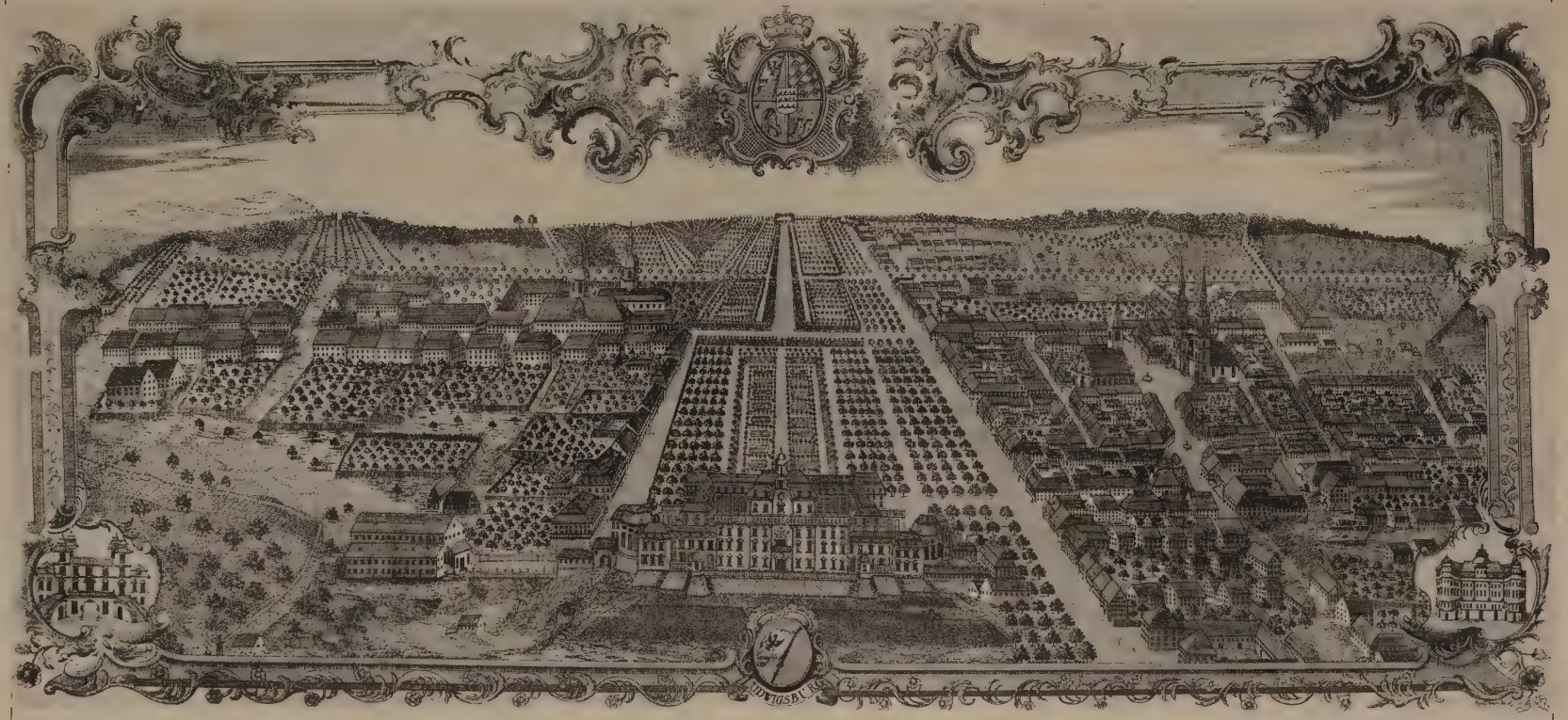
Rechts:
Schillers Geburtshaus in Marbach am Neckar im jetzigen Zustand.
(Phot. Ludwig Schaller, Stuttgart.)

Unten:
Schillers Geburtszimmer.
(Hofphot. R. Wetzig, Ludwigsburg.)



Das Schillerhaus in Lorch (1764–1766) im jetzigen Zustande.
(Phot. Jäggle, Lorch, Württ.)

Harteneck am Neckar.
Nach einer Zeichnung von Carl Nördlinger, 1816. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

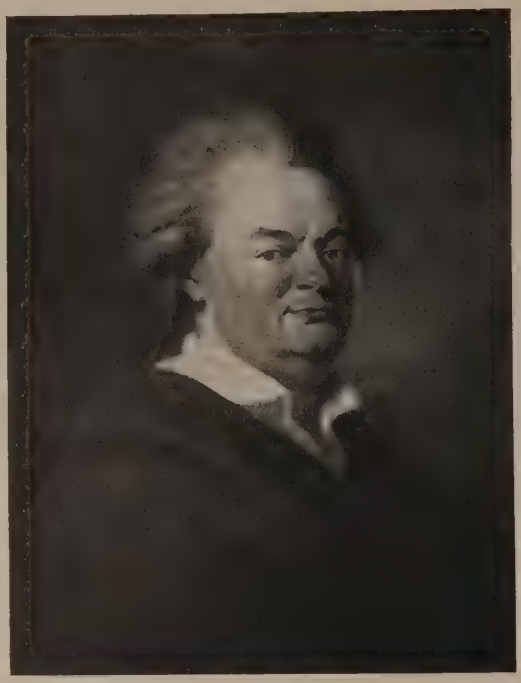


Ludwigsburg im 18. Jahrhundert.

Gezeichnet und gestochen von Johann Heinrich Kretschmer. (Im Vordergrund links vom Schloß das große Opernhaus.)

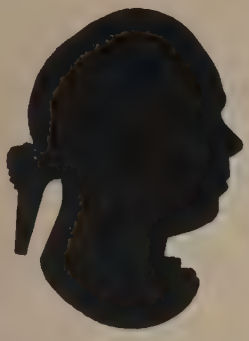
(Heimatmuseum, Ludwigsburg.)

Christian Friedrich Daniel Schubart. Nach einem Ölgemälde von Friedrich Oelenhainz.



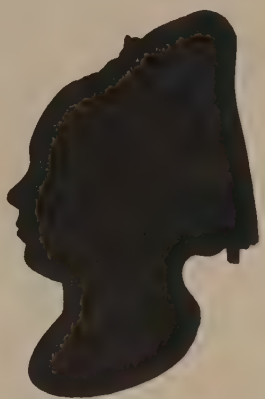
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Erste (vorübergehende) Wohnung von Schillers Eltern in Ludwigsburg nach der Rückkehr von Lorch (Ende 1766), Hintere Schloßstraße 26. Nach einer Zeichnung von Lucie Störzer, 1915. (Heimatmuseum, Ludwigsburg.)



Schillers Vater.
Nach einem geschnittenen Schattenriß.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Georg Sebastian Zilling.
Getuschter Schattenriß im Besitz von Geh. Kommerzienrat Paul Zilling, Stuttgart.
(Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Schillers Mutter.
Nach einem geschnittenen Schattenriß.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Wohnung von Schillers Eltern im Cottaschen Hause in Ludwigsburg, Stuttgarter Straße 26, 1767–1775.
Nach einer Zeichnung von Lucie Störzer, 1915. (Heimatmuseum, Ludwigsburg.)

Schiller auf der Solitude und in Stuttgart 1773–1782.

Das Lustschloß Solitude bei Stuttgart.
Nach einem Guaschbild von Viktor Heideloff. (Schloßmuseum, Stuttgart.)

Herzog Karl in Hohenheim.
Kolorierter Kupferstich nach einer Zeichnung von Viktor Heideloff; gestochen von N. H(eideloff) und J. C. Stadler.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Stuttgart zur Zeit Schillers.

Rechts über dem Wappen der Stadt das einen Hof umschließende Waisenhaus, weiter rechts die Gebäude der Militärakademie (Karlsschule).

Nach einem Stich im Schiller-Nationalmuseum in Marbach.

Franziska
von Hohenheim.

Nach einem Ölgemälde im Schloßmuseum, Stuttgart.

(Herm. Brandseph, Hofphot., Stuttgart.)

Herzog Karl
von Württemberg.

Nach einem Gemälde von C. J. Schlotterbeck gestochen von J. F. Leybold, 1782.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Herzog Karl
von Württemberg
und
Franziska
von Hohenheim.

Gezeichnet und radiert 1787 von dem Karlsschüler Joh. Friedrich Knisel.

(Schloßmuseum, Stuttgart.)

Die Karlsschule (Militärakademie) in Stuttgart.
Kolorierter Stahlstich nach einer Zeichnung von Conz. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Festakt der Erhebung der Militärakademie zur Hohen Karlsschule.
Gezeichnet von V. Heideloff. Gestochen von N. Heideloff, 1782.
(Nach dem Stich im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Oben
Das sog. Tempelchen vor dem Speisesaal der Karlsschule.

Zu seiner hier gleichzeitig mit den Mahlzeiten der Karlsschüler stattfindenden Tafel pflegte der Herzog Professoren und Zöglinge beizuziehen.

(H. Brandseph, Hofphot., Stuttgart.)

Unten:
Der Speisesaal der Karlsschule.

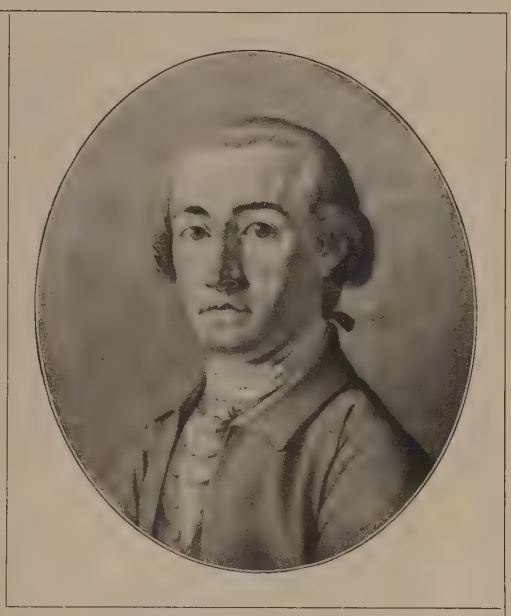
Jetzt Ehemalige Hofbibliothek.

(H. Brandseph, Hofphot., Stuttgart.)

Links:

Herzog Karl August von Sachsen-Weimar.

Nach dem Stich in der französischen Ausgabe von Lavaters Physiognomischen Fragmenten (Band II, 1783).

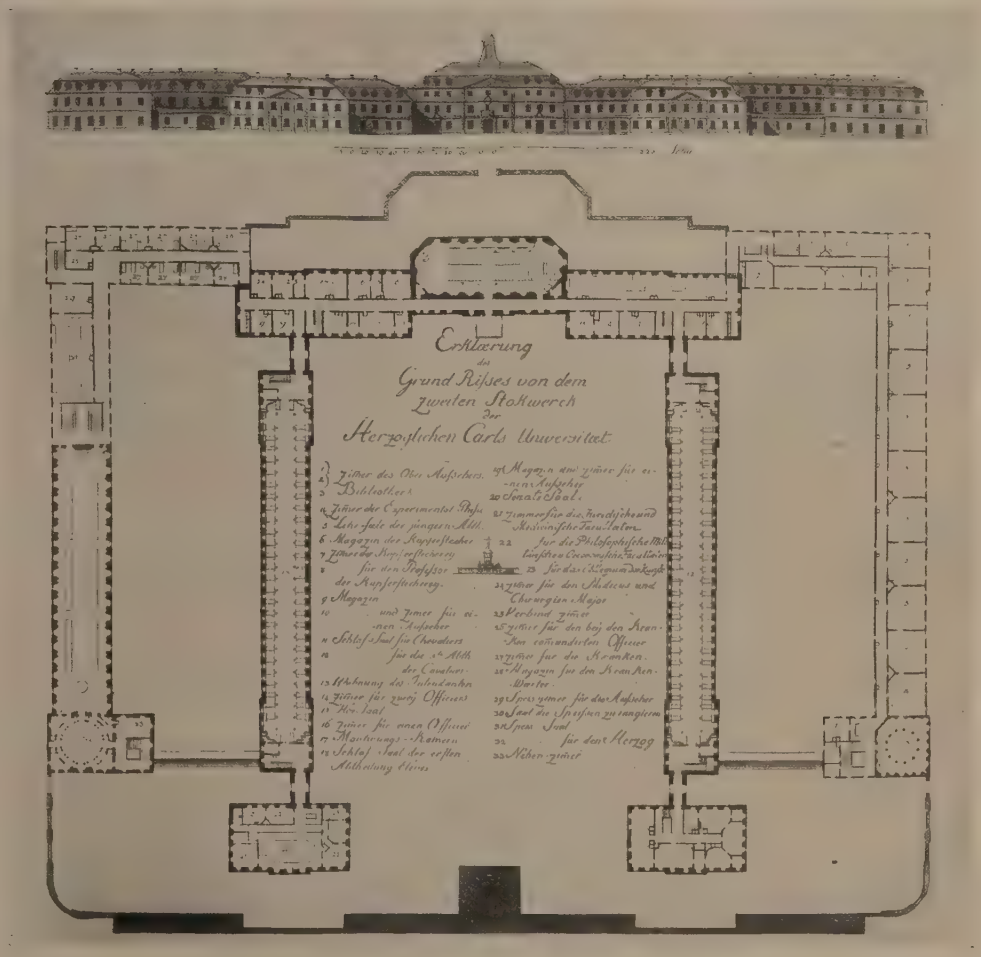


Rechts:

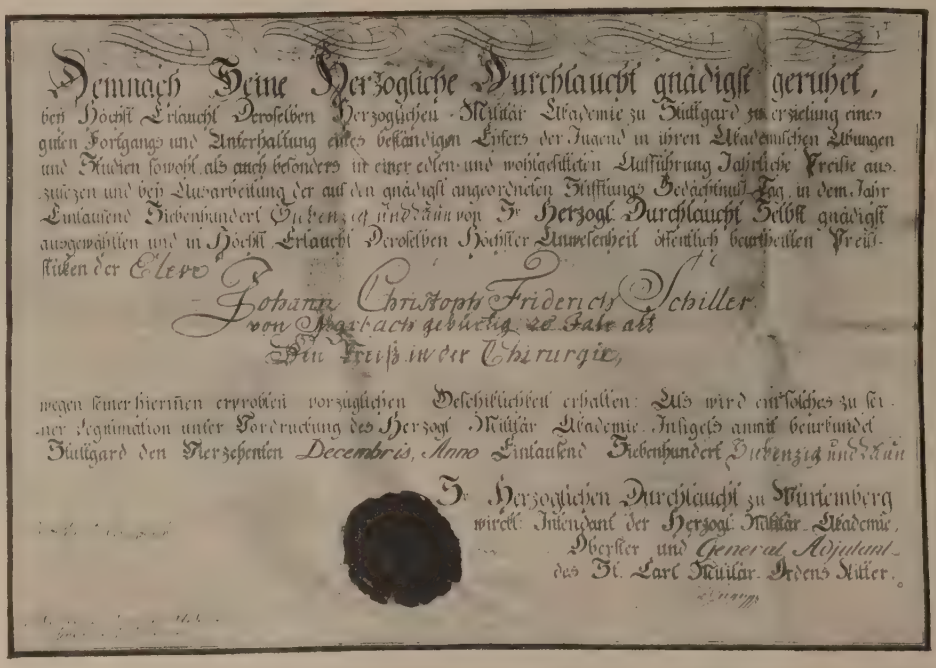
Goethe.

Nach der Zeichnung von Joh. Heinrich Lips, Nov. 1779. Nationalbibliothek, Wien. — Lavaters Porträtsammlung Nr. 3172.

(Phot. J. Löwy, Wien.)



Grundriß des Hauptgeschosses der Karlsschule in Stuttgart.
Nach einem Stich des Karlsschülers Makarius Basleis, 1779. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Demnach Seine Herzogliche Durchlaucht gnädigst geruhet,
bey Höchst Ihrer Durchlaucht Herzoglichen Militär Academie zu Stuttgard zu erzielung eines
guten Fortgangs und Unterhaltung eines beständigen Eyfers der Jugend in ihren Academischen Übungen
und Studien sowohl als auch besonders in einer edlen- und wohlgesitteten Aufführung Jährliche Preise aus-
zuetzen und bey Auswarbeitung der auf den gnädigst angeordneten Stiftungs Gedächtnus Tag, in dem Jahr
Eintausend Siebenhundert Siebenzig und dann von Ihr Herzogl. Durchlaucht Selbst gnädigst
ausgewählten und in Höchst Ihrer Durchlaucht Höchster Anwesenheit öffentlich beurtheilten Preis-
stüken der Elevo
Johann Christoph Friderich Schiller
von Marbach gebürtig 20 Jahr alt
Den Preiß in der Chirurgie,
wegen seiner hierinnen erworbenen vorzüglichen Geschicklichkeit erhalten: Als wird ein solches zu sei-
ner Legitimation unter Vorderuckung des Herzogl. Militär Academie Insigels anmit beurkundet.
Stuttgard den Vierzehenten Decembris, Anno Eintausend Siebenhundert Siebenzig und dann
Ihr Herzoglichen Durchlaucht zu Würtemberg
wirckl. Intendant der Herzogl. Militär Academie,
Obrister und General Adjutant
des Hl. Carl Militär Ordens Ritter.

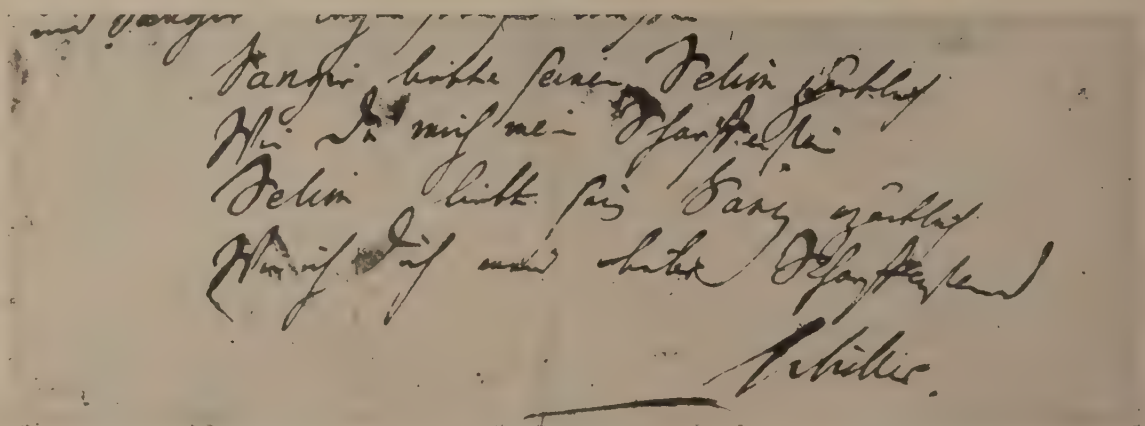
Preisdiplom für Schiller. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Preismedaillen der Karlsschule.

Die Vorderseite zeigt das Bild des Herzogs (1), die Rückseite ein Sinnbild der betreffenden Wissenschaft oder Kunst.

1 2 3

Schiller erhielt 1773 den Preis für griechische Sprache (2), 1779 drei Preise in der Medizin (3). (Phot. nach Exemplaren in der staatlichen Münz- und Medaillensammlung, Stuttgart.)



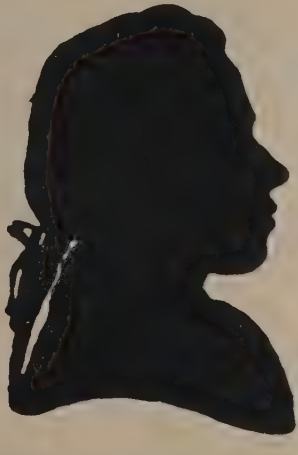
Sangir liebte seinen Selim zärtlich / Wie Du mich mein Scharffenstein / Selim liebte seinen Sangir zärtlich / Wie ich Dich mein lieber Scharffenstein.

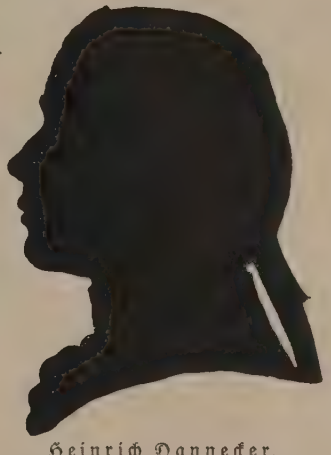
Nach Schillers Brief an Scharffenstein im Schiller-Nationalmuseum, Marbach. (Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)

Mitte oben:
Georg Friedrich Boigeol.
Nach einem Miniaturbild im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)

In der Mitte:
Philipp Friedrich Hetsch.
Nach einem getuschten Schattenriß.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Viktor Heideloff.
Aus dem Stammbuch des Kupferstechers Jakob Rieter, 1778—1781 Karlsschüler.
(Königl. Bibliothek in Kopenhagen; nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

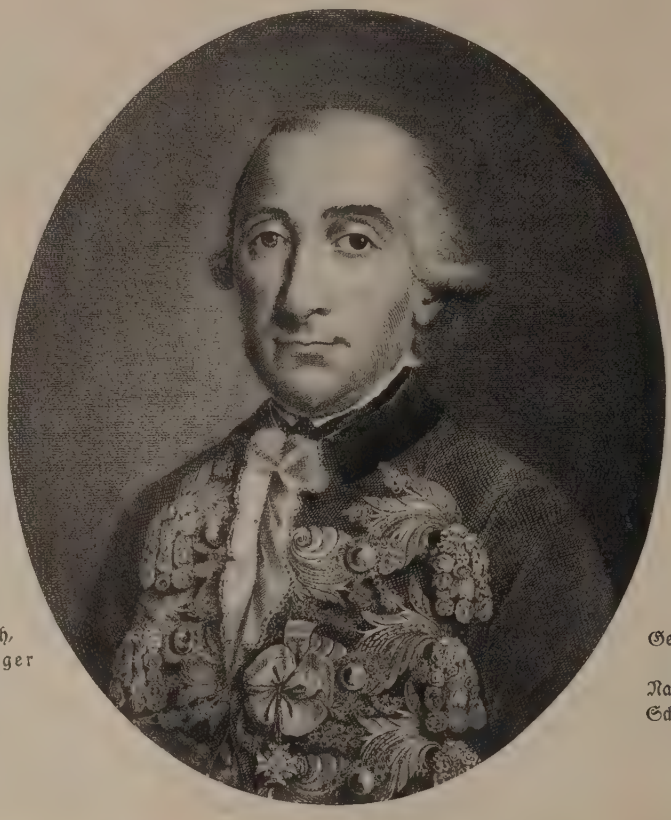




Heinrich Dannecker.
Aus dem Stammbuch des Kupferstechers Jakob Rieter, 1778—1781 Karlsschüler.
(Königl. Bibliothek in Kopenhagen; nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Georg Friedrich Scharffenstein im Alter.
Nach einem Ölgemälde im Besitz von Frau Therese Klett in Heilbronn a. N.

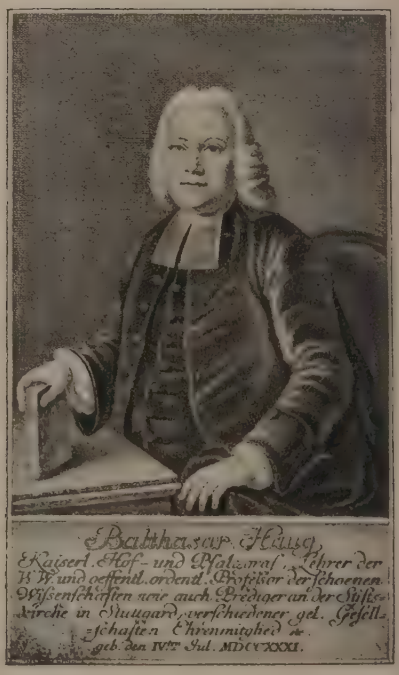
Nach einer Photographie in der Landesbibliothek, Stuttgart.
(Phot. C. Fleischmann, Heilbronn a. N.)



Oberst Christoph
Dionysius v. Seeger
Intendant
der Karlsschule.

Gemalt und gestochen von
C. J. Schlotterbeck.
Nach dem Stich im
Schiller-Nationalmuseum,
Marbach.

Christian Klein.
Nach einem Ölgemälde von J. B. Seele
im Schloßmuseum, Stuttgart.

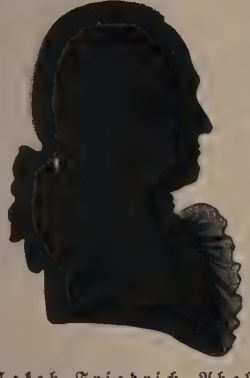


Nach einem Gemälde von Schlehauf gestochen
von Joh. Gottfrid Saiter. Nach dem Stich
im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Joseph Uriot.
Nach einer getuschten Silhouette im Schloßmuseum, Stuttgart.

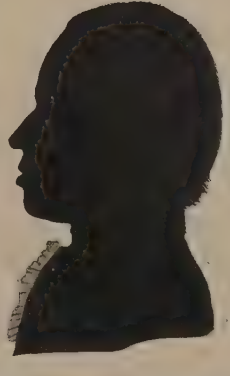
Christian Gottlieb Reuß.
Nach der Photographie eines Scherenschnitts von Luise Duttenhofer im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Johann Jakob Heinrich Nast.
Nach einer getuschten Silhouette im Schloßmuseum, Stuttgart.

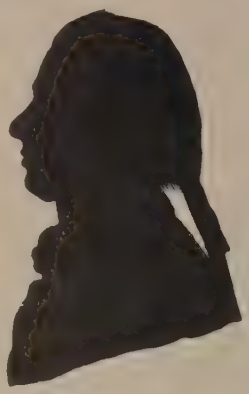


Jakob Friedrich Abel.
Nach einer getuschten Silhouette im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Johann Friedrich Consbruch.
Nach einem Scherenschnitt von Luise Duttenhofer im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

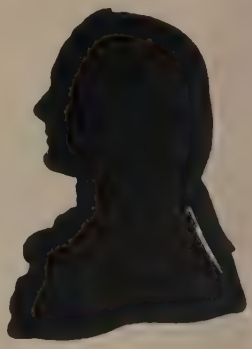


Friedrich Ferdinand Drück.
Nach einer getuschten Silhouette im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

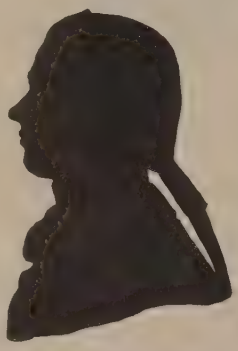


Joseph Kapf.

Immanuel Elwert.
Nach einem Miniaturbild im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

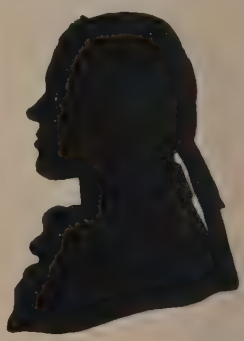


Christian von Massenbach.



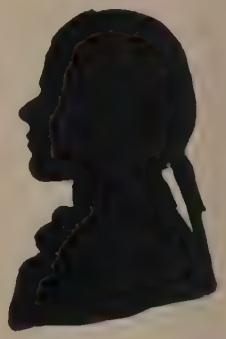
Joseph Friedrich Grammont.

Schiller.
Getuschter Schattenriß, früher im Album des Intendanten von Seeger, jetzt im Schiller-Nationalmuseum in Marbach.

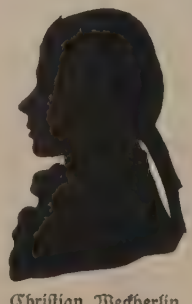


Wilhelm von Wolzogen.

Albrecht Lempp.



Friedrich von Hoven.



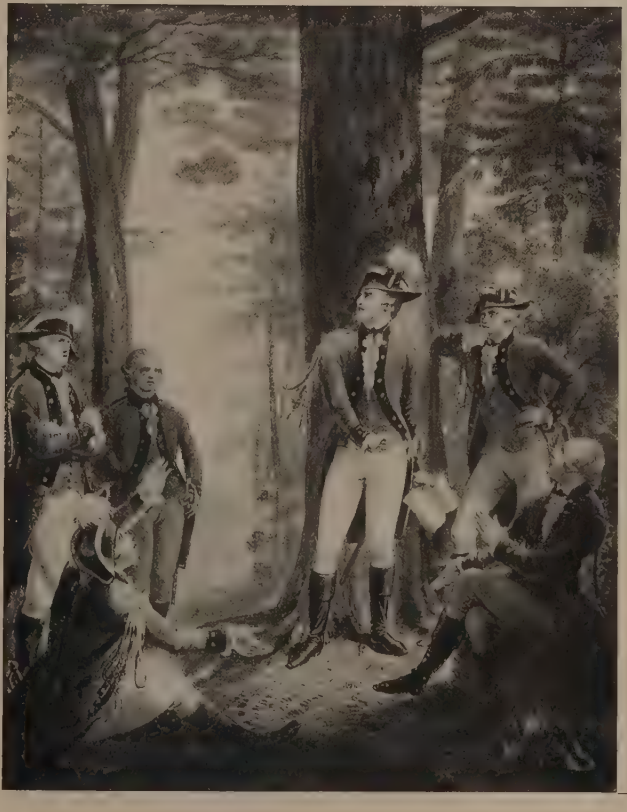
Christian Weckherlin.

Acht Schattenrisse von Mitschülern Schillers
aus demselben Album und mit der gleichen Umrahmung wie der von Schiller. (Freifrau Marie von Seeger, Stuttgart.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart)

Ludwig Schubart.

Schiller.
Nach einem Jakob Friedrich Weckerlen zugeschriebenen Ölgemälde, um 1780.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Schiller trägt im Bopserwald bei Stuttgart seinen Mitschülern die „Räuber" vor.
Nach einem Aquarell von Karl Heideloff.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Hinter Schiller an die Fichte gelehnt der Kupferstecherzögling Schlotterbeck, auf einem Baumstamm v. Hoven, ihm gegenüber der Militäreleve Kapf, hinter diesem der Malerzögling Viktor Heideloff, nach dessen damals gemachter Skizze das Bild von seinem Sohn ausgeführt ist, etwas weiter zurück der Bildhauer Dannecker.

Verherrlichung des Herzogs Karl als des Stifters der Karlsschule.

Für die jährliche Zusammenkunft früherer Karlsschüler am Geburtstag des Herzogs in Wasserfarben gemalt von Karl Heideloff, 1856.

(Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)

Unten das Akademiegebäude; darüber Heerschau des Herzogs über die ihm in die Ewigkeit nachgefolgten Karlsschüler; in einer Glorienſonne sein Namenszug, umgeben von den Genien der in der Akademie gelehrten Wissenschaften und Künste, unter dem Reichsadler eine weibliche Gestalt mit dem kaiserlichen Diplom der Erhebung der Militärakademie zur Hochschule.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Hauptstätterstraße in Stuttgart mit dem Gasthof Zum goldenen Ochsen (×).
Guckkastenbild aus Schillers Zeit. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Ansicht des „Grabens" (jetzt Königstraße) in Stuttgart gegen die Legionskaserne, links die Hauptwache.
Guckkastenbild aus Schillers Zeit. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Schiller.

Nach einem Miniaturbild, um 1780. (Privatbesitz.)

Schiller.

Nach einem früher N. Guibal zugeschriebenen Ölgemälde in Privatbesitz.

(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Der Gasthof Zum goldenen Ochsen in Stuttgart im jetzigen Zustand.

Stammkneipe Schillers und seiner Freunde nach ihrem Austritt aus der Militärakademie.

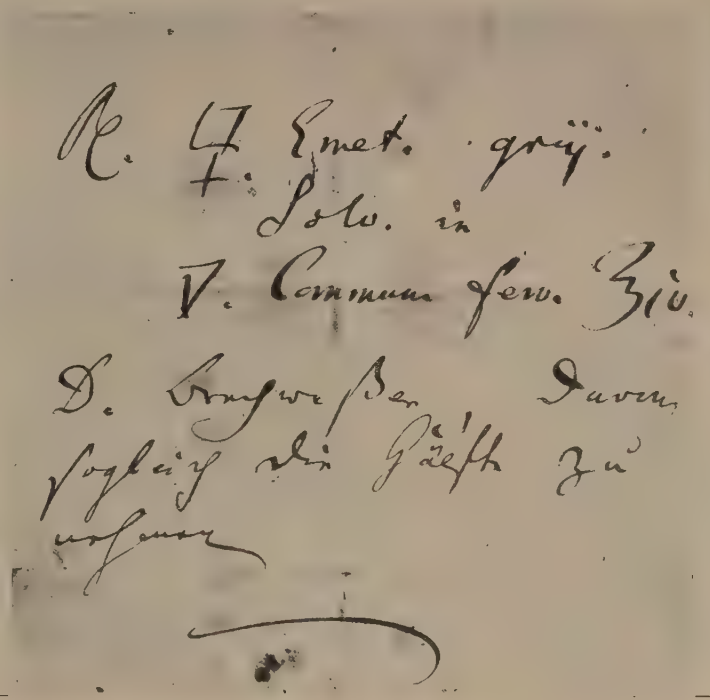
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Mitte oben:

Die Legionskaserne in Stuttgart, in der Schiller als Regimentsmedikus tätig war, kurz vor ihrem Abbruch 1905.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. Ludwig Schaller, Stuttgart.)

Mitte unten:

Ärztliches Rezept, von Schiller als Regimentsmedikus ausgestellt.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

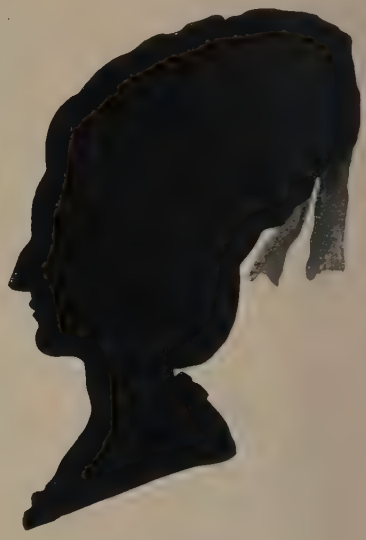


Schiller.
Schattenriß aus dem Nachlaß von Schillers Schwester Christophine Reinwald im Besitze von Alexander Freiherr v. Gleichen-Rußwurm.
(Boas, Schillers Jugendjahre, 1856.)

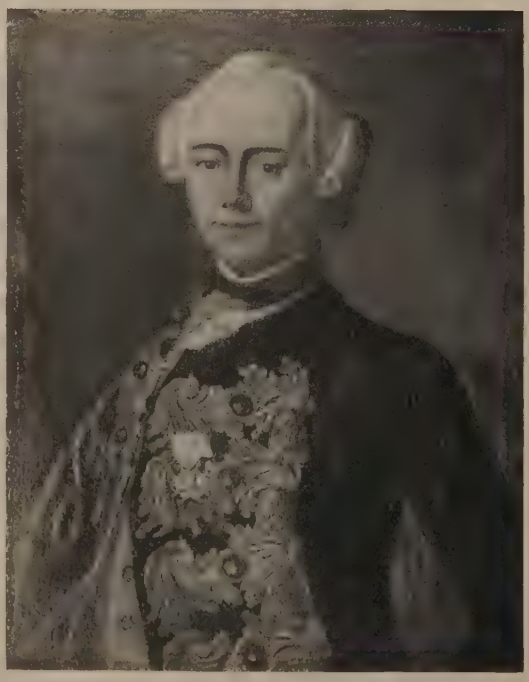
Schiller.
Nach einer Tuschzeichnung von Schillers Schwester Christophine Reinwald.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. Karl Meckes, Ulm.)

Gotthold Stäudlin.
Nach einem getuschten Schattenriß im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Karl Philipp Conz.
Nach einem Scherenschnitt im Besitz von Garnisonpfarrer a. D. Conz, Ludwigsburg.



Luise Vischer.
Nach einem gemalten Schattenriß von 1781 im Stammbuch von Jakob Rieter in der Kgl. Bibliothek, Kopenhagen.
Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Philipp Friedrich Rieger.
Nach einem Ölgemälde im Besitz von Regierungsrat Dr. Robert Rebinger, Stuttgart.

Schiller.
Nach einem Ölgemälde von Philipp Friedrich Hetsch im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Der Verfasser an das Publikum.

Die Räuber — das Gemählde einer verirrten grosen Sele — ausgerüstet mit allen Gaben zu [illegible] Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloses Feuer und schlechte Kammeradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zulezt an der Spize einer Mordbrennerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweifelung — doch erhaben und ehrwürdig, gros und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher — entlarvt, und gesprengt in seinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzu schwacher nachgebender Vater, Verzärtler, und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen schwärmischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft.

Man wird auch nicht ohne Entsezen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewissenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweifelung hart hinter seinen Fersen sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht, auch den Böswicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

Sonntags den 13. Jänner 1782
wird
auf der hiesigen National-Bühne
aufgeführet

Die Räuber.

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Personen.

Maximilian, regierender Graf von Moor		Herr Kirchhöfer.
Karl,		Herr Boeck.
Franz,	seine Söhne	Herr Island.
Amalia, seine Nichte		Mad. Toscani.
Spiegelberg,		Herr Pöschel.
Schweizer,		Herr Beil.
Grimm,		Herr Renaschüb.
Schufterle,	Libertiner, nachher Banditen.	Herr Frank.
Roller,		Herr Toscani.
Razmann,		Herr Herter.
Kosinsky,		Herr Beck.
Herrmann, Bastard eines Edelmanns		Herr Meyer.
Eine Magistratsperson		Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener		Herr Bakhaus.
Ein Bedienter		Herr Epp.
Räuber.		
Volk.		

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete.

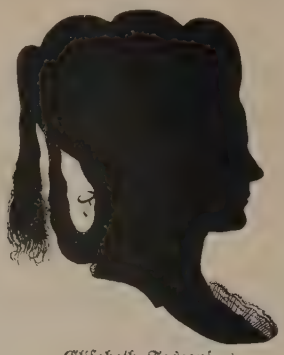
Die bestimmten Eingangsgelder sind folgende:

In die vier ersten Bänke des Parterres zur linken Seite	45 kr.
In die übrige Bänke	24 kr.
In die Reserve-Loge im ersten Stock	1 fl.
In eben eine solche Loge des zweiten Stocks	40 kr.
In die verschlossene Gallerie des dritten Stocks	15 kr.
In die Seiten-Bänke allda	8 kr.

Wegen Länge des Stücks wird heute präcise 5 Uhr angefangen.

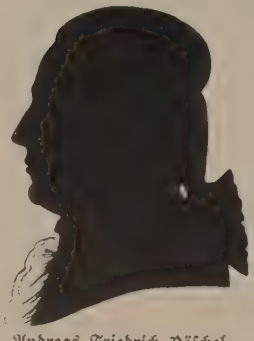
Theaterzettel zur ersten Aufführung der „Räuber". (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Johann Michael Boeck.

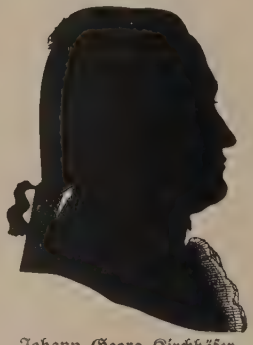


Elisabeth Toscani.

August Wilhelm Iffland.

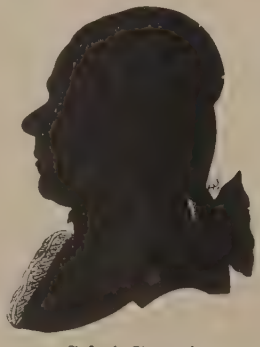


Andreas Friedrich Pöschel.

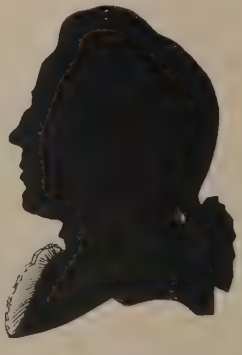


Johann Georg Kirchhöfer.

Johann Ludwig Rennschüb.



Joseph Toscani.



Georg Frank.

Johann David Beil.

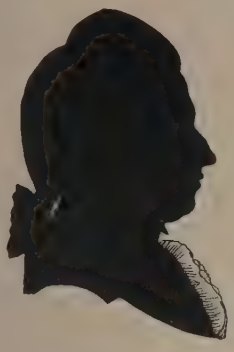
Georg Gern.

Franz Anton Epp.

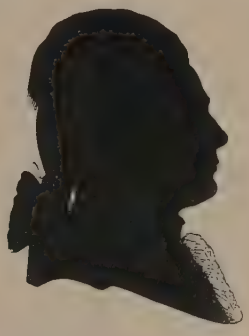
Johann Wilhelm Backhaus.

Die ersten Darsteller der „Räuber"

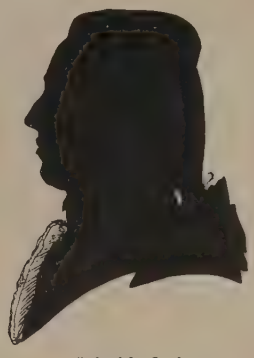
nach den von Johann Georg Kirchhöfer angefertigten, in dem Album des Regisseurs Chr. D. Meyer in Mannheim enthaltenen Silhouetten. (Museum für Hamburgische Geschichte, Hamburg.) Die Silhouette von A. Fr. Pöschel ist nach einer Photographie des Nationaltheaters in Mannheim wiedergegeben. (Siehe nächste Seite.)



Maximilian Herter.



Christian Dietrich Meyer.



Heinrich Beck.

Die ersten Darsteller der „Räuber". Aus dem Silhouettenalbum von Chr. D. Meyer. (Ergänzung zur vorhergehenden Seite.)

Die

Räuber.

Ein Schauspiel.

Frankfurt und Leipzig,
1781.

Titelblatt der ersten Auflage der „Räuber".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die

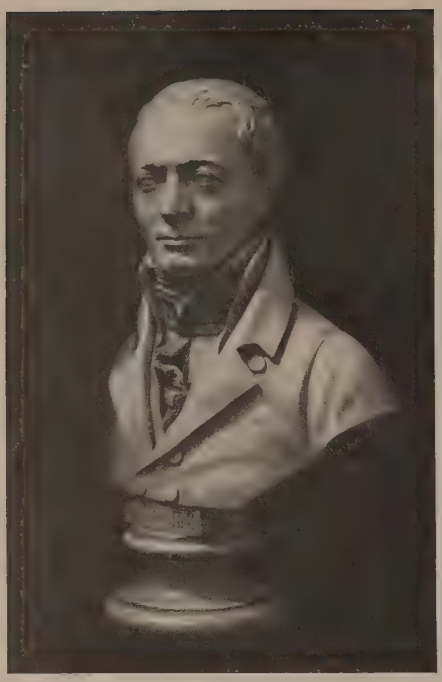
Räuber.

Ein Schauspiel
von fünf Akten,
herausgegeben
von
Friderich Schiller.

Zwote verbesserte Auflage.

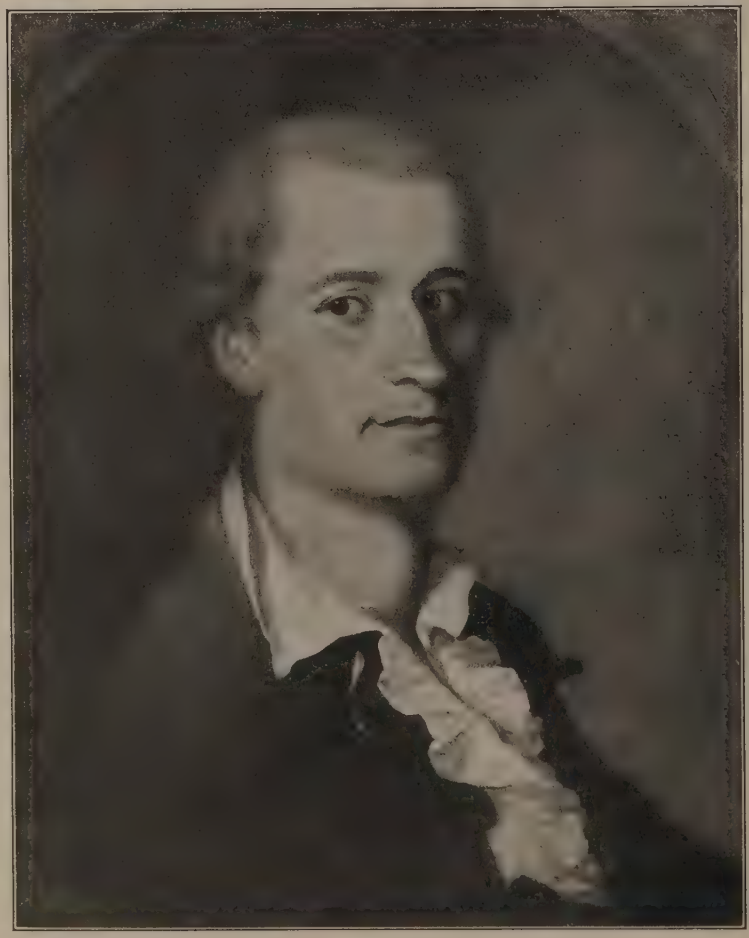
Frankfurt und Leipzig.
bei Tobias Löffler.
1782.

Titelblatt der zweiten Auflage der „Räuber".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Links:
Andreas Streicher.
Nach der Büste von Philipp Klein im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Rechts:
Christian Friedrich Schwan.
Nach einem Ölgemälde im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.



Schiller.
Nach dem Gemälde von Chr. J. Höflinger, 1781. (Hohenzollern-Museum, Berlin.)

Schiller in Oggersheim und Bauerbach, 1782–1783.

Schiller.
Gezeichnet und gestochen von Friedrich Kirschner, 1784.

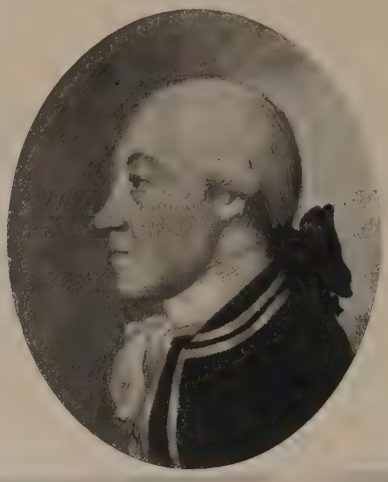
Unten Szene aus den „Räubern", 2. Akt, 4. Szene.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Das ehemalige Gasthaus „Zum Viehhof" in Oggersheim, Schillers Zufluchtsstätte im Jahre 1782, im Zustande vor dem Umbau von 1906.
Die beiden Fenster über der 1856 angebrachten Gedenktafel gehören zu dem Eckzimmer, das Schiller und Streicher bewohnten.
(Nach einer Photographie von Eugen Keller im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Oben:

Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald.

Nach einem Aquarellbilde in der Landesbibliothek, Weimar.

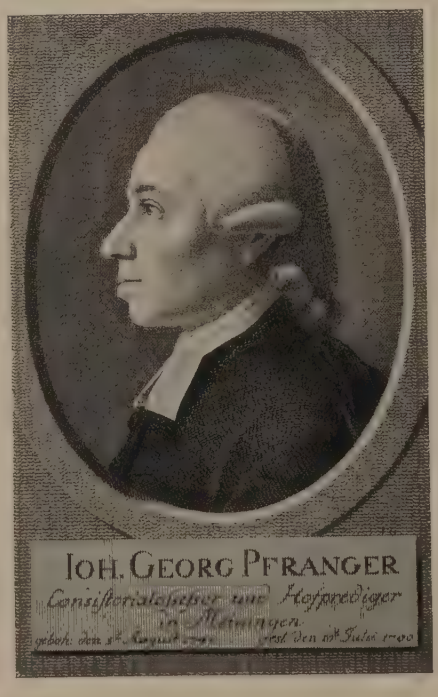


Mitte:

Schillers Wohnung in Bauerbach.

Nach einer Lithographie aus dem Jahre 1859.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Johann Georg Pfranger.

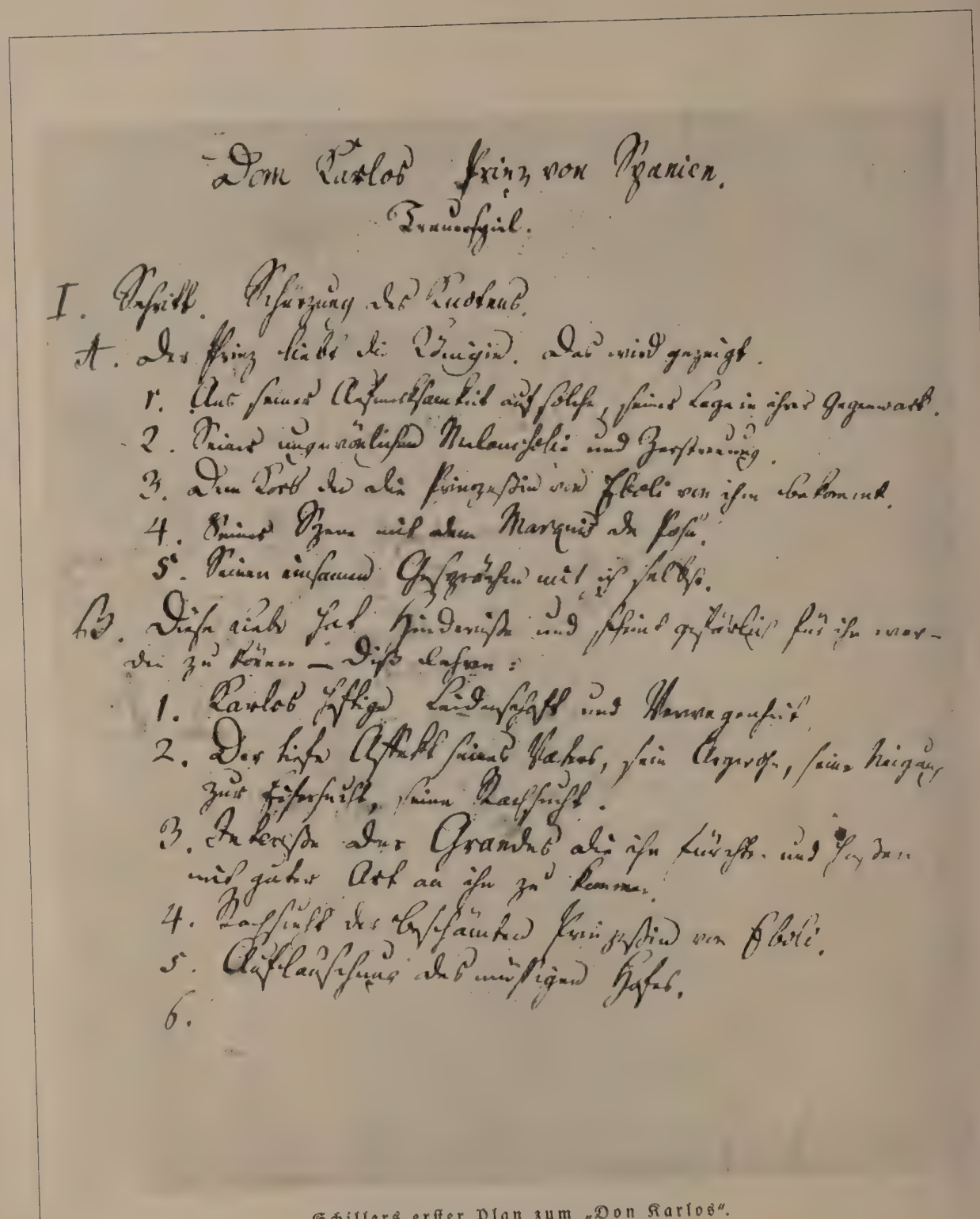
Nach einem Stich von H. Lips.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Charlotte von Wolzogen.
Nach einem Pastellgemälde im Besitz von Hans Paul Freiherr von Wolzogen, Bayreuth.
(Phot. Ramme & Ulrich, Bayreuth.)

Christophine Reinwald, geb. Schiller.
Nach einem Ölgemälde von Ludovike Simanowiz.
(Frau Amalie Kießling-Krieger, Möckmühl.)

Henriette von Wolzogen.
Nach einem Pastellgemälde im Besitz von Hans Paul Freiherr von Wolzogen, Bayreuth.
(Phot. Ramme & Ulrich, Bayreuth.)



Dom Karlos Prinz von Spanien.

Trauerspiel.

I. Schritt. Schürzung des Knotens.

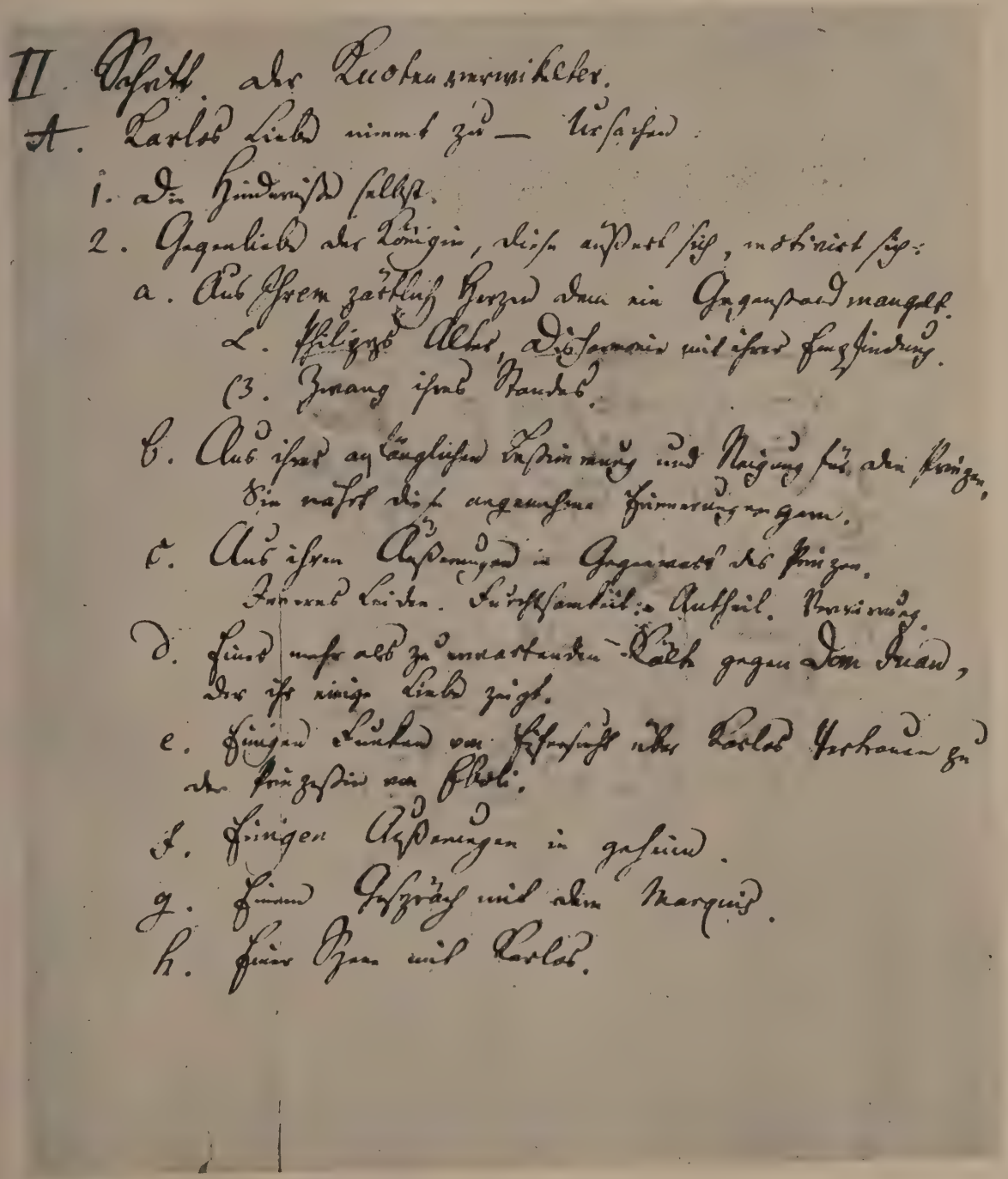
A. Der Prinz liebt die Königin. Das wird gezeigt.

1. Aus seiner Aufmerksamkeit auf solche, seiner Lage in ihrer Gegenwart.
2. Seiner ungewöhnlichen Melancholie und Zerstreuung.
3. Dem Korb den die Prinzessin von Eboli von ihm bekommt.
4. Seiner Szene mit dem Marquis de Posa.
5. Seinen einsamen Gesprächen mit ich selbst.

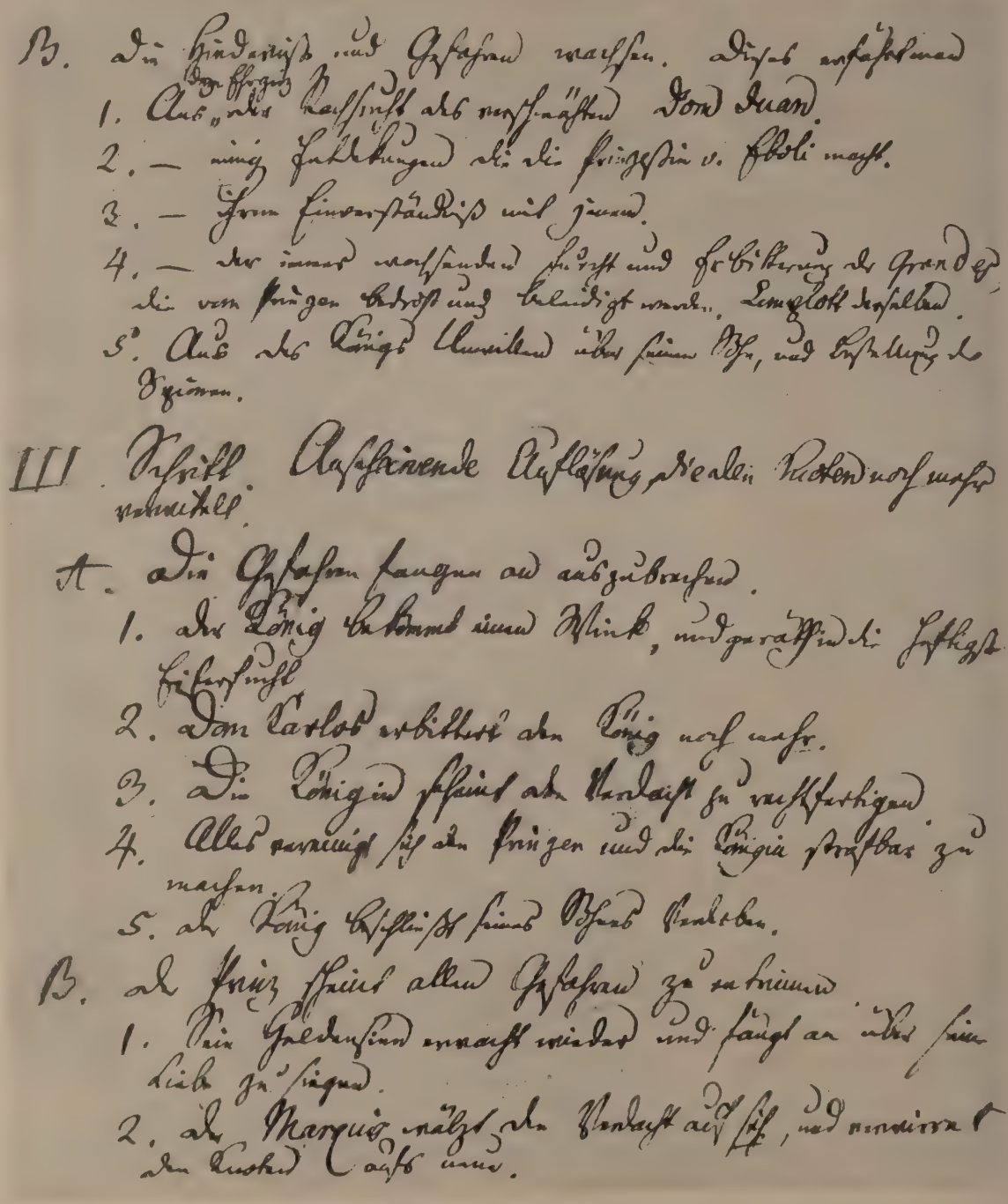
B. Diese Liebe hat Hindernisse und scheint gefährlich für ihn werden zu können — Diß lehren:

1. Karlos heftige Leidenschaft und Verwegenheit.
2. Der tiefe Affekt seines Vaters, sein Argwohn, seine Neigung zur Eifersucht, seine Rachsucht.
3. Interesse der Grandes die ihn fürchten und hassen mit guter Art an ihn zu kommen.
4. Rachsucht der beschämten Prinzessin von Eboli.
5. Auflauschung des müssigen Hofes.
6.

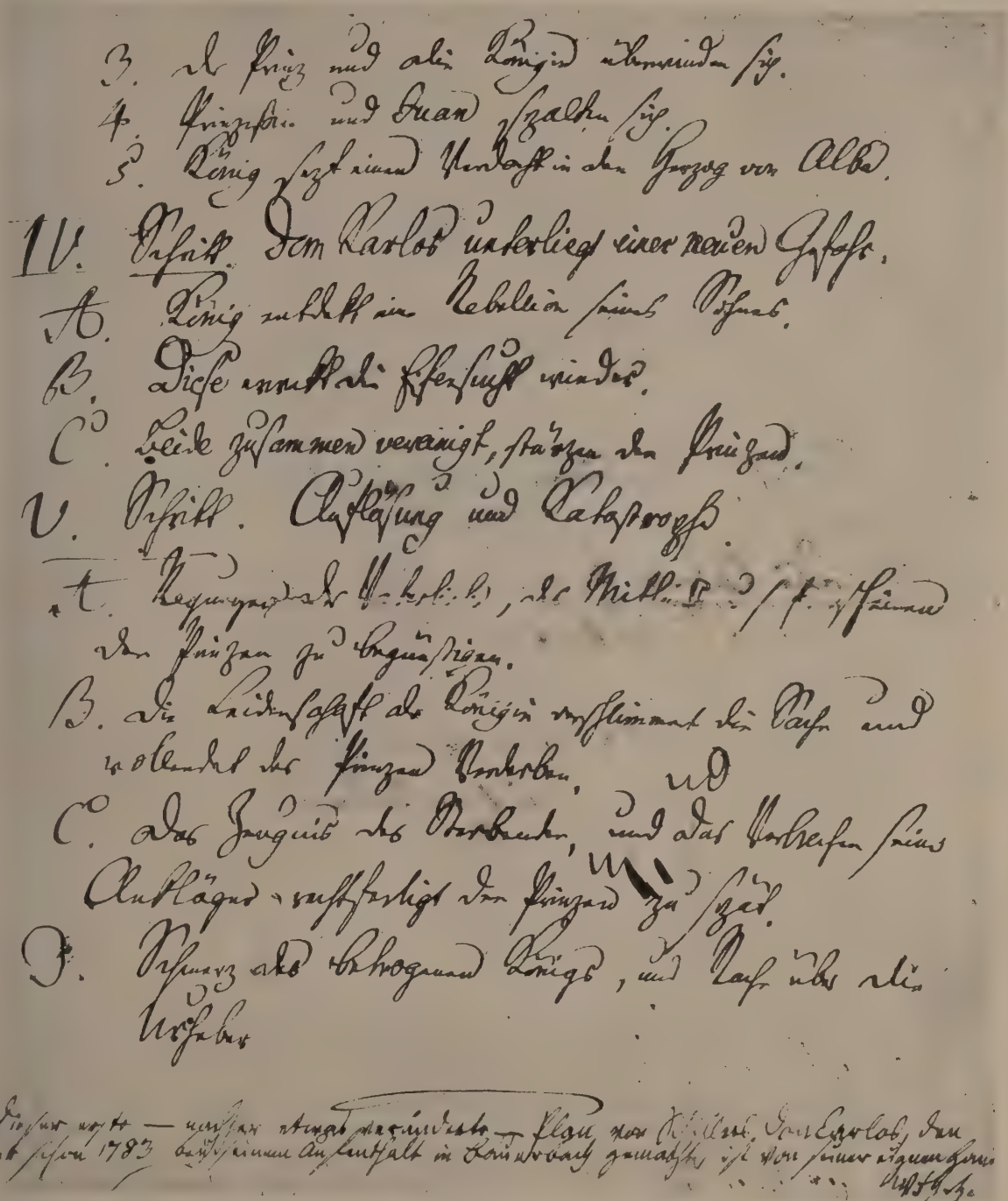
Schillers erster Plan zum „Don Karlos".
Nach der Handschrift im Schiller-Nationalmuseum, Marbach. S. 1.



Schillers erster Plan zum „Don Karlos".
Nach der Handschrift im Schiller-Nationalmuseum, Marbach. S. 2.



Schillers erster Plan zum „Don Karlos".
Nach der Handschrift im Schiller-Nationalmuseum, Marbach. S. 3.



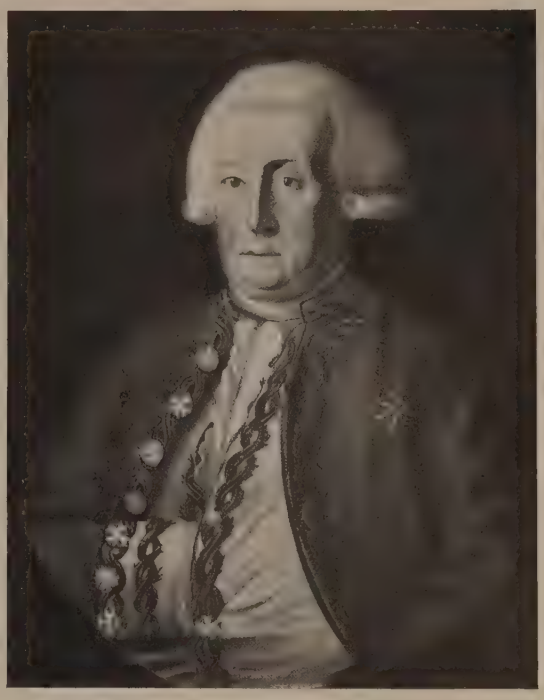
Schillers erster Plan zum „Don Karlos“.
Die Beischrift am Schluß ist von Schillers Schwager W. F. H. Reinwald.
Nach der Handschrift im Schiller-Nationalmuseum, Marbach, S. 4.

Schiller in Mannheim 1783–1785.

Ansicht von Mannheim von der linken Rheinseite aus.
Nach einem Stich von J. Rieger, 1788. (Histor. Museum, Mannheim.)

Das Hubertushaus in Mannheim,
so genannt nach dem Heiligenbild in dem Aufbau an der Ecke. Schillers Wohnung von Juli bis Oktober 1783.
Nach Blatt 8 der Ansichten von Mannheim, gezeichnet von J. F. von Schlichten, gestochen von den Brüdern Klauber in Augsburg, 1782.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Frau des Regisseurs Christian Dietrich Meyer in Mannheim.
Nach einer Photographie von H. Brandseph im Schiller-Nationalmuseum, Marbach. (Gemälde in Privatbesitz.)



Wolfgang Heribert von Dalberg.
Nach einem Ölgemälde im Nationaltheater in Mannheim.

Das teutsche Comödienhaus (Nationaltheater) in Mannheim.
Nach Blatt 22 der Ansichten von Mannheim, gezeichnet von J. F. von Schlichten, gestochen von den Brüdern Klauber in Augsburg, 1782.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Links:
Karolina Beck, geb. Ziegler.
Gestochen von Sintzenich nach einem Gemälde von Öffelle.
Theater-Kalender auf das Jahr 1785.
Gotha, Ettinger.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Rechts:
Katharina Baumann.
Nach der Miniatur von Carl Kuntz im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

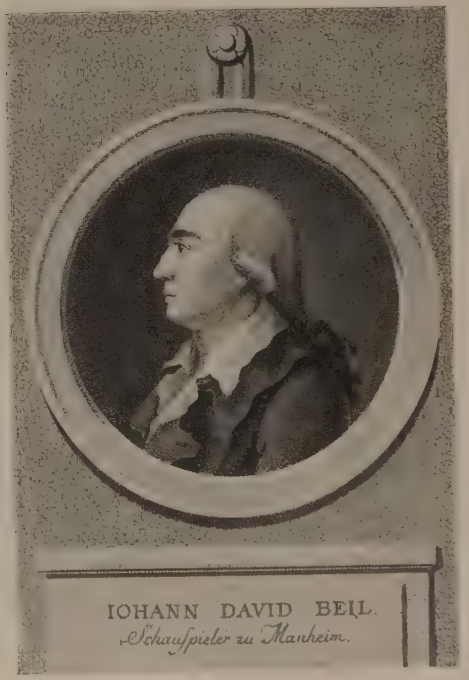
Mitte oben:
Margarete Schwan.
Nach einem Miniaturbild im Besitz von Frau E. Natterer in Mannheim.

Mitte:
Schiller.
Nach dem Miniaturbild von Georg Scharffenstein, 1782, im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Links:
Gustav Friedrich Wilhelm Großmann.
Gezeichnet von Cöntgen, gestochen von Geyser. Theaterkalender auf das Jahr 1783. Gotha, Ettinger.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Franz Anton May.
Nach einem Ölgemälde von Staffens, 1780.
(Histor. Museum Mannheim.)

Rechts:
Johann David Beil.
Nach einem Stich von D. Berger, 1784, nach einem Gemälde von E. Öffelle.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Heinrich Beck.
Nach einem Miniaturbild
im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Charlotte von Kalb.
Nach einem Stich von Auguste Hüssener.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Sophie von La Roche.
Nach einem Stich von Sintzenich in: Pomona für Teutschlands Töchter, 1784.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Schiller.
Nach der Lithographie in: Götz, Geliebte Schatten, 1858. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
Das Original des Bildes ist verschollen.

Schiller.
Nach einem Ölgemälde im Schillerhaus zu Weimar.

Der Apollotempel in Schwetzingen.
Nach der Natur gemalt und gestochen von Karl Kuntz. (Städt. Kunsthalle, Mannheim.)

Großer Bibliothekſaal im Mannheimer Schloß.
Mit Deckengemälde von Lambert Krahe.

Schiller in Leipzig und Dresden, 1785–1787.

Leipzig im Anfang des 18. Jahrhunderts von der Westseite.
Nach einer Radierung nach Christian Heckels Ansichten. (Stadtgeschichtliches Museum, Leipzig.)

Schillers Wohnung (1785 und August 1789) in der Hainstraße in Leipzig
im Schmucke der Jahrhundertfeier von 1859.
Nach einer Lithographie im Stadtgeschichtlichen Museum, Leipzig.

Minna Stock.

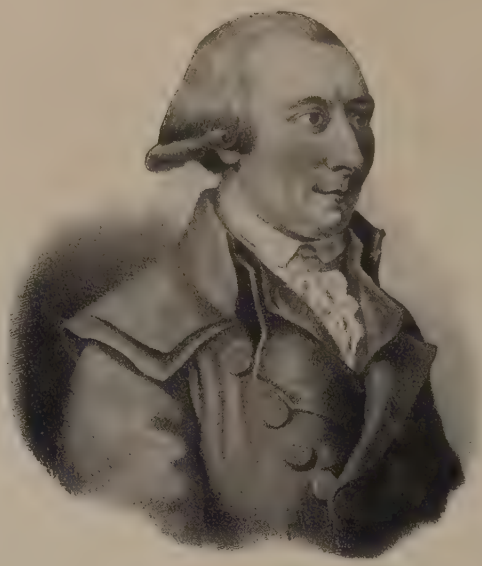
Christian Gottfried Körner.

Dora Stock.

Ludwig Ferdinand Huber.

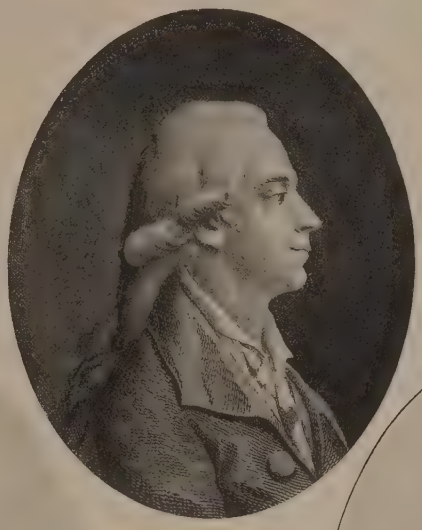
Die vier Abbildungen nach Photographien des Schiller-Nationalmuseums in Marbach nach den Zeichnungen von Dora Stock in der von Christian Gottfried Körner im Mai 1784 an Schiller nach Mannheim gesandten Brieftasche.

(Die Zeichnungen im Besitze des Freiherrn Alexander von Gleichen-Rußwurm, Greifenstein.)



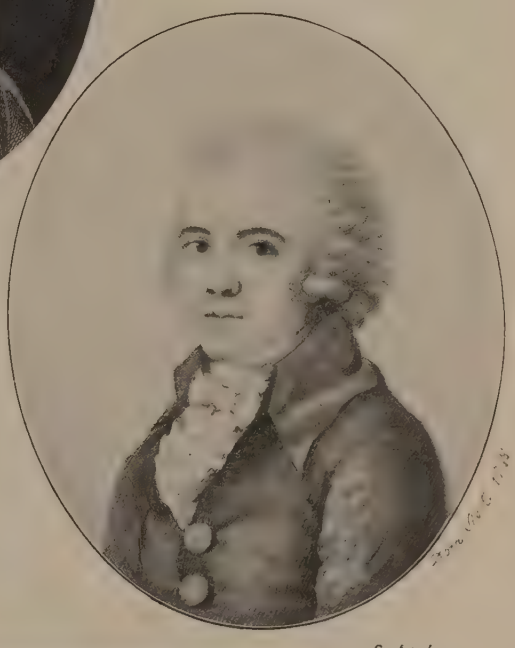
Georg Joachim Göschen.
Nach einer Lithographie nach einer Zeichnung
von S. Graenicher.

Das Schillerhaus in Gohlis.
Gezeichnet und lithographiert von Carl Heyn. (Stadtgeschichtl. Museum, Leipzig.)



Johann Friedrich Jünger.
Nach einem Stich von Geyser.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Sophie Albrecht, geb. Baumer.
Nach einer Zeichnung von Samuel Graenicher.
(Kupferstichkabinett, Dresden.)
(Phot. Oskar Bohr, Dresden.)



Ludwig Ferdinand Huber.
Nach einer Zeichnung von Dora Stock.
(Privatbesitz.)

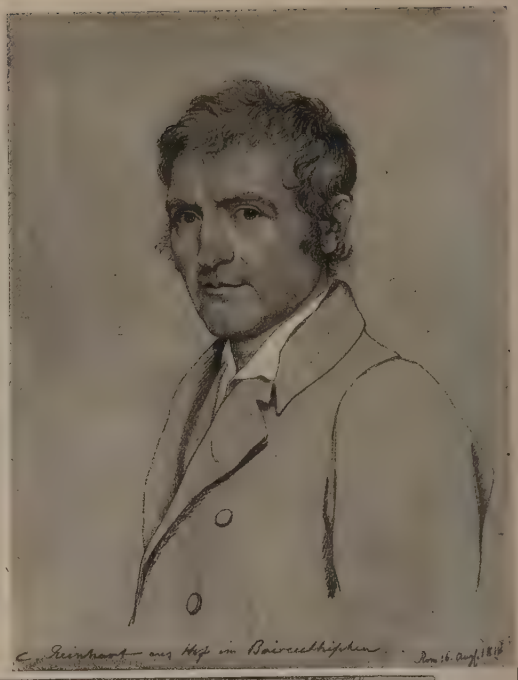
Kahnsdorf.
Nach einem Aquarell im Schiller-Nationalmuseum, Marbach).
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Links:

Schiller.

Nach einem Ölgemälde, vermutlich von Joh. Christ. Reinhart. (Privatbesitz.)

(Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



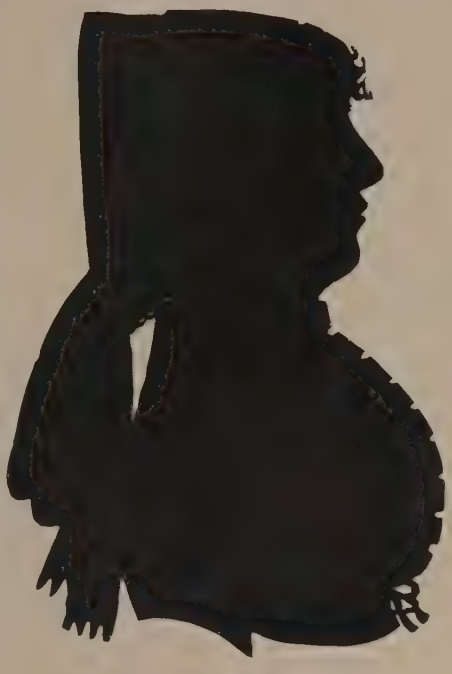
Rechts:

Joh. Christian Reinhart.

Nach einer Zeichnung von Karl Vogel, 1818, im Kupferstichkabinett in Dresden.

(Nach einer Photographie der Zeichnung im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Richters Kaffeehaus am Markt in Leipzig, in dem Schiller 1785 verkehrte.
Nach einem anonymen Stich aus der Zeit. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

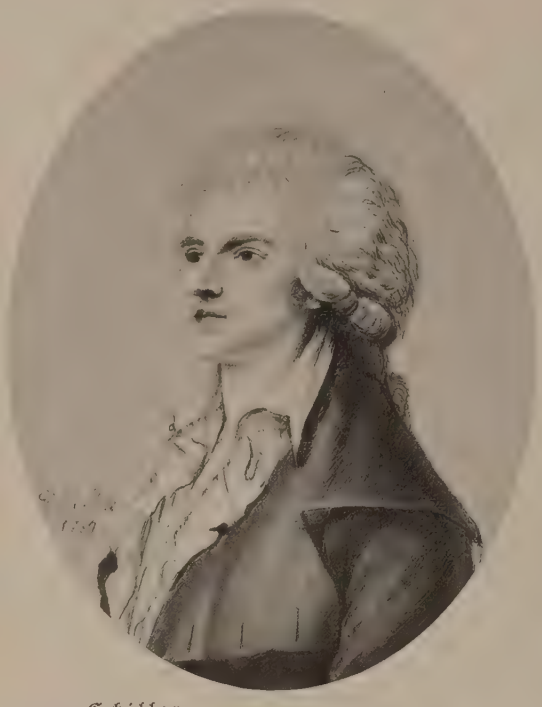


Justine Segedin,
die „Gustel von Blasewitz".

Nach einem Schattenriß im
Körnermuseum, Dresden.
(Phot. Karl Schulze, Dresden.)

Das Fährhaus
in Blasewitz.

Nach einer
Kreidezeichnung von
Anton Graff
im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.



Schiller.

Silberstiftzeichnung von Dora Stock im Besitz von Frau Maria Künzel, Heilbronn a. N.

Henriette von Arnim.

Miniaturbild im Besitz von Freifrau von Reibnitz, Geißeln.

Mitte:

Körners Wohnhaus und Weinberghäuschen in Loschwitz.

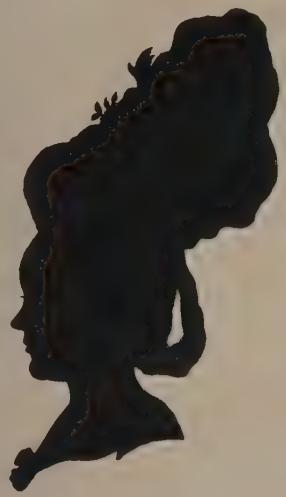
Nach einem Gemälde von Gust. O. Müller im Körnermuseum, Dresden.

(Phot. Karl Schulze, Dresden.)

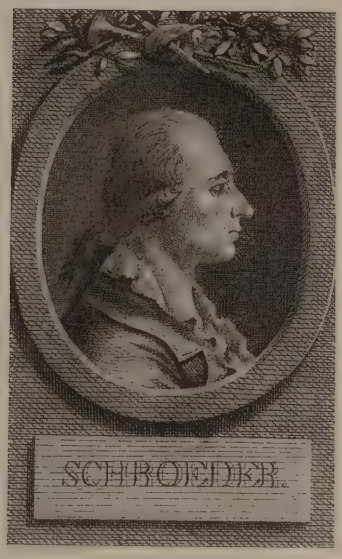
Unten:

Häuschen in Körners Weinberg in Loschwitz.

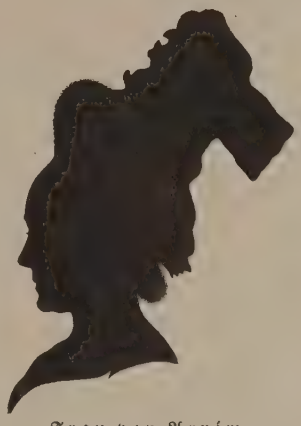
Nach einem Stich von Nemetscheck, 1829. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



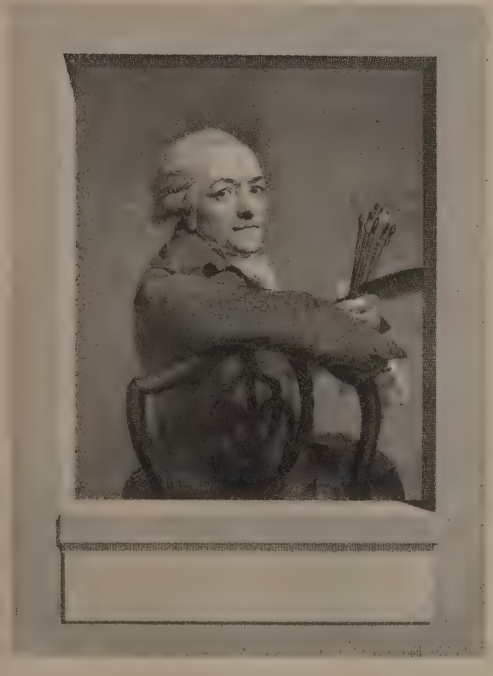
Henriette von Arnim.
Nach einem getuschten Schattenriß im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)



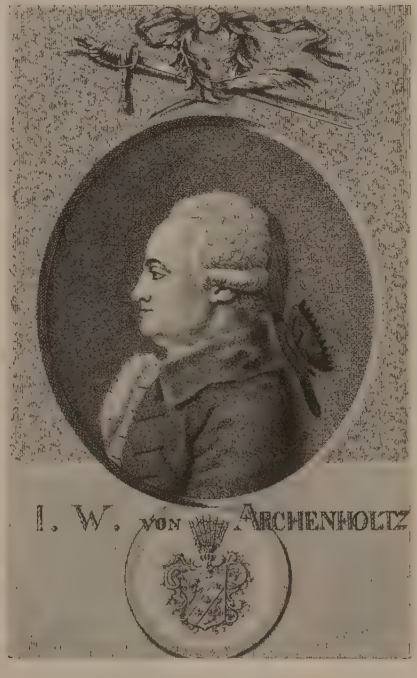
Friedrich Ludwig Schroeder.
Nach einem Stich von F. Grögory. Theater-Kalender, auf das Jahr 1788, Gotha, bey Carl Wilhelm Ettinger.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Frau von Arnim.
Nach einem getuschten Schattenriß im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)



Anton Graff.
Nach dem Selbstbildnis gestochen von J. G. Müller.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Nach einer Zeichnung von Heinecke gestochen von S. Halle, 1790.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Schiller.
Nach einer Kohlenskizze von Anton Graff zu seinem Ölgemälde.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)
(Nach einer Photographie von L. Held, Weimar, im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Schiller.
Nach einem Ölgemälde von Anton Graff, 1786.
(Körnermuseum, Dresden.)
(Phot. Karl Schulze, Dresden.)

Gasthof zum Hirsch, Schillers Wohnung in Tharandt
im April und Mai 1787, im jetzigen Zustand.
(Hofphot. Pötzsch, Tharandt.)

Schiller in Weimar 1787–1789.

Schiller.
Zeichnung von Johann Christian Reinhart, 1787.

Nach einer nach dem jetzt verschollenen Original aufgenommenen Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Charlotte von Kalb.
Nach einem Ölgemälde, wahrscheinlich von Fr. A. Tischbein, um 1787, im Wittumspalais, Weimar.

Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Plan von Weimar von Lossius, 1785.
(Landesbibliothek, Weimar.)

Herzogin Anna Amalia
von Sachsen-Weimar.

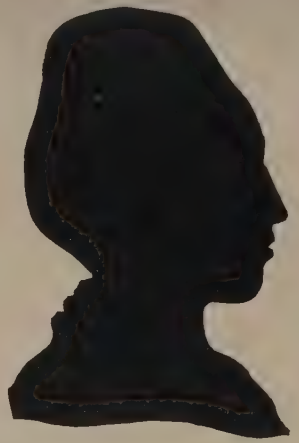
Nach einer Miniatur im
Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Schloß Tiefurt bei Weimar.
Nach einer Zeichnung von C. Westermayer, 1793. (Schillerhaus, Weimar.)
(Phot. Louis Held, Weimar.)

Mitte oben:

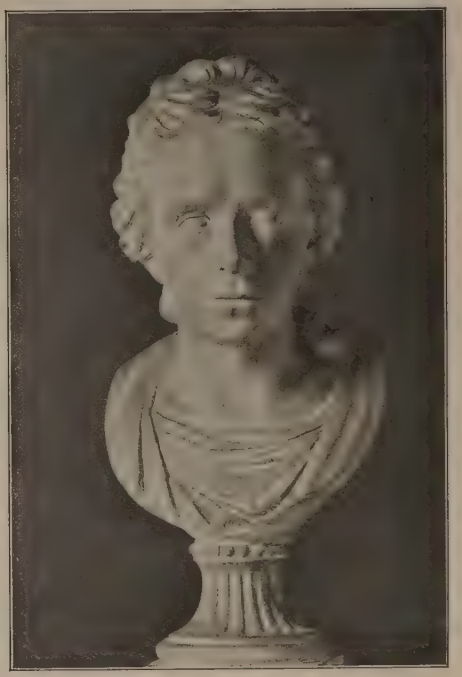
Karoline Herder, geb. Flachsland.
Nach einem Schattenriß in „Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von Johann Caspar Lavater. Erster Versuch. Leipzig und Winterthur, 1775".
(Stadtbibliothek, Leipzig.)



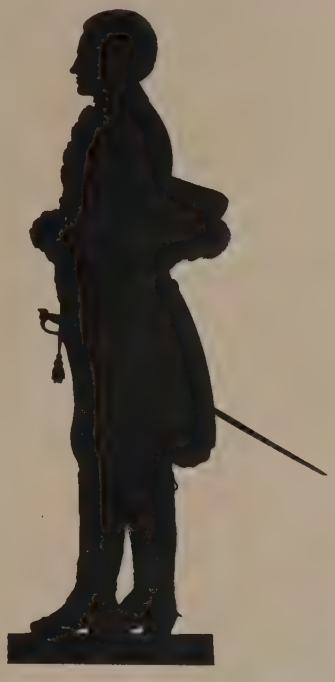
Mitte unten:

Charlotte Freifrau von Stein.
Nach einem von ihr selbst gezeichneten Bildnis.
(Felix Freiherr von Stein, Groß-Kochberg bei Rudolstadt.)
(Phot. Louis Held, Weimar.)

Corona Schröter.
Nach einer Zeichnung (Selbstbildnis) im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

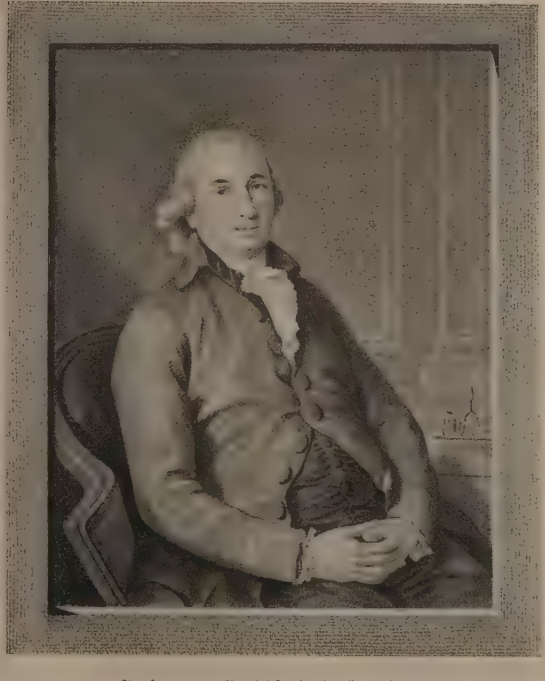


Luise von Göchhausen.
Nach einer Büste von Martin Gottlieb Klauer.
(Schloß Tiefurt.)
(Phot. Louis Held, Weimar.)



Herzog Karl August von Sachsen-Weimar.
Nach einem Scherenschnitt im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Christoph Martin Wieland.
Nach einem Scherenschnitt im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.



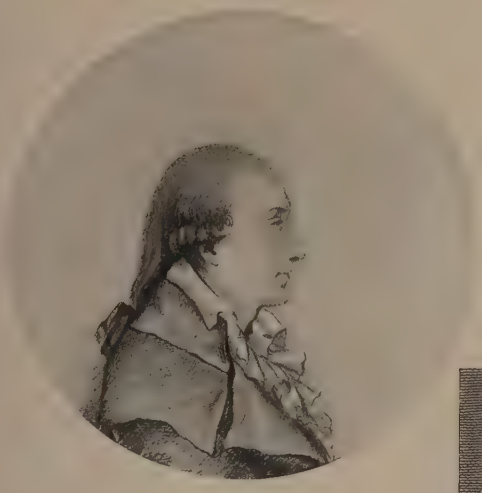
Johann Gottfried Herder.
Nach dem Stich von C. Pfeiffer (1800) nach dem Gemälde von Friedrich August Tischbein. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Friedrich Hildebrand von Einsiedel.
Nach einem Pastell in der Landesbibliothek zu Weimar.
(Phot. Louis Held, Weimar.)

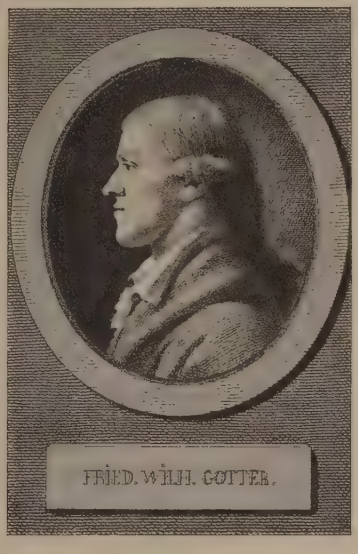
Wilhelm v. Wolzogen.
Nach einer Tuschzeichnung von Joh. Christ. Reinhart, 1787.
(Professor Ernst Redslob, Weimar.)

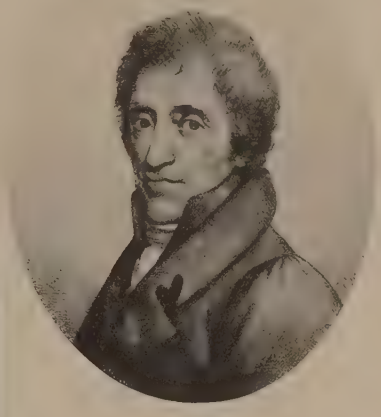
Schiller.
Nach einer kolorierten Bleistiftzeichnung von Joh. Christian Reinhart
in der Kupferstichsammlung, Dresden.
Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Schiller.
Nach einer Tuschzeichnung von Joh. Christ. Reinhart, 1787.
(Professor Ernst Redslob, Weimar.)

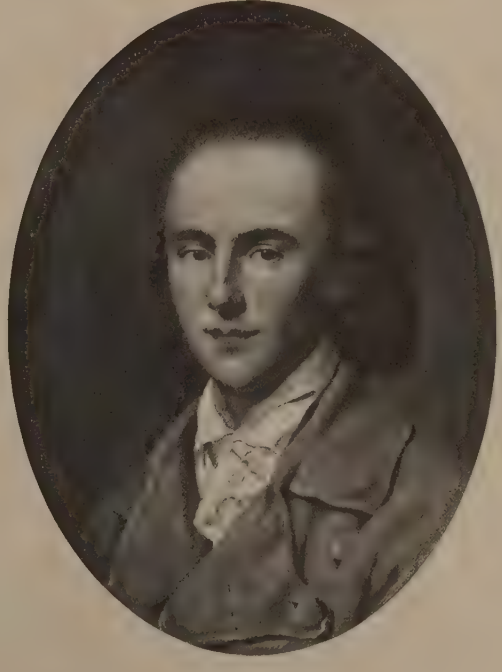


Karl Ludwig von Knebel.
Gezeichnet von Wilhelmine von Knebel.
(Schloß Tiefurt.)





Johann Rudolf Cornelius Ridel.
Nach einem Gemälde von F. Jagemann
lithographiert von H. Müller.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)

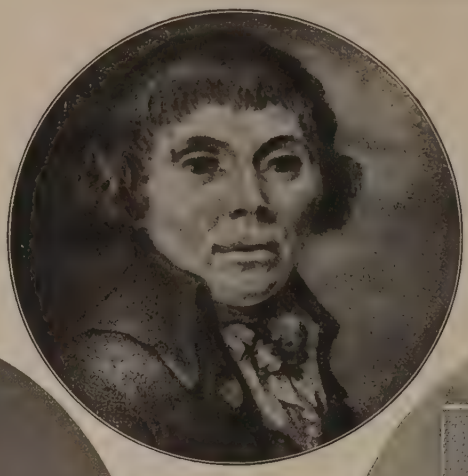


Mitte oben:

Friedrich Wilhelm Gotter.
Stich von Uhlemann nach einer
Zeichnung von Kauzdorf.
(Historisches Museum, Mannheim.)

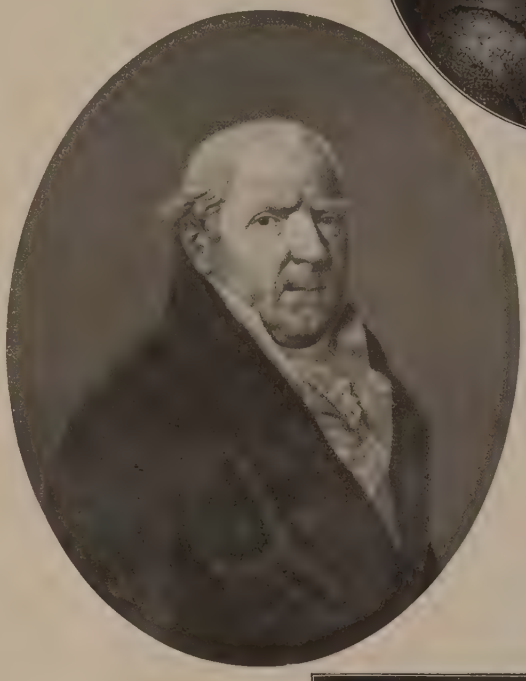
Nebenstehend:

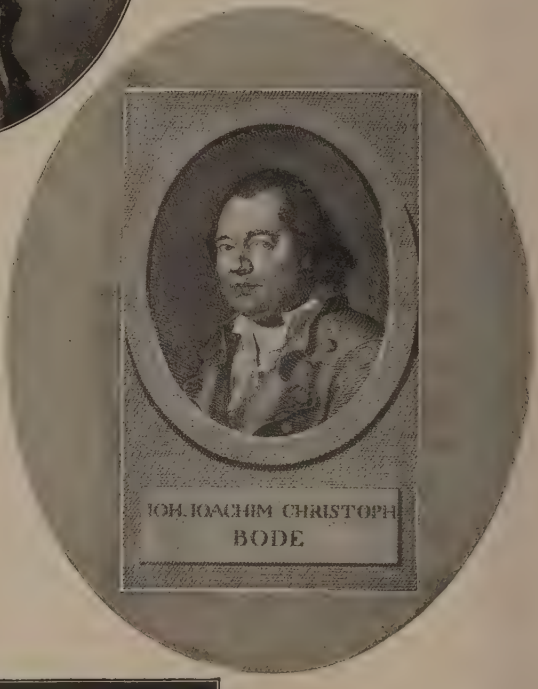
Friedrich Justin Bertuch.
Nach einem Gemälde
im Wittumspalais, Weimar.

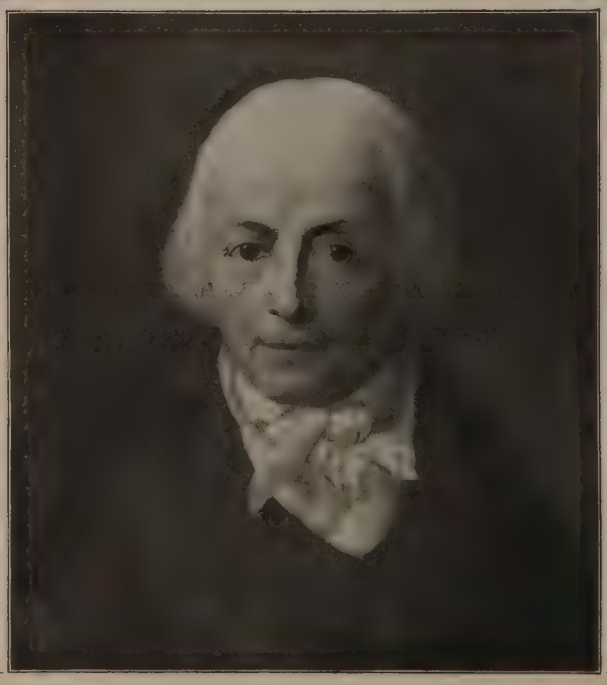


Rechts:
Karl Philipp Moritz.
Nach einem Stich von Heinrich Sintzenich, 1793.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)

Rechts unten:
Johann Joachim Christoph Bode.
Nach einem Gemälde von Joh. Heinsius gestochen von Joh. H. Lips.
(Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

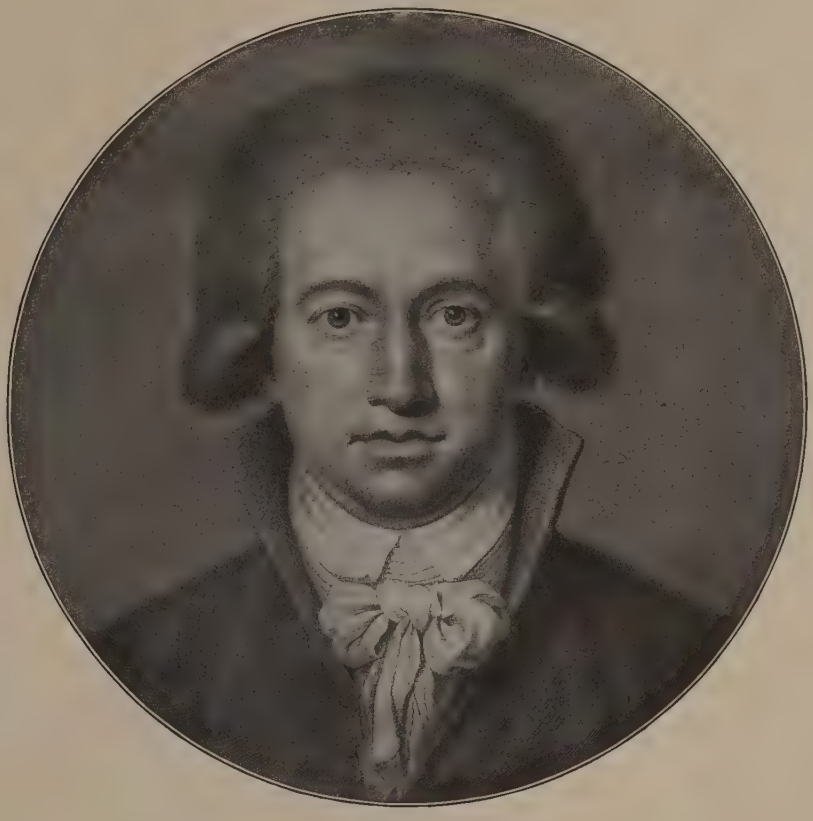






Links oben:
Siegfried Lebrecht Crusius.
Gestochen von C. Felsing nach einer Zeichnung von D. F. Caffe, 1809.
(Stadtgeschichtliches Museum, Leipzig.)

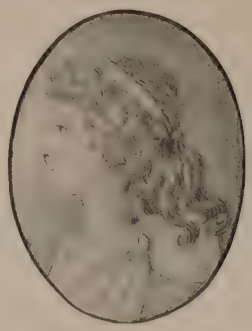
Links:
Gottfried August Bürger.
Nach einem Gemälde von Anton Graff.
(Körnermuseum, Dresden.)
(Phot. F. & O. Brockmann's Nachf., R. Tamme, Dresden.)



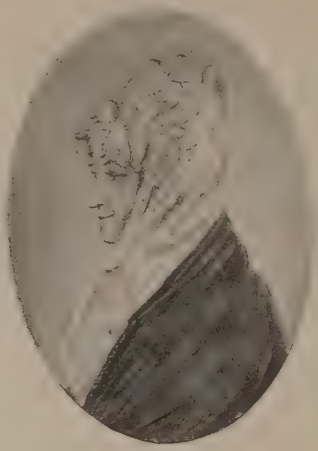
Goethe.

Nach einem Stich von Johann Heinrich Lips, nach dessen eigener, im frankfurter Goethemuseum befindlichen Kreidezeichnung von 1791.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)

Luise von Imhoff, Karl Ludwig und Henriette von Knebel und der englische Hauptmann Heron.
Nach einem Schattenriß im Besitze des Goethe-Nationalmuseums, Weimar.
(Phot. Alfred Bischoff, Jena.)



Charlotte Schiller.
Silberstiftzeichnung von Charlotte von Stein, im Besitze von Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Schloß Greifenstein. (Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

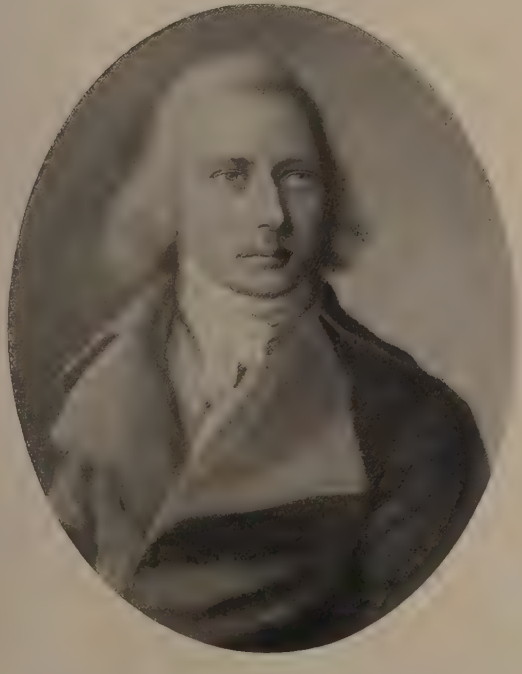


Luise von Lengefeld.
Miniaturbild im Besitze von Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Schloß Greifenstein.
(Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Schiller.
Nach einem Miniaturbild auf einer Brosche seiner Frau im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Rudolstadt.
Nach einer Lithographie von Ludwig Heß, um 1830. (Städtisches Museum, Jena.)

Karoline von Wolzogen.
Nach einem Pastellbild von Ambron. (Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Schloß Greifenstein.)

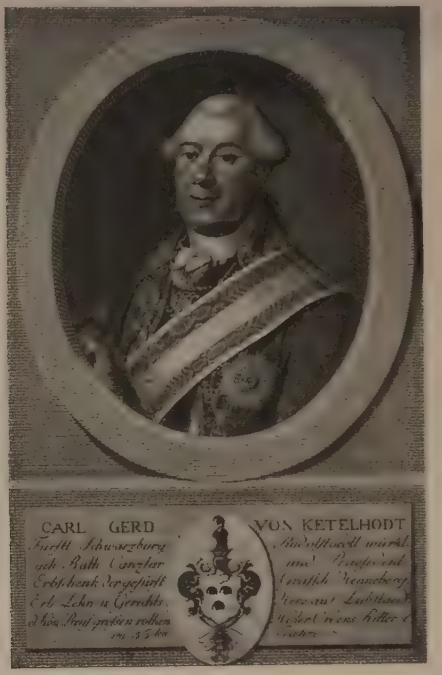


Wilhelm Heinrich Karl von Gleichen-Rußwurm.
Nach einem Ölgemälde im Besitze von
Alexander Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, Schloß Greifenstein.

Friederike von Gleichen-Rußwurm.
Nach einem Ölgemälde im Besitze von
Alexander Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, Schloß Greifenstein.

Rudolf Zacharias Becker.
Nach einem Gemälde von F. Tischbein gestochen von Schlotterbeck, 1798.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Charlotte von Lengefeld.
Schattenriß aus der Zeit ihres Aufenthalts in Vevey 1783/84. Nach einem bei der Jahrhundertfeier 1859 in Lausanne verteilten Erinnerungsblatt.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Carl Gerd von Ketelhodt.
Nach einem Gemälde von Morgenstern gestochen von H. Lips, 1794.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Links:
Das Schillerhaus in Volkstedt.
(Sommer 1788 und Herbst 1789.) Nach einer Lithographie von 1859.

Rechts:
Das Lengefeldsche Haus in Rudolstadt.
Nach einer neuzeitlichen Photographie.

Schiller in Jena 1789–1799.

Plan von Jena, 1766.

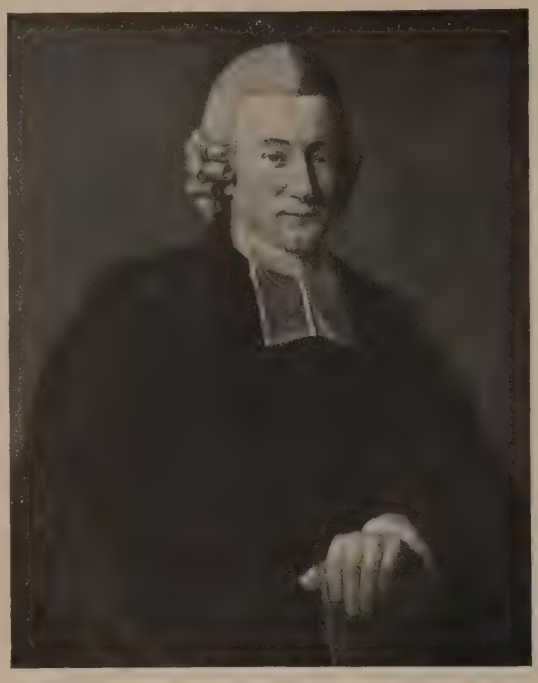
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Im Prinzessinnengarten zu Jena.
Gezeichnet und gestochen von L. Heß, um 1830. Zu Schillers Zeit Gartenwohnung des Professors Griesbach.
(Städt. Museum, Jena.)

Im Prinzessinnengarten zu Jena.
Gezeichnet und gestochen von L. Heß, um 1830.
(Städt. Museum, Jena.)

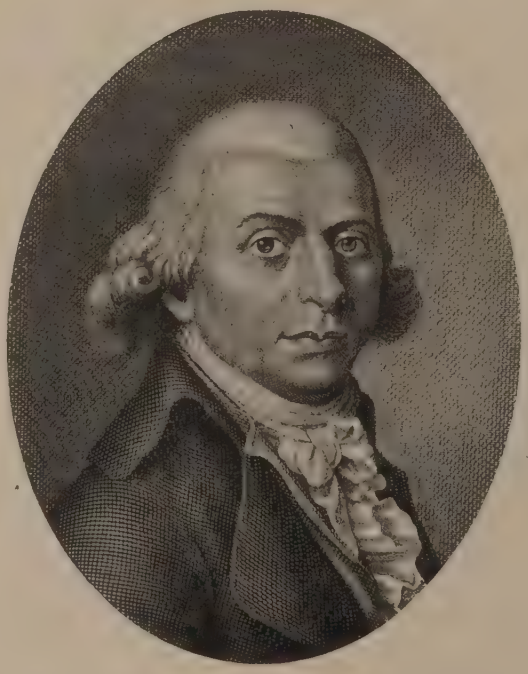
Schillers erste Wohnung in Jena 1789–1793, Jenergasse 26.
Nach einem Stammbuchblatt von stud. jur. Sternberger aus Themar, August 1816. (Städt. Museum, Jena.)

Das Griesbachsche Haus am Löbdergraben in Jena.
In dem Anbau links hielt Schiller 1789 seine Antrittsvorlesung; in dem Hause wohnte er von 1795–1799.
Gezeichnet und gestochen von L. Heß, um 1840. (Städt. Museum, Jena.)

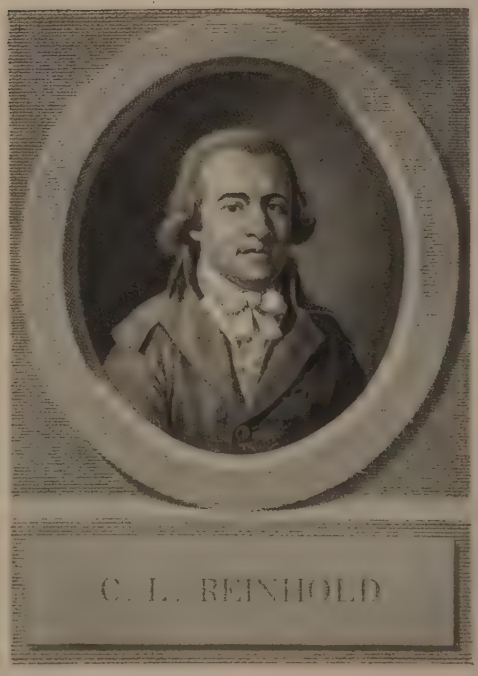


Johann Jakob Griesbach.
Nach einem Ölgemälde von J. D. Boger, 1775.
(Schillerhaus, Jena.)

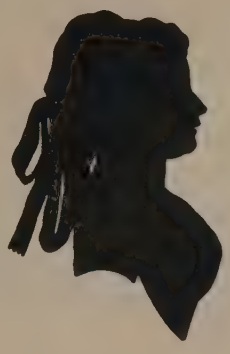
Friederike Juliane Griesbach.
Nach einem Ölgemälde im Schillerhaus zu Jena.



Johann Christian Stark.
Nach einem Kupferstich von Lips nach einem Gemälde von Roux.
(Städt. Museum, Jena.)



Carl Leonhard Reinhold.
Gezeichnet und gestochen von H. Lips.
Nach dem Stich im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.



Charlotte von Lengefeld.
Nach einer Silhouette im Besitze von Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Greifenstein.

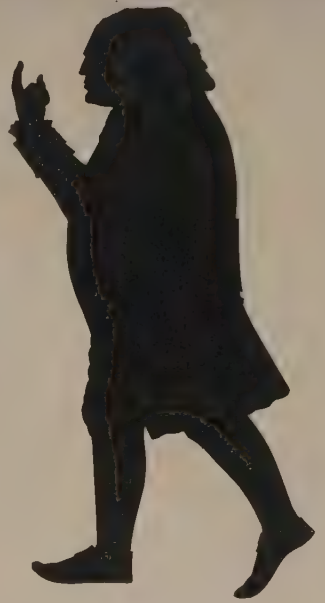
Schiller, um 1795.
Nach einer Silhouette im Besitze der Familie v. Fritsch, Weimar.

Die Kirche in Wenigenjena,
in der Schiller am 22. Februar 1790 getraut wurde.
Nach einem Aquarellbild im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Links:

Karoline von Humboldt.

Nach einem Ölgemälde von Gottlieb Schick.
(Frau Anna v. Sydow, Schloß Tegel b. Berlin.)
(Phot. Edgar Schröder, Berlin-Westend.)



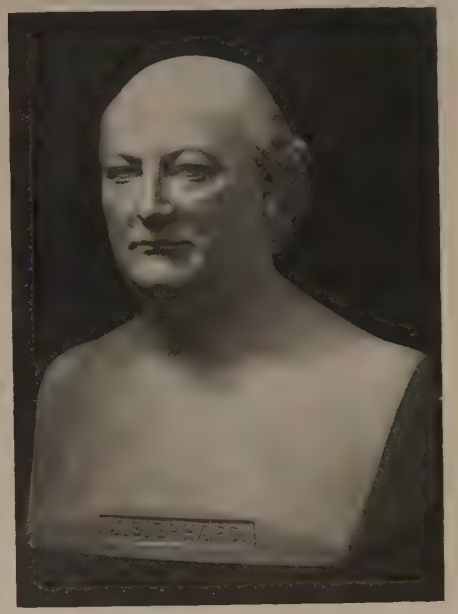
Ludwig Friedrich Göritz.

Nach einem Scherenschnitt von Luise Duttenhofer im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Rechts:

Johann Benjamin Erhard.

Nach einer Büste im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)



Links:

Karl Gotthard Graß.

Nach einem Selbst-Miniaturbildnis, 1786.
Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Rechts:

Wilhelm von Humboldt.

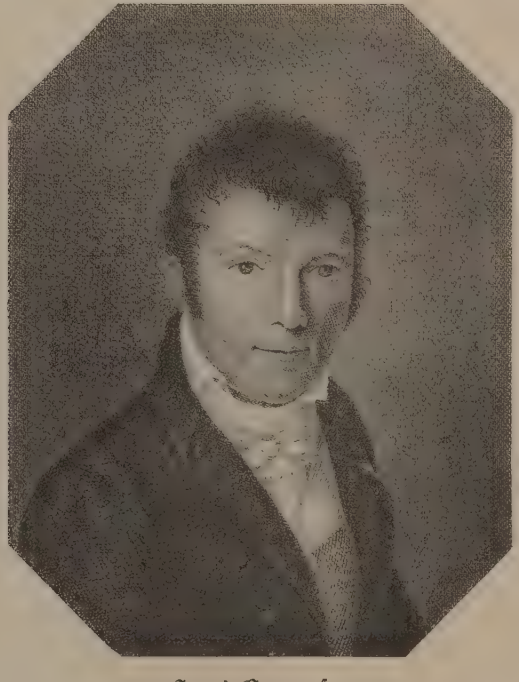
Nach einem Relief von Martin Klauer.
(Frau Anna von Sydow, Schloß Tegel bei Berlin.)
(Phot. Edgar Schröder, Berlin-Westend.)

Karl Theodor Anton Maria von Dalberg.

Kamee auf einer Brosche von Schillers Frau. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Friedrich von Hardenberg (Novalis).
Nach einem Stahlstich von Eichens. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Johann Kaspar Lavater.
Nach einem Gemälde von Joh. Heinrich Wilhelm Tischbein, Mai 1781. (Hans Lavater, Zürich.)

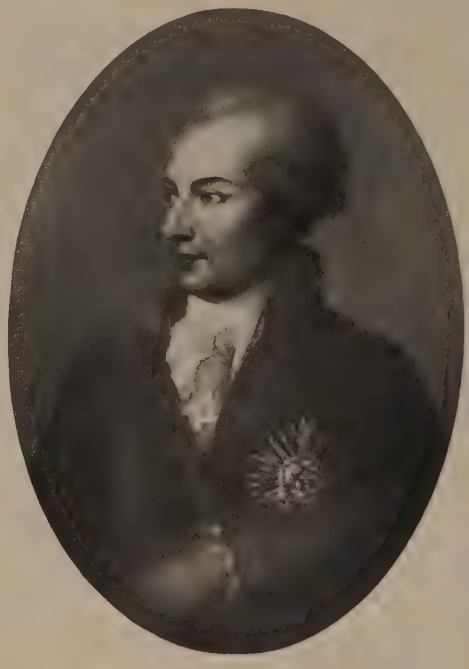


Jens Baggesen.
Nach einem Bildnis von Lammo gestochen von Devrient. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Links:

Charlotte Gräfin Schimmelmann.

Nach einem Ölgemälde im Besitze von Graf Schimmelmann, Schloß Ahrensburg, Holstein.



Rechts:

Ernst Heinrich Graf Schimmelmann.

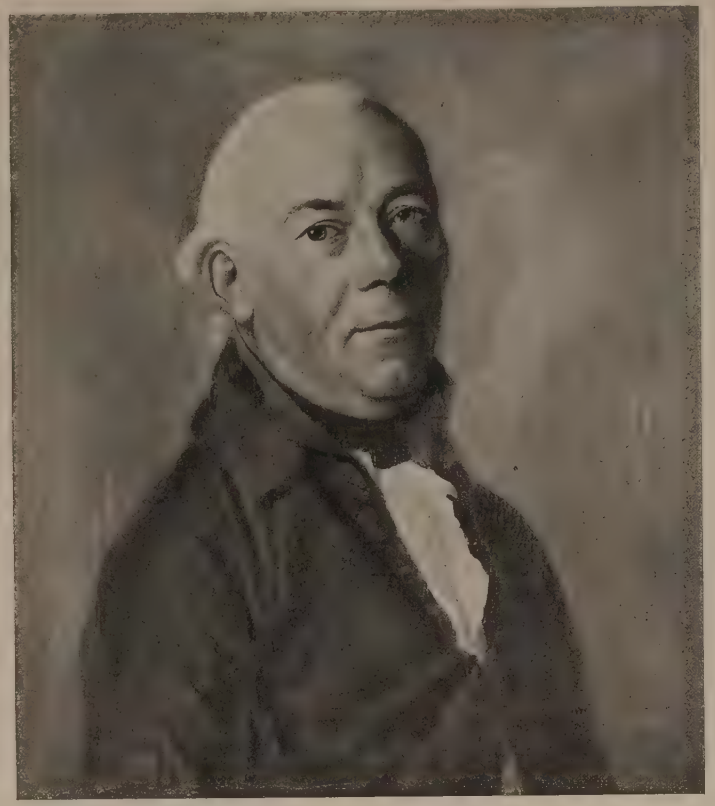
Nach einem Ölgemälde im Besitze von Graf Schimmelmann, Schloß Ahrensburg, Holstein.

Prinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.
Ölgemälde in der Universität zu Kopenhagen. Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Schiller in der Heimat 1793/94.

Schillers Wohnung in Ludwigsburg 1793/94.
Nach einem Gedenkblatt (1859) gezeichnet und lithographiert von G. Nobis.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

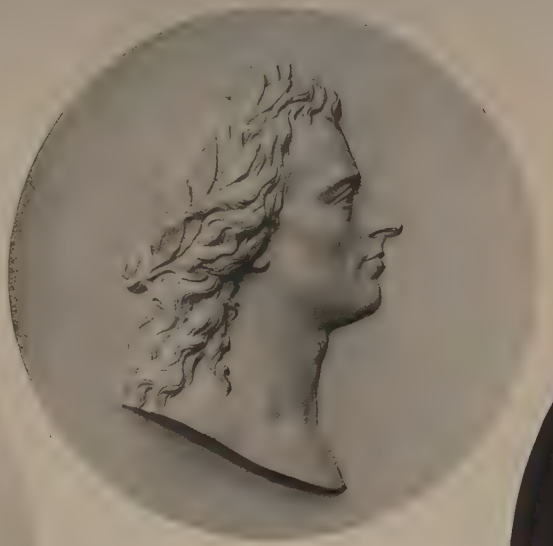
Schillers Wohnung in Stuttgart 1794.
Nach einer Zeichnung des noch im alten Zustand befindlichen Hauses von Ernst Schäfer (1912).
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Schillers Vater.
Nach dem Ölgemälde von Ludovike Simanowiz, 1793.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Schillers Mutter.
Nach dem Ölgemälde von Ludovike Simanowiz, 1793.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Mitte oben:
Schiller.
Nach einem Relief von Bernhard Frank, 1793.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Mitte unten:
Schillers Schwester Christophine Reinwald.
Nach einem Ölgemälde von Ludovike Simanowiz.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Schillers Schwester Nanette.
Nach einem Aquarell von Christophine Reinwald
1792 für Schiller gemalt.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Schillers Schwester Luise.
Nach einem Aquarell von Christophine Reinwald.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

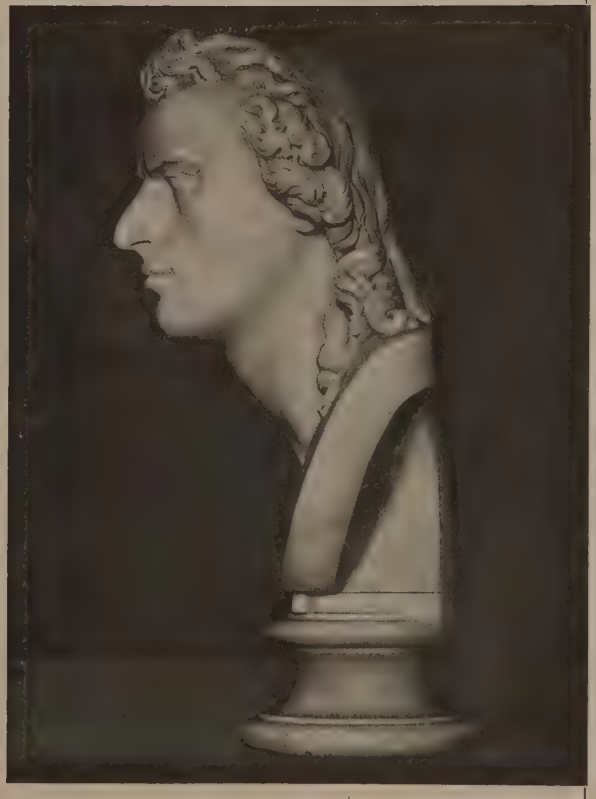
Ludovike Simanowiz.
Nach einem Selbstbildnis.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)

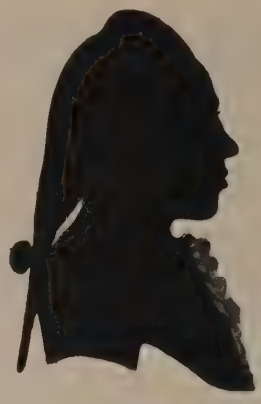
Charlotte Schiller.
Nach einem Ölgemälde von Ludovike Simanowiz, 1794.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. L. Schaller, Stuttgart.)

Schiller.
Nach einem Ölgemälde von Ludovike Simanowiz, 1793.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Schiller.
Profilschnitt, von Dannecker 1794 für die Arbeit an seiner Büste abgenommen. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Schiller.
Nach der lebensgroßen Marmorbüste von Heinrich Dannecker, 1805. (Landesbibliothek, Weimar.)
Nach einer Photographie von R. Tamme, Dresden, im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

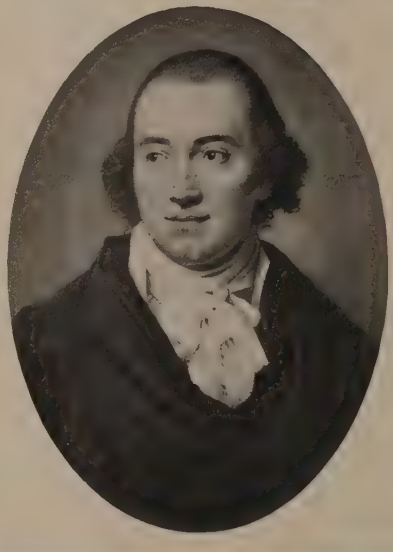


Oben:

Christian Ludwig Schübler.

Nach einem Schattenriß
im Besitze von
Edith Haberlandt, Wien.

(Hofphot. Herm. Brandseph,
Stuttgart.)



Mitte:

Joh. Rudolf Zumsteeg.

Nach einem Gemälde von
Jakob Friedrich Weckherlin
im Besitze von Oberstabsarzt
Dr. Harold Zumsteeg, Berlin.

(Hofphot. Herm. Brandseph,
Stuttgart.)

Schiller.

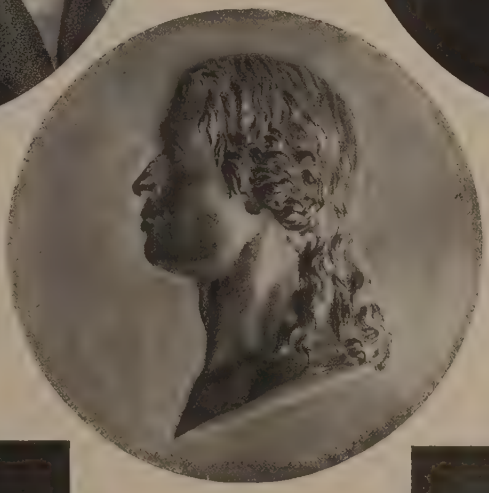
Nach einer lebensgroßen
Gipsbüste mit antiker
Gewandung von
Heinrich Dannecker,
1794.

Staatl.
Kunstsammlungen,
Weimar.

(Phot.
Karl Schwier, Weimar.)

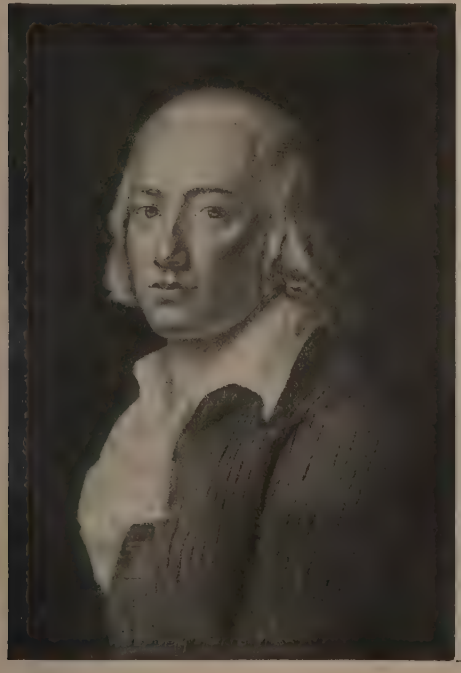
Friedrich Wilhelm von Hoven.
Nach einer Zeichnung von F. Stadler, gestochen von L. Linsen.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Ludwig Schubart.
Nach dem Ölgemälde von Friedrich Oelenhainz, 1803.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

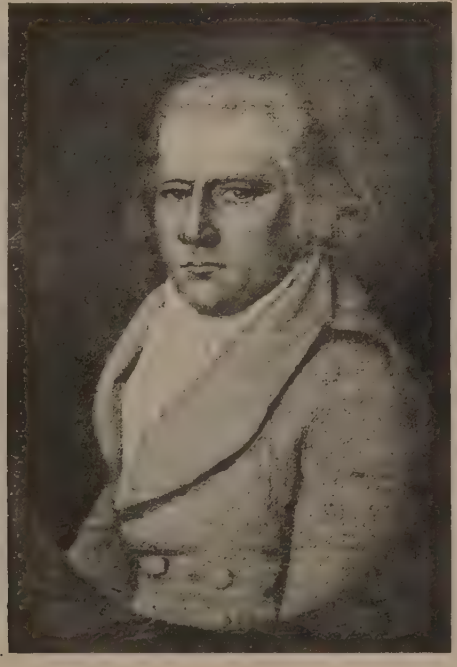


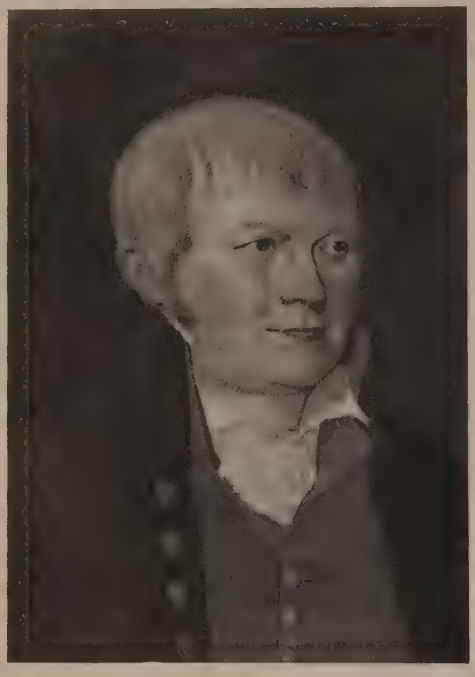
Friedrich Hölderlin.
Nach einem Guaschbild von Franz Karl Hiemer, 1792. (Privatbesitz.)
Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Gotthold Stäudlin.
Nach einem Gemälde von Johann Baptist Seele, um 1794.
(Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Robert Vischer, Wien.)

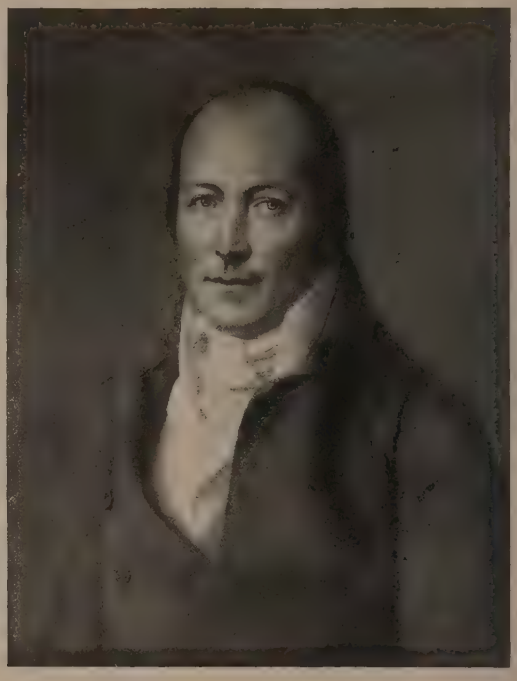


Johann Heinrich Dannecker.
Nach einem Hochrelief von Bernhard Frank im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)



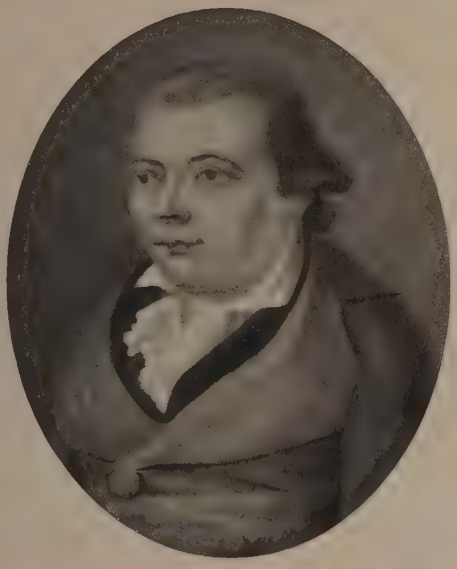


Friedrich Haug.
Nach einem Gemälde im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.



Immanuel Gottlieb Elwert.
Nach einem Ölgemälde von Philipp Friedrich Hetsch.
(Frau Johanna Eberhardt, Tübingen.)
(Chr. Barth, Hofphot., Tübingen.)

Friedrich von Matthisson.
Nach einem Ölgemälde von Ferdinand Hartmann.
(Frau Landgerichtsdirektor S. Uhland, Stuttgart.)



Karl Philipp Conz.
Nach einem Guaschbild, um 1793.
(Garnisonpfarrer a. D. Conz, Ludwigsburg.)

Johann Friedrich Cotta,
Freiherr von Cottendorf.
Nach einer Lithographie
nach dem Gemälde von K. J. Th. Leybold.

Jakob Friedrich Abel.
Nach einem Gemälde von Philipp Friedrich Hetsch,
lithographiert von J. Wölffle.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Heinrich Rapp.
Nach einem Gemälde von Philipp Friedrich Hetsch.
(Frl. Mathilde Reuß, Stuttgart.)

Der Markt zu Jena.
In dem letzten Hause auf der linken Seite (vom Beschauer aus), gegenüber dem Brunnen, wohnte Schiller von Mai 1794 bis April 1795.
Gezeichnet und gestochen von Ludwig Heß, um 1830. (Städt. Museum, Jena.)

Schillers Garten in Jena, vom Leutraufer aus gesehen, mit Schillers Gartenhaus.
Gezeichnet und gestochen von Ludwig Heß, um 1830. (Städt. Museum, Jena.)

Schillers Gartenwohnung in Jena 1797–1799.
Gezeichnet und gestochen von J. Rouz. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Jena vom Lichtenhainer Wege.
Nach einer kolorierten Federzeichnung von Ernst Ferdinand Oehme. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Schiller.
Nach einem Landolin Ohmacht zugeschriebenen Goldbronze-Relief.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)

Mitte oben:
Schiller.
Miniatur im Besitz von Freiherrn Alexander von Gleichen-Rußwurm.
Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Charlotte Schiller.
Nach einem Landolin Ohmacht zugeschriebenen Goldbronze-Relief.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)

Mitte:
Schiller.
Nach einem Ölgemälde von unbekannter Hand.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)

Schiller.
Nach einem grau in grau gemalten Ölgemälde von unbekannter Hand.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)

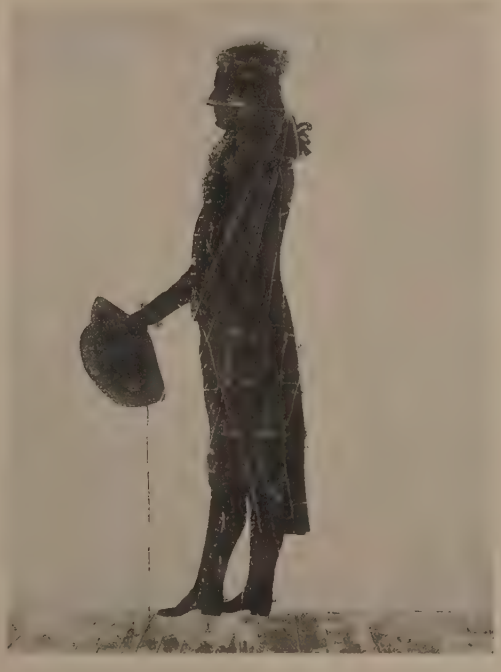
Die Xenienritter
(Schiller, im Hintergrund Goethe), aus Voigt, Triumph des deutschen Witzes 1800.
Nach einer Zeichnung von Rosmasler gestochen von C. Schule 1797.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Friedrich
Immanuel Niethammer.
Nach einer geschnittenen Silhouette.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Christian Gottlob von Voigt.
Nach einer silbernen Medaille von Fr. Wilh. Facius, 1816.
(Münzkabinett, Gotha.)

Karl
Ludwig Woltmann.
Nach einer geschnittenen Silhouette.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Mitte oben:
August
Wilhelm Schlegel.
Nach einer Silhouette im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.



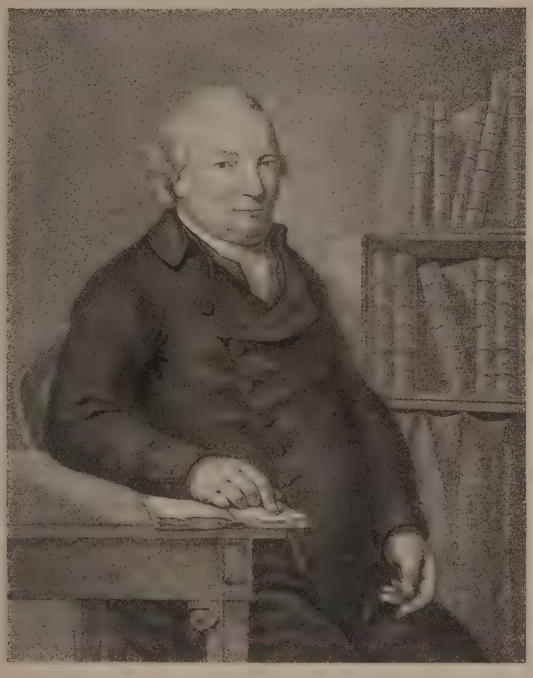
Mitte unten:
Schiller.
Auf Glas (zerbrochen) gemalte Silhouette.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

6*

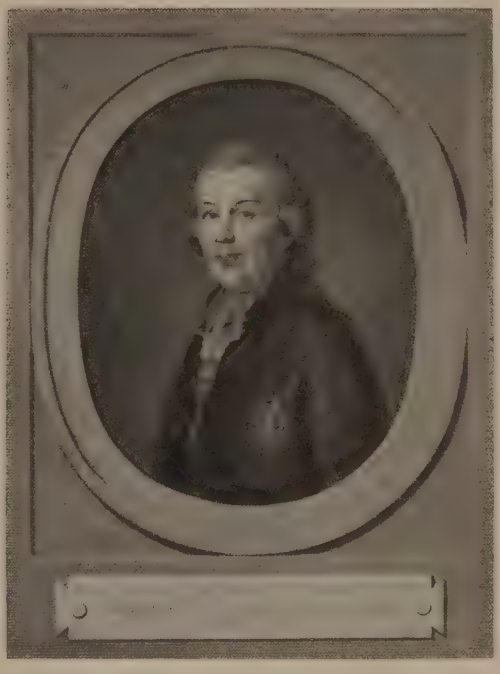
Friedr. Wilh. Jos. Schelling.

Joh. Gottlieb Fichte.

Nach den Originalen im Schiller-Nationalmuseum in Marbach.

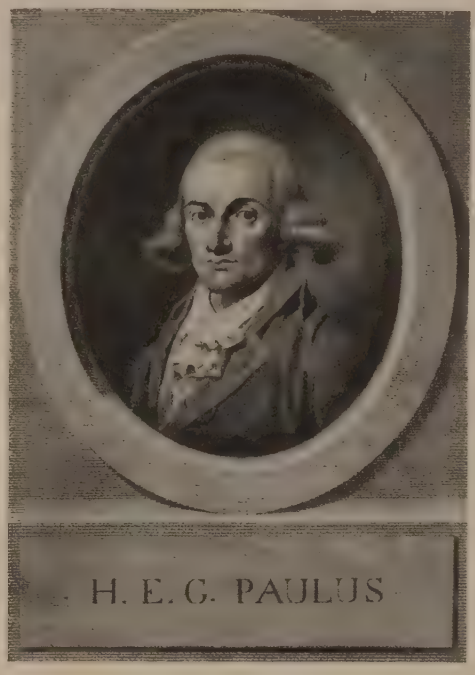


Johann Jakob Griesbach.
Gemalt von J. Roux, gestochen von J. C. Bock.
Nach dem Stich im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

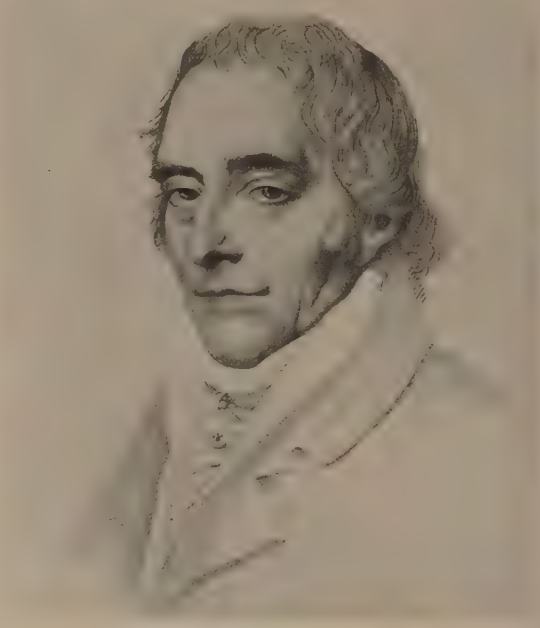


Karl Theodor Anton Maria Freiherr von Dalberg.
Gemalt von F. Tischbein, gestochen von J. G. Müller, 1798.
Nach dem Stich im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Schillers Gartenwohnung in Jena 1797—1799 im jetzigen Zustand.
Ansicht von der Gartenseite aus. (Phot. Alfred Bischoff, Jena.)



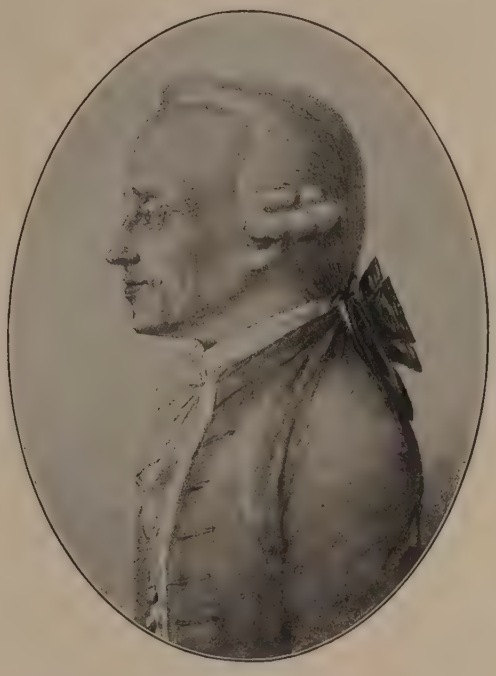
H. E. G. Paulus.
Gezeichnet und gestochen von H. Lips.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach).



Cristoph Wilhelm Hufeland.
Lithographiert von C. Müller nach einer Zeichnung von F. Jagemann. (Städt. Museum, Jena.)

Friedrich Heinrich Jacobi.
Nach einem Gemälde im Besitze von Direktor Professor Dr. Arnold Jacobi, Dresden.
(Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)

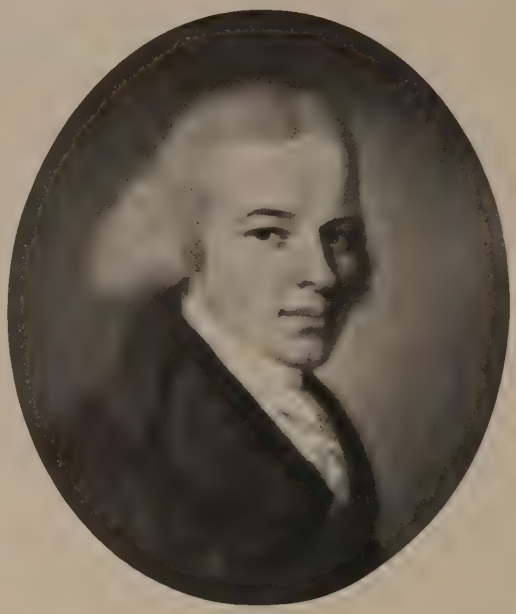
Justus Christian Loder.
Nach einem Gemälde von F. Tischbein gestochen von J. G. Müller.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Immanuel Kant.
Nach einer Miniatur von Senewaldt, 1786. (Schloß Schlobitten in Ostpreußen.)

Sophie Mereau.
Nach einer Zeichnung in der Preuß. Staatsbibliothek, Berlin.

Gotthard Ludwig Kosegarten.
Nach einem Stich von F. Rosmäsler, Dresden 1821.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Alexander von Humboldt.
Nach einem Pastellgemälde im Besitze von Frau Anna von Sydow, Schloß Tegel bei Berlin.
(Phot. Edgar Schröder, Berlin-Westend.)

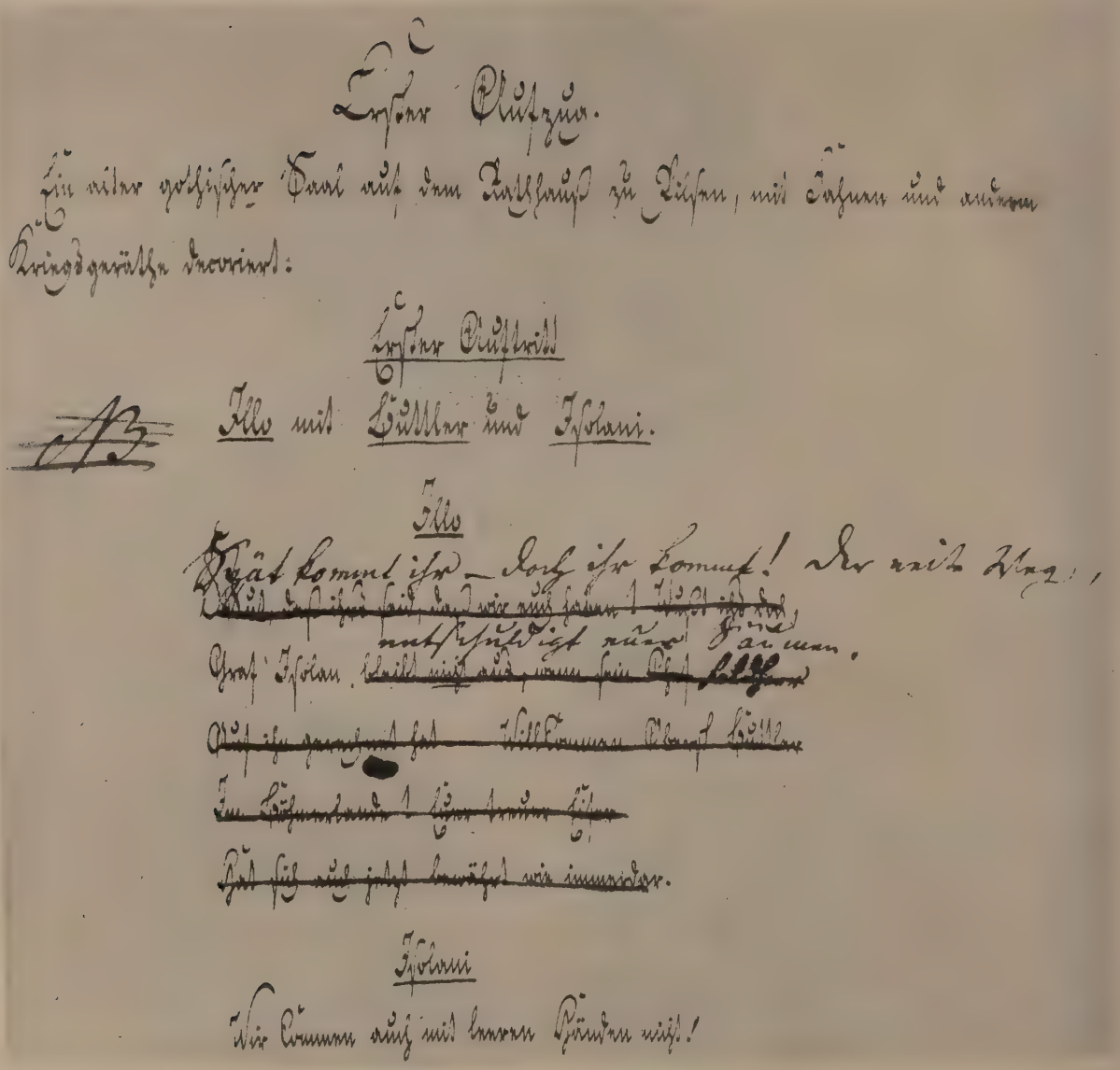
Karoline Schelling.
Nach einem Gemälde von Johann Friedrich August Tischbein.
(Frau Dr. H. Waitz, Hamburg.)
(Nach einer Photographie aus der Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

Friedrich Schlegel
im Alter von 22 Jahren.
Nach einer Kreidezeichnung von Karoline Rehberg.
(Nach einer Photographie aus der Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

Georg Wilhelm
Friedrich Hegel.

Stich von Bollinger nach
einem Gemälde von Keller.
(Schiller-Nationalmuseum,
Marbach.)

Goethe im Rappschen Hause in Stuttgart, 1797.
Nach einem Scherenschnitt von Louise Duttenhofer im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.



Anfang der „Piccolomini".

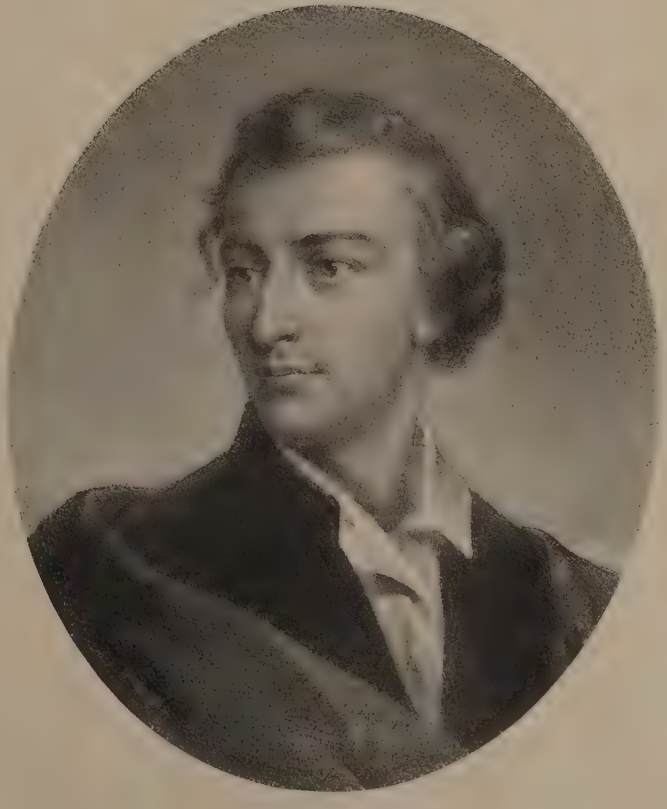
Nach der Druckvorlage von „Wallensteins Lager" und „Die Piccolomini" mit zahlreichen Änderungen von Schillers Hand im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Schiller in Weimar 1799–1805.

Oben:
Schiller im Hofanzug.
Nach einem Scherenschnitt im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Unten:
Schiller.
Nach einer Lithographie von Milster im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.



Oben:

Das Haus Windischengasse 8 (×) in Weimar,

in dem Schiller das 2. Stockwerk von Dezember 1799 bis April 1802 bewohnte.

(Phot. Karl Schwier, Weimar.)

Mitte:

Wilhelm von Wolzogen.

Nach einem Aquarellbild in einem Medaillon im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Unten links:

Karoline von Wolzogen.

Nach einem Ölgemälde im Besitze von Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Schloß Greifenstein.

Unten rechts:

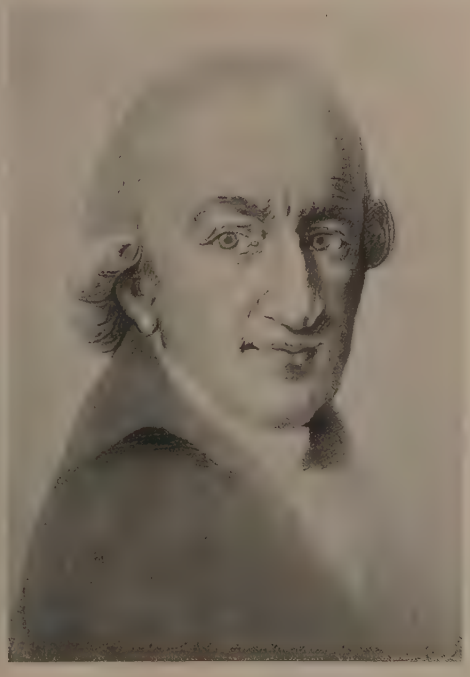
Luise von Lengefeld.

Nach einer Kreidezeichnung im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Goethe.
Nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury, 1800.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)

Christiane Vulpius.
Nach einer Kreidezeichnung von Friedrich Bury, 1800.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)



Christoph Martin Wieland.
Nach einer Kreidezeichnung von Anton Graff.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

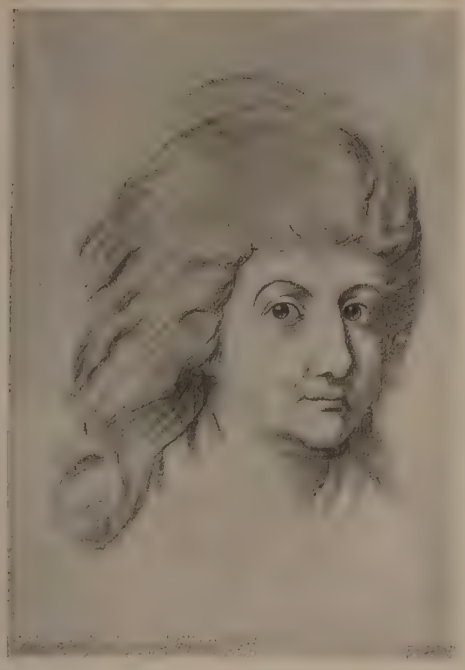
Heinrich Meyer.
Nach einem Gemälde von Heinrich Müller.
(Landesbibliothek Weimar.)
(Phot. Louis Held, Weimar.)

Ettersburg.

Nach einem Stich von Georg Melchior Kraus. (Kastellan Necke, Ettersburg.)

Weimar, etwa 1803–1806.

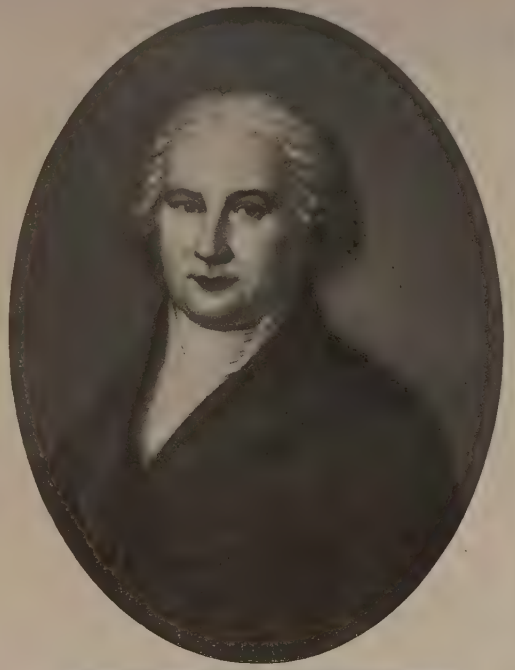
Nach einem aquarellierten Stich. Gestochen von C. Müller nach einer Zeichnung von Georg Melchior Kraus. (Schloßmuseum, Weimar.)

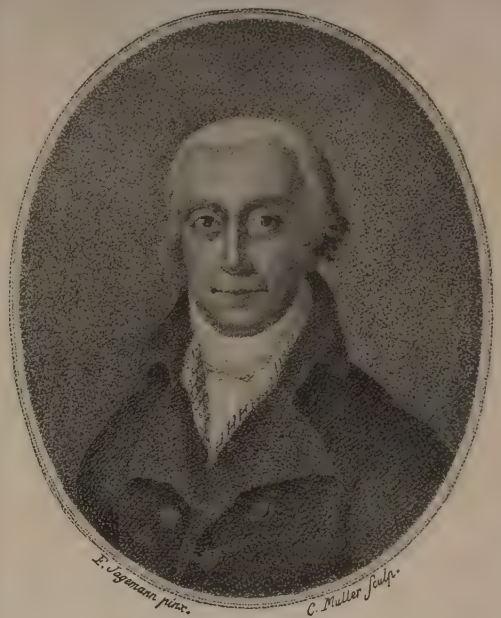


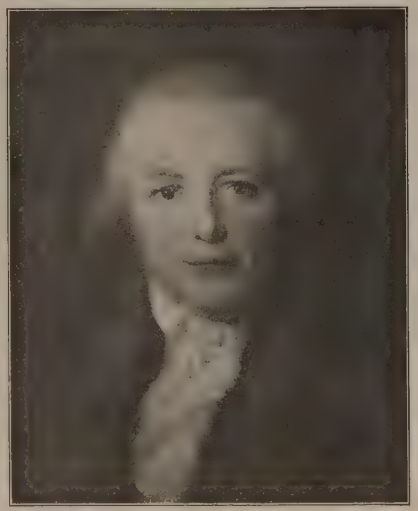
Herzogin-Mutter Anna Amalia von Sachsen-Weimar.
Nach einer Zeichnung von Wilhelm Tischbein im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. Aug. Kirchhoff, Stuttgart.)

Herzogin Luise von Sachsen-Weimar.
Nach einem Pastell im Wittumspalais, Weimar.

Herzog Karl August von Sachsen-Weimar.
Nach einer Statuette in gebranntem Ton von Ludwig Klauer im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)







Links oben:

Johann Friedrich Unger.

Nach einem Pastell im Besitze von
Frau Professor Dr. Staerk, Jena.

Rechts oben:

Georg Melchior Kraus.

Nach einem Gemälde von F. Jagemann
gestochen von C. Müller.
(Landesbibliothek Dresden.)

Mitte:

Amalie von Helvig, geb. von Imhoff.

Nach einer Zeichnung von Wilhelm Hensel.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)

Links unten:

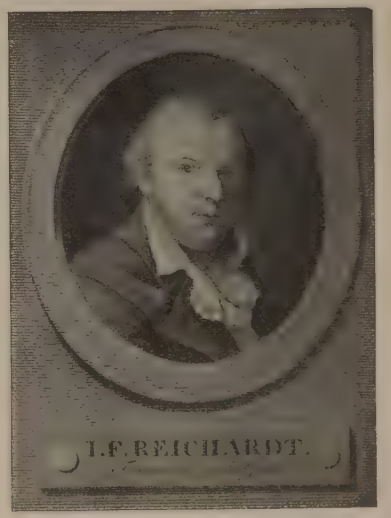
Karl August Boettiger.

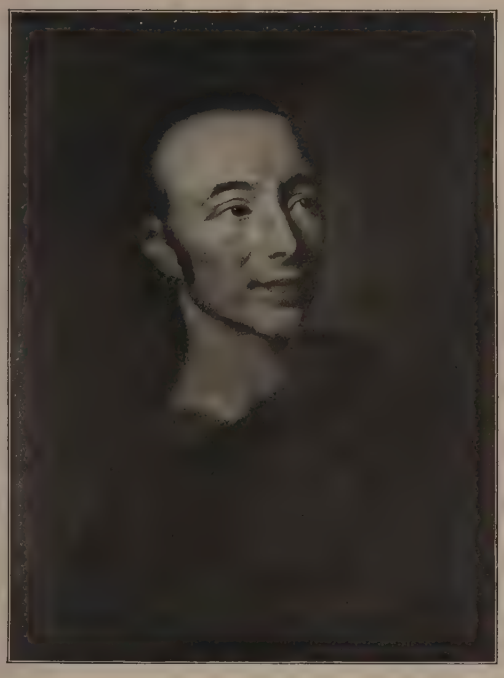
Nach einem Gemälde von
Joh. Friedr. August Tischbein, 1795.
(Gleimhaus, Halberstadt.)
(Phot. Köhler & Saemann, Halberstadt.)

Rechts unten:

Johann Friedrich Reichardt.

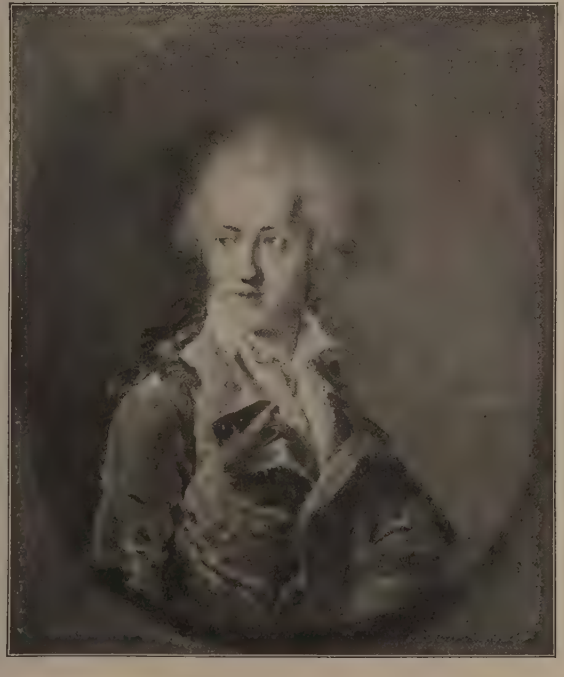
Nach einem Gemälde von Henry, 1791,
gestochen von B. H. Bendix, 1796.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)





Johann Heinrich Voß.
Nach einem Gemälde von Joh. Friedr. August Tischbein, 1810.
(Oberamtmann Schaible, Donaueschingen.)
(Phot. Richard Marth, Donaueschingen.)

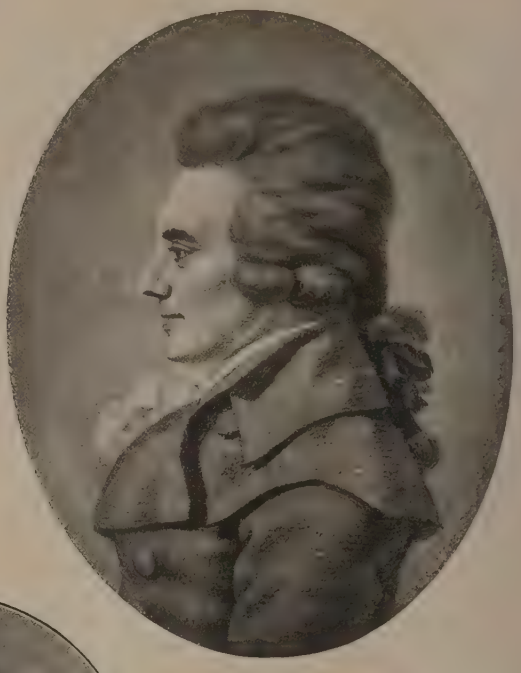
Heinrich Voß, der Jüngere.
Nach einem Gemälde von Franz Gareis, 1800.
(Oberamtmann Schaible, Donaueschingen.)
(Phot. Richard Marth, Donaueschingen.)



August von Kotzebue.
Nach einem Gemälde in der Landesbibliothek
zu Weimar.

Carl Friedrich Zelter.
Nach einem Gemälde von P. J. Bardou, gestochen von
B. H. Bendix. (Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

Minna Körner.
Gemälde von Anton Graff im Körnermuseum, Dresden.
Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.



Christian Gottfried Körner.
Zeichnung von Wagener, 1790, im Körnermuseum, Dresden.
Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Mitte:

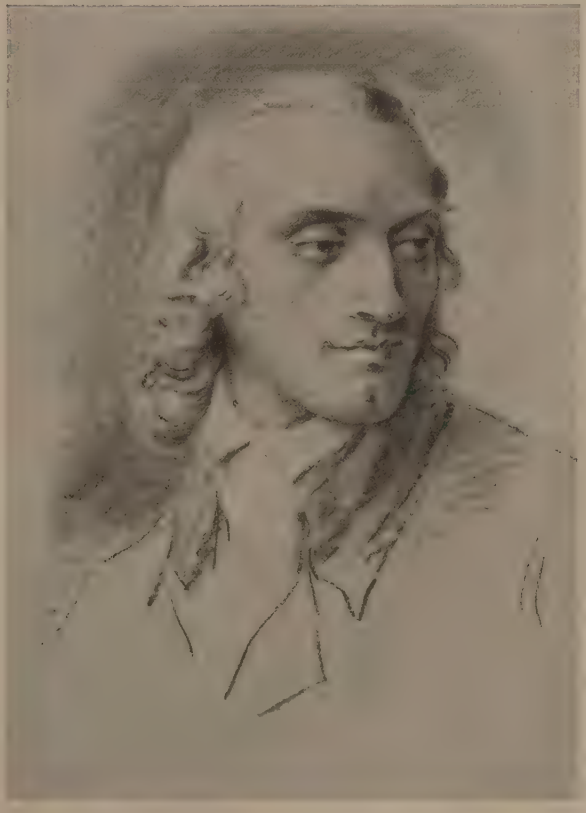
Theodor Körner als Kind.
Miniaturbildnis auf Elfenbein von seiner Schwester Emma Körner nach dem Pastell von Dora Stock.
(Körnermuseum, Dresden.)
(Phot. F. & O. Brockmanns Nachf., R. Tamme, Dresden.)

Links:

Körners Wohnhaus auf dem damaligen Kohlenmarkt in Dresden.
Nach einem alten Holzschnitt im Körnermuseum, Dresden.
(Phot. Karl Schulze, Dresden.)

Christian Gottfried Körner.
Nach einem Pastellbild von Dora Stock aus dem Besitze Schillers im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Dora Stock.
Nach einem Gemälde von Anton Graff im Körnermuseum, Dresden.
(Phot. Karl Schulze, Dresden.)



Schiller.
Nach einer Zeichnung von Friedrich Georg Weitsch, 1804. (Kupferstichkabinett, Berlin.)

Mit gnädigster Erlaubniß
wird heute, Freytags den 11. Sept. 1801.
von den
Churfürstlich Sächsischen
privilegirten deutschen Schauspielern
auf dem Theater am Rannstädter Thore
zum Erstenmal
aufgeführt:

Die Jungfrau von Orleans.

Ein neues romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen;

vom Herrn Hofrath Schiller.

Personen:

Karl der Siebente, König von Frankreich,	Herr Opitz.
Königin Isabeau, seine Mutter,	Mad. Schirmer.
Agnes Sorel, seine Geliebte,	Mad. Reinhard.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund,	Herr Haffner.
Graf Dünois, Bastard von Orleans,	Herr Schirmer.
La Hire, Königliche Officiere,	Herr Millner.
Du Chatel, Königliche Officiere,	Herr Sommerfeld.
Der Seneschal von Rheims,	Herr Henke.
Chatillon, ein Burgundischer Ritter,	Herr Bösenberg.
Raoul, ein Lothringischer Ritter,	Herr Zucker.
Talbot, Feldherr der Engländer,	Herr Ochsenheimer.
Lionel, englischer Anführer,	Herr Drewitz.
Thibaut von Arc, ein reicher Landmann,	Herr Christ.
Margot, seine Töchter,	Mlle. Koch.
Louison, seine Töchter,	Mad. Ochsenheimer.
Johanna, seine Töchter,	Mad. Hartwig.
Etienne, ihre Freier,	Herr Schulz.
Claude Marie, ihre Freier,	Herr Künzel.
Raimond, ihre Freier,	Herr Schröder.
Ein Edelknecht des Königs,	Mlle. Christ, die ältere.
Ein Köhler,	Herr Ehering.
Sein Weib,	Mad. Henke.
Anet, ein Köhlerbursche,	Mlle. Christ, die jüngere.

Fastolf, englischer Offizier.
Montgomery, ein Walliser.
Ein englischer Herold.
Rathsherren von Orleans.
Bertrand, ein Landmann.
Die Erscheinung eines schwarzen Ritters.
Mehrere französische, burgundische und englische Ritter.
Königliche Kronbediente.
Herolde.
Marschälle.
Magistratspersonen.
Hofleute.
Pagen.
Soldaten und Volk.

Die Zeit der Handlung ist das Jahr 1430.

Die Preise sind wie gewöhnlich.

Der Anfang ist um 6 Uhr. Das Ende um 9 Uhr.

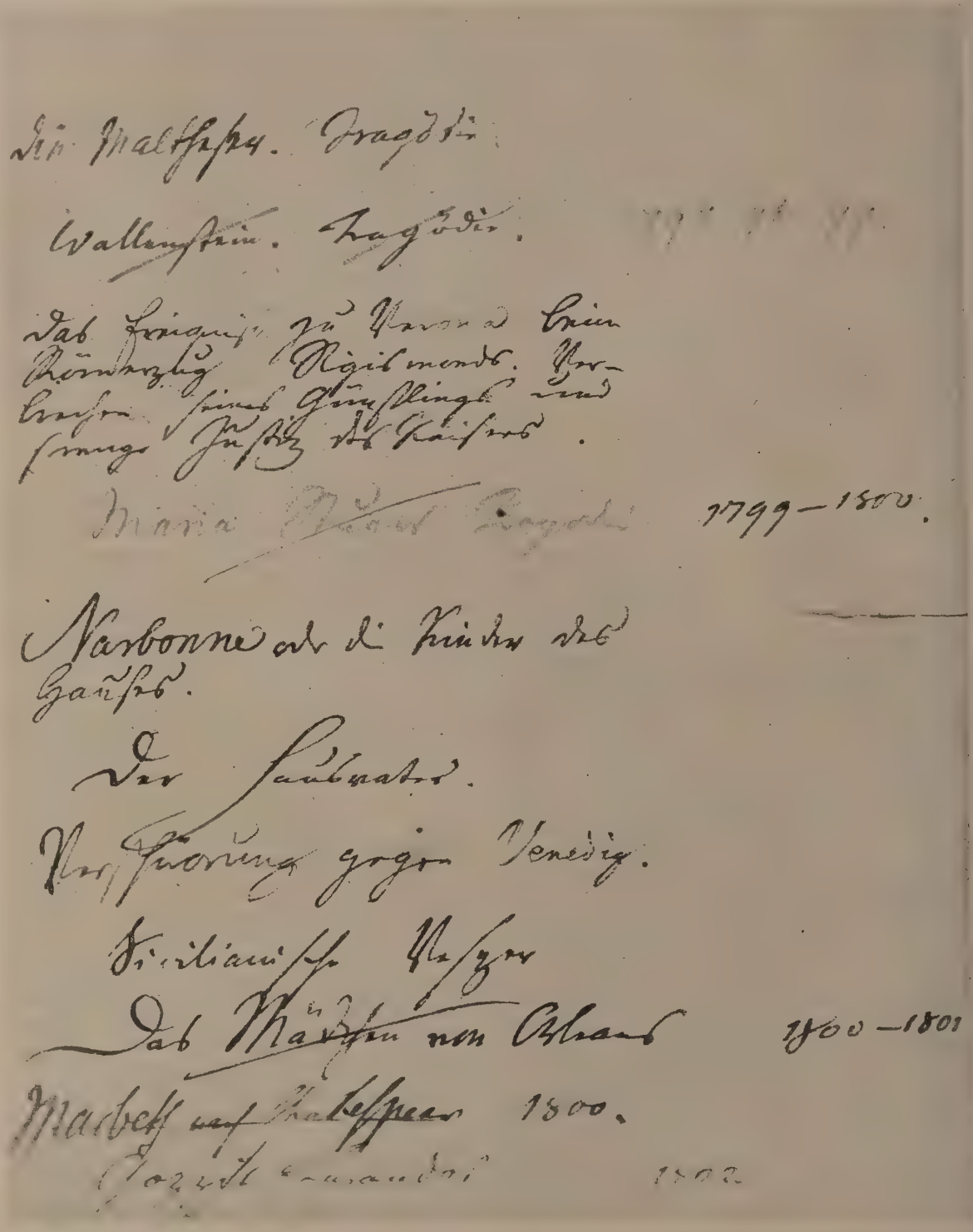
Theaterzettel zur Uraufführung der „Jungfrau von Orleans" in Leipzig am 11. September 1801. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Nach einem handkolorierten Stich.

(Stadtgeschichtl. Museum, Leipzig.)

Ansicht des Ranstädter Tores (rechts der Turm des Ranstädter Tores) mit dem Komödienhaus (dem hohen Gebäude links).

Nach einem aquarellierten Blatt im Stadtgeschichtl. Museum, Leipzig.



Schillers Verzeichnis seiner dramatischen Pläne, erste Seite.
Nach der Handschrift im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Das Hoftheater in Weimar in der Gestalt von 1798–1825.
Nach einem Stich aus dem Jahre 1800.

Blick auf die Bühne des Theaters in Lauchstädt mit alten Dekorationen.
Nach einer Photographie von 1905 im Schiller-Nationalmuseum in Marbach.

Oben:

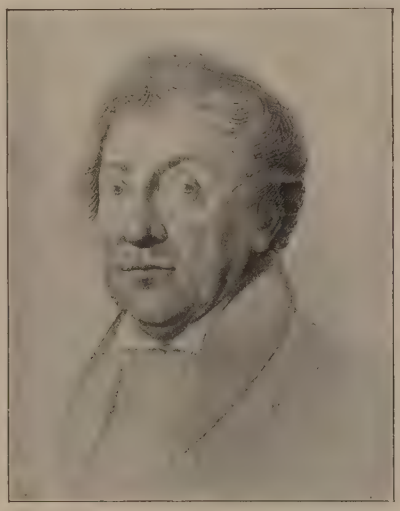
Franz Kirms.

Nach einer Zeichnung von Johann Joseph Schmeller.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)

Mitte rechts:

Friedrich Haide.

Nach einer Zeichnung von Johann Joseph Schmeller.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)



Links:

Johann Jakob Graff.

Nach einer Zeichnung von Johann Joseph Schmeller, 1828.
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar.)

Christian Jakob Zahn.

Komponist der Weise zu „Wohlauf, Kameraden".

Nach einem Scherenschnitt von Luise Duttenhofer.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

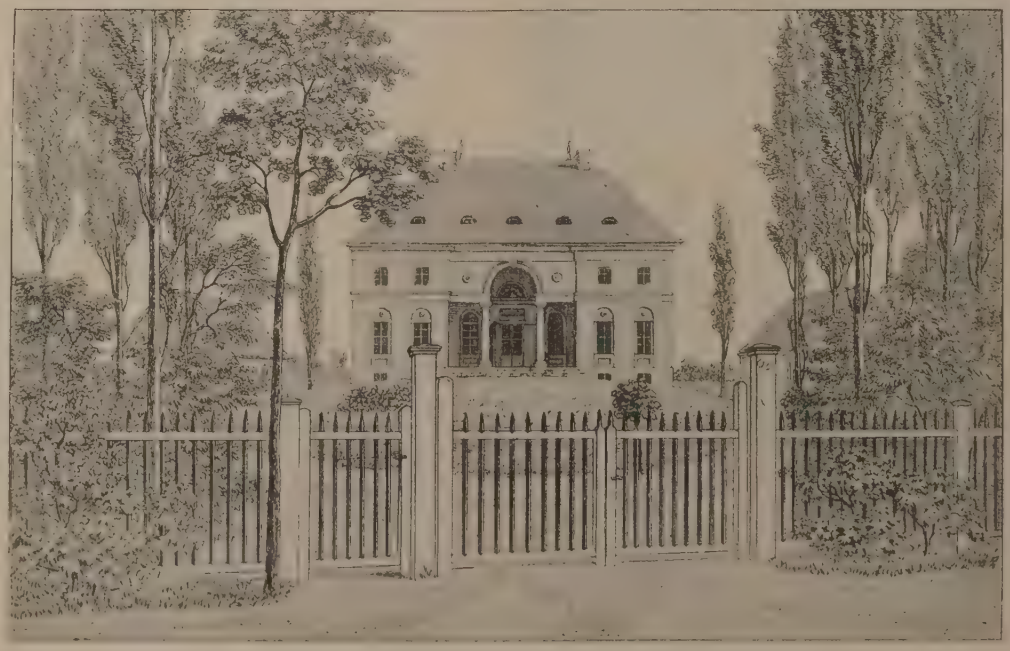
Christian Wilhelm Opitz.
Nach einer Zeichnung von J. Rosenberg. Gestochen von E. Henne, 1786.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

August Wilhelm Iffland.
Nach einem Gemälde im Schiller-Nationalmuseum in Marbach.

Karoline Jagemann als Sappho.
Nach einem Gemälde von Heinrich Kolbe, um 1818.
(Landesbibliothek, Weimar.) (Phot. L. Held, Weimar.)

Anton Genast.
Nach einem Miniaturbild im Besitze von Fräulein Helene Raff, München.
(Phot. B. Schwarz & Cie., München.)

Das Haus mit der Inschrift „Jagor", Unter den Linden 23, war der „Russische Hof" (vorher „Gasthof zur Sonne"), in dem Schiller 1804 wohnte.
Aus der Historischen Bilderreihe von der Straße Unter den Linden um 1820.
(Märkisches Museum, Berlin.)



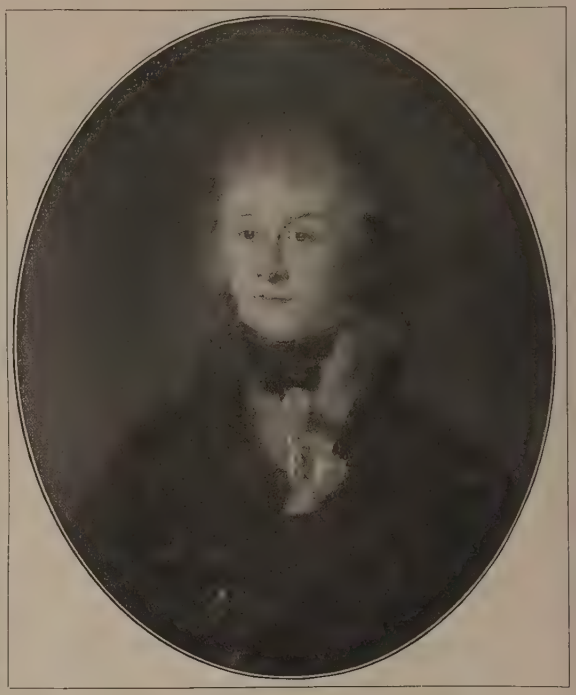
Ifflands ländliches Wohnhaus in Berlin, jetzt Tiergartenstraße 29.
Nach einem Kupfer von E. Henne, 1810. (Märkisches Museum, Berlin.)

Der Krönungszug in der „Jungfrau von Orleans", wie ihn Schiller 1804 in Berlin sah.
Gezeichnet von H. Dähling, gestochen von Fr. Jügel. (Kupferstichkabinett, Berlin.)

Das neue Schauspielhaus in Berlin um 1805.
Nach L. Serrurier gestochen von P. Haas. (Märkisches Museum, Berlin.)

Königin
Luise von Preußen.

Nach einem Gemälde von
J. Grassi, 1802.
(Hohenzollern-Museum,
Berlin.)



Prinz
Louis Ferdinand
von Preußen,
etwa im 20. Lebensjahre.

Nach einem Gemälde im
Besitze von Generalleutnant
von Wildenbruch, Berlin.

Schiller.

Zeichnung von Gottfried
Schadow, 1804.
(Nationalgalerie, Berlin.)

Nach einer Photographie
im Schiller-National-
museum, Marbach.

August Hermann Niemeyer.
Nach einem Gemälde in den Franckeschen Stiftungen, Halle a. d. S.
(Phot. Fritz Möller, Halle a. d. S.)

Karl Ludwig Fernow.
Nach einem Pastell von Gerhard von Kügelgen, um 1808.
(Landesbibliothek, Weimar.)

Mitte oben:
Erbprinzessin Maria Paulowna von Weimar, Großfürstin von Rußland.
Nach einer Miniatur aus Schillers Besitz im Schiller-Nationalmuseum in Marbach.
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Mitte unten:
Anne Louise Germaine Baronin von Staël-Holstein.
Nach dem Gemälde von F. P. Gérard.

Schiller.

Nach der Natur auf Stein gezeichnet von Conrad Westermayr, um 1800.

Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

(Phot. Louis Held, Weimar.)

Links:

Schiller.

Nach einer Gipsbüste von Ludwig Klauer.

(Landesmuseum, Weimar.)

(Phot. K. Schwier, Weimar.)

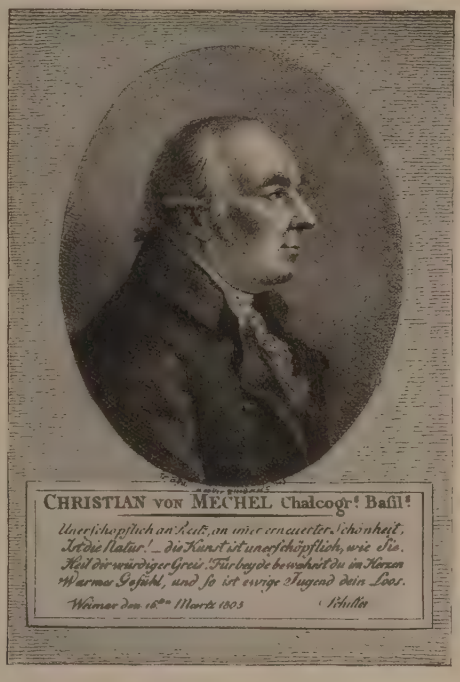
Rechts:

Schiller.

Nach einer Büste von Karl Gottlob Weißer.

(Schiller-Nationalmuseum in Marbach.)

(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)



Christian von Mechel.
Gezeichnet und gestochen von Haller von Hallerstein, 1805.

Nach dem Stich im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Schiller.
Nach einem Gemälde von Friedrich August Tischbein, 1805. (Museum der bildenden Künste, Leipzig.)

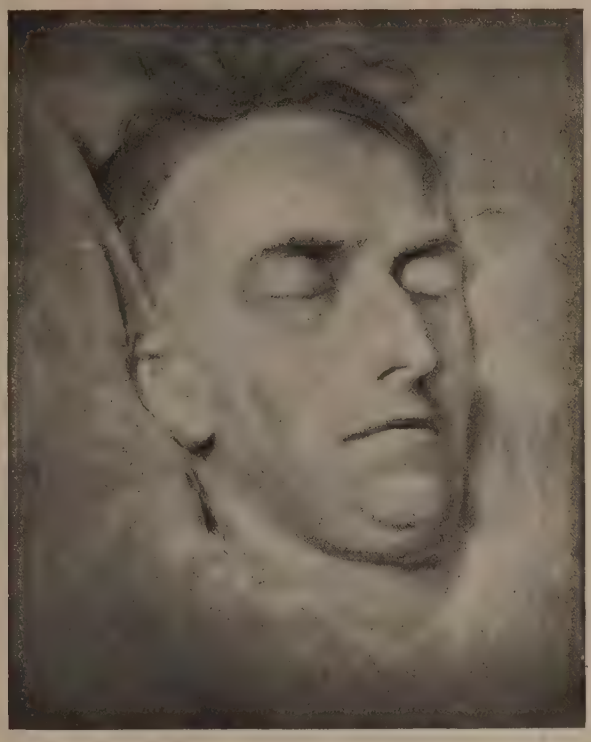
Das Kassengewölbe in Weimar, Schillers erste Grabstätte.
Nach einem Stich von Nemetscheck, 1829.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Nördliche Ansicht des neuen Friedhofs zu Weimar mit der 1824/25 erbauten Fürstengruft. Gezeichnet 1828 von E. Stark. Gestochen von G. Nemetscheck. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

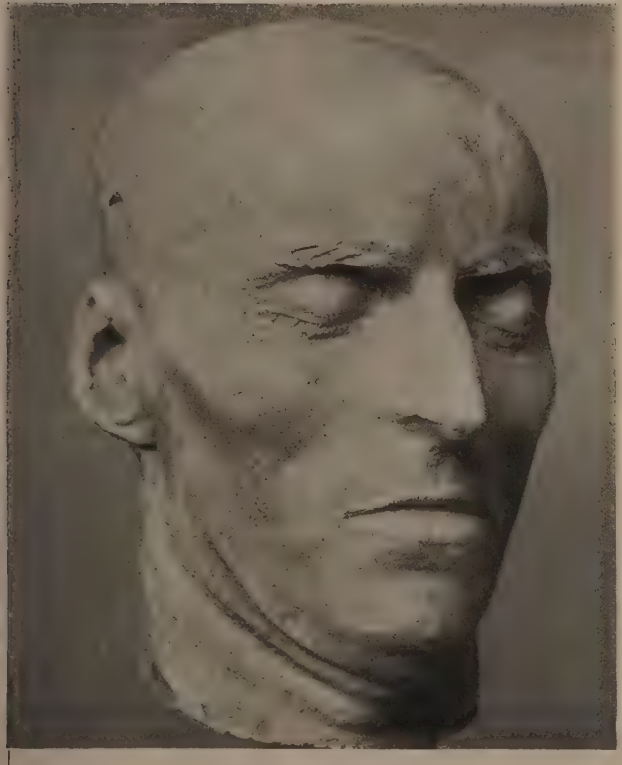
Ansicht von Schillers zuletzt bewohntem Haus an der Esplanade, jetzigen Schillerstraße, zu Weimar.

Steindruck von A. Kneisel nach einer Zeichnung von Cäcilie Brandt.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

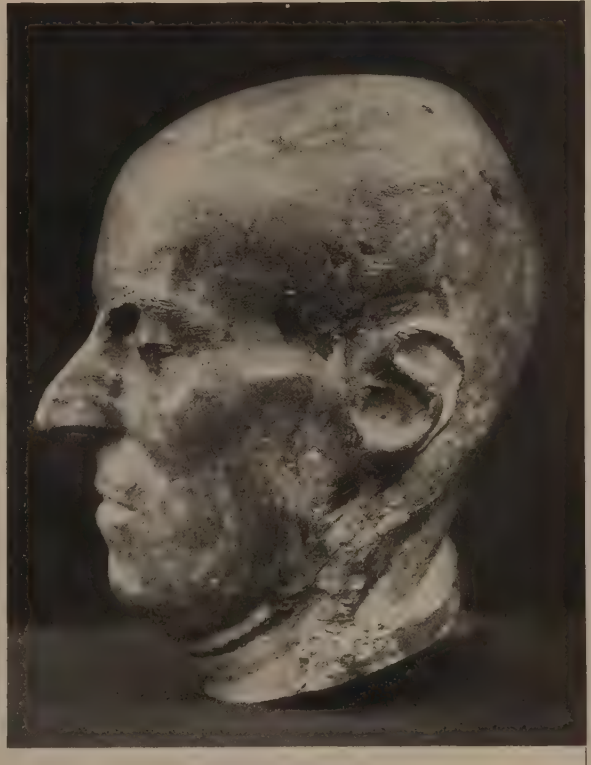
Schiller
auf dem Totenbett.



Nach einer Zeichnung
von Ferdinand Jagemann.
(Landesbibliothek,
Weimar.)



(Phot. A. Hirrlinger, Stuttgart.)



(Phot. L. Schaller, Stuttgart.)

Schillers Totenmaske, abgenommen von Ludwig Klauer, Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Links:
Ernst von Schiller, Schillers Sohn.
Nach einer kolorierten Zeichnung von Heinrich Meyer, 1801, im Schiller-Nationalmuseum, Marbach. (Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

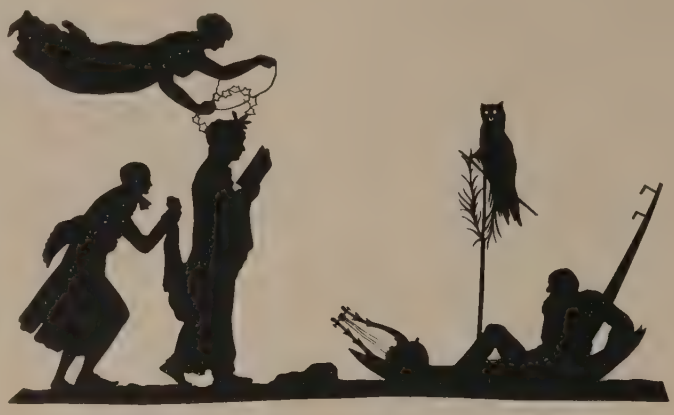
Rechts:
Karoline von Schiller, Schillers Tochter.
Nach einer Zeichnung von Christophine Reinwald im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Schillers Schwester Christophine Reinwald in ihrer Wohnung in Meiningen.
Nach einem Stich im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Ernst von Schiller, Schillers Sohn.
Nach einem Ölgemälde von W. Bracht im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Karl von Schiller, Schillers Sohn.
Nach einem Ölgemälde von F. E. Stirnbrand im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Emilie von Gleichen-Rußwurm, Schillers Tochter.
Nach einem Ölgemälde im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.



Schiller, Charons Nachen zuschreitend.
Nach einem Scherenschnitt von Luise Duttenhofer im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.
(Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Friderico Schiller
Ingenio, arte, virtute illustri.
Schiller gewidmet, gemalt und gestochen von J. C. Reinhart, Rom 1800.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Das Schiller-Nationalmuseum in Marbach.
Vom Schwäbischen Schiller-Verein 1901/02 erbaut.

Bilder zu Schillers Dichtungen

Totenklage um Schiller.

Nach L. Schnorr von Carolsfeld gestochen von C. Rahl.

„Schillers Werke. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart 1820". XVIII. Band.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Kindesmörderin.

Nach L. Schnorr von Carolsfeld gestochen von C. Rahl.

„Schillers Werke. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart 1819". I. Band.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Poesie.

Nach Veit Hans Schnorr von Carolsfeld gestochen von A. W. Böhm.

„Gedichte von Friederich Schiller. Erster Theil. Zweite von neuem durchgesehene Auflage. Leipzig 1804. bei Siegfried Lebrecht Crusius". (Titelkupfer.)

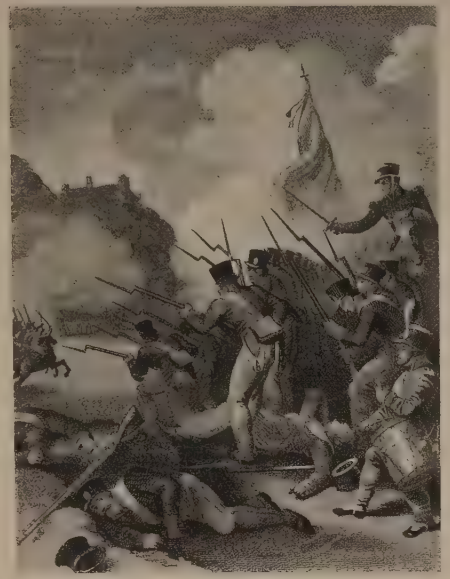
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Eberhard der Greiner.

Nach einem Stich von J. Blaschke.

„Gedichte von Schiller. Erster Theil. Wien bei Anton Doll verlegt".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



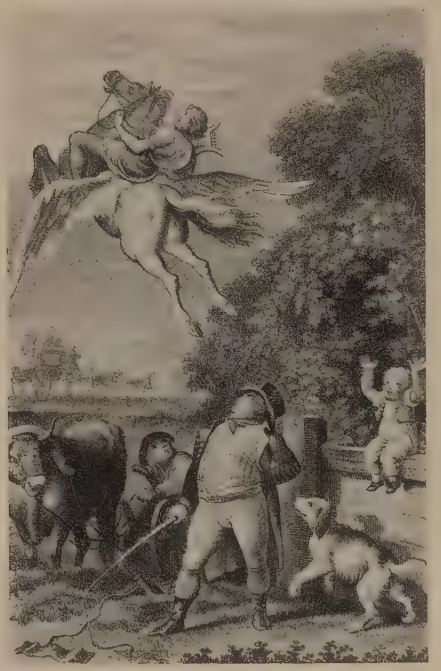
Die Schlacht.

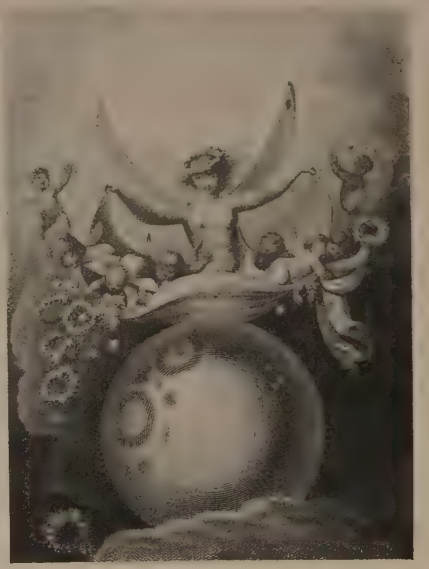
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von C. Frosch.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1823".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Mitte oben:

Triumph der Liebe.

Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von W. Jury.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1824".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)





An die Freude.

Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von W. Jury.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1824".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Mitte unten:

Pegasus im Joche.

Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von W. Jury.
„Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1809".
(Stadtbibliothek, Leipzig.)

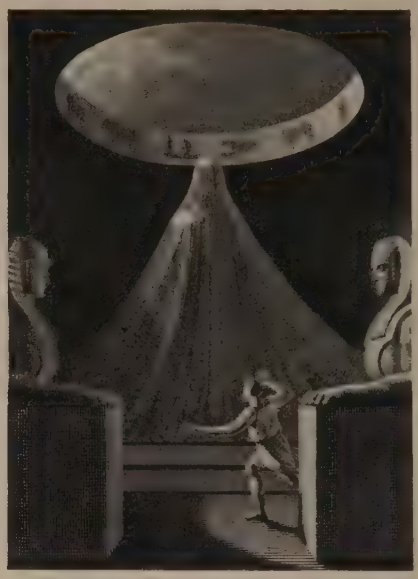
Der Sämann.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von J. Eißner.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1824".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Der Kaufmann.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von A. W. Böhm.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1823".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Johanniter. I.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von A. Schule.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1830".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Johanniter. II.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Rosmäsler, 1828.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1830".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Der Abend.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von W. Jury.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1826".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



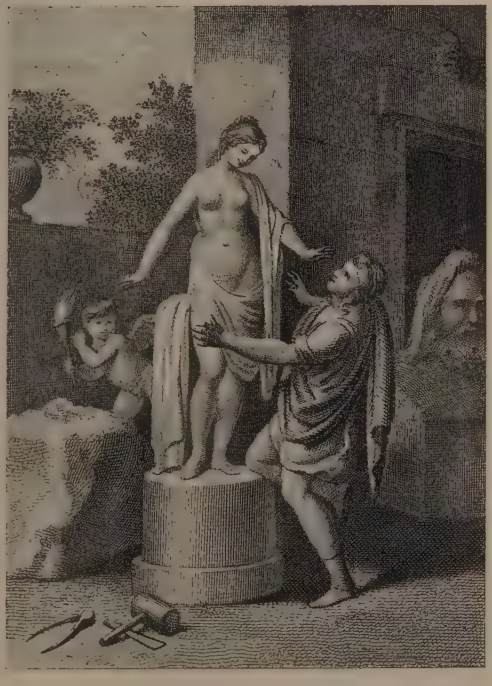
Das verschleierte Bild zu Sais.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Büscher.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1829".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Der philosophische Egoist.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Martin Eßlinger.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1826".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

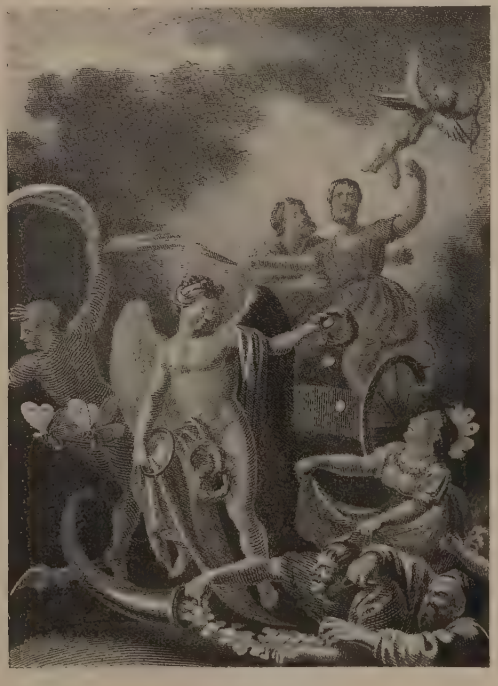
Deutsche Treue.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Martin Eßlinger.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1829".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Der Spaziergang. I.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Rosmäsler, 1827.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1829".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Der Spaziergang. II.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Buchhorn.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1829".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Die Ideale. I.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von L. Buchhorn.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1827".
(Stadtbibliothek, Leipzig.)



Die Ideale. II.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Büscher.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1827".
(Stadtbibliothek, Leipzig.)

Die Erwartung.
Nach Veit Hans Schnorr von Carolsfeld gestochen von C. Frosch.

„Gedichte von Friedrich Schiller. Erster Theil. Dritte von neuem durchgesehene Auflage. Leipzig, 1807. bei Siegfried Lebrecht Crusius".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Links:
Die Führer des Lebens.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von C. Frosch.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1824".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Rechts:
Die Begegnung.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von A. W. Böhm.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1824".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Das Mädchen aus der Fremde.
Nach Schnorr von Carolsfeld gestochen von C. A. Schwerdgeburth.

„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1822".
(Stadtbibliothek, Leipzig.)

Das Mädchen aus der Fremde.

„Und teilte jedem eine Gabe, / Dem Früchte, jenem Blumen aus".

Das Mädchen aus der Fremde.

„Doch nahte sich ein liebend Paar, / Dem reichte sie der Gaben beste, / Der Blumen allerschönste dar".

Nach Scherenschnitten von Luise Duttenhofer im Schiller-Nationalmuseum, Marbach. (Phot. August Kirchhoff, Stuttgart.)

Das Mädchen aus der Fremde.

Nach Riepenhausen gestochen von H. Lips.
„Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1810".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Geschlechter.

Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Brückner.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1830".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Erwartung.

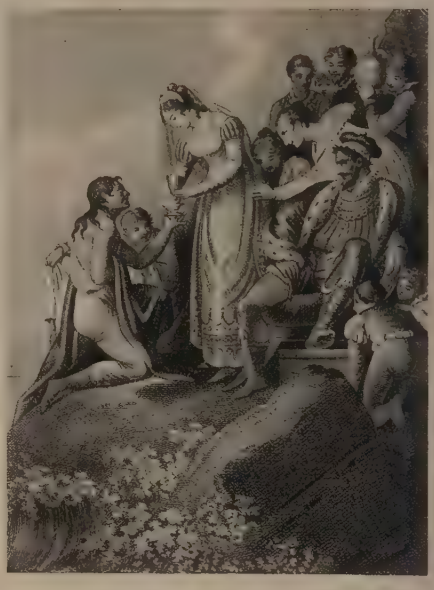
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von A. Brückner.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1823".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Der Taucher I.

Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von W. Jury.

„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1823".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Der Taucher II.

Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von W. Jury.

„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1823".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Mitte:

Der Taucher.

Gestochen von J. Blaschke.

„Gedichte von Schiller. Zweiter Theil Wien bei Anton Doll verlegt."

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Unten:

Der Ring des Polykrates.

Nach L. Schnorr von Carolsfeld gestochen von C. Rahl.

„Schiller's Werke. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart 1819". II. Band.

(Schiller-Nationalmuseum. Marbach.)

Der Ring des Polykrates. I.
Nach Johann Heinrich Ramberg gestochen von J. Kovatsch.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1826".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Der Ring des Polykrates. II.
Nach Johann Heinrich Ramberg gestochen von C. Frosch, 1823.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1826".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Mitte:
Der Handschuh.
Nach Heinr. Meyer gestochen von W. Böhm.
„Gedichte von Friederich Schiller. Erster Theil. Leipzig, 1800. bei Siegfried Lebrecht Crusius".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

unten:
Der Handschuh.
Nach Johann Heinrich Ramberg gestochen von W. Jury.
„Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1809".
(Stadtbibliothek, Leipzig.)

Umrisse zu Schiller's

Toggenburg.

entworfen von

Gustav Dittenberger.

Stuttgart u. Tübingen.

bey J. G. Cotta. 1825.

Ritter, treue Schwesterliebe / Widmet Euch dies Herz.

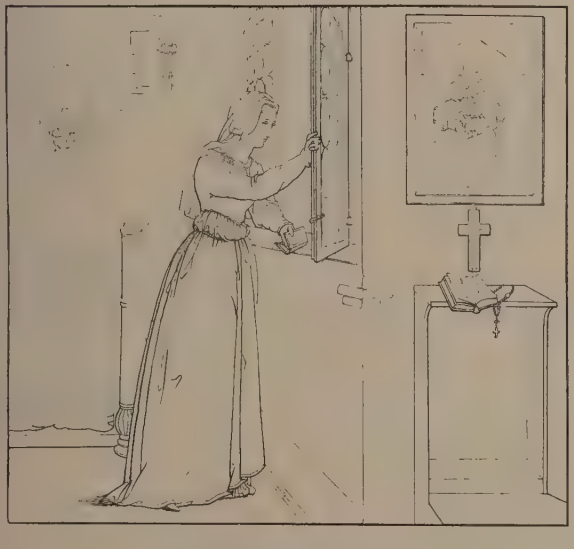
Und er hört's mit stummem Harme, / Reißt sich blutend los.

Nach dem heil'gen Grab sie wallen, / Auf der Brust das Kreuz.

Ihres Helmes Büsche wehen / In der Feinde Schwarm.

„Die Ihr suchet, trägt den Schleier,
Ist des Himmels Braut".

„Da verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß".



„Bis die Liebliche sich zeigte –
Ruhig engelmild".

„Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang".

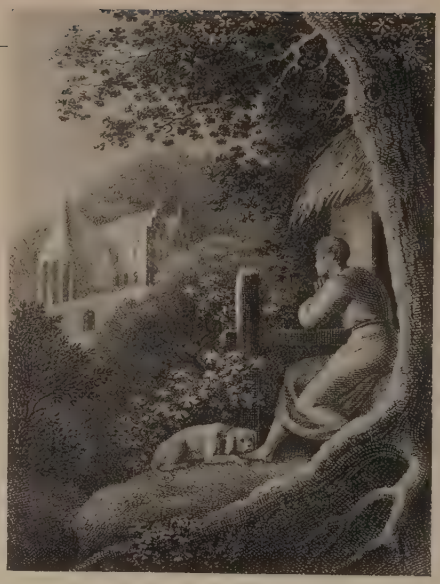
„Umrisse zu Schiller's Toggenburg
entworfen von Gustav Dittenberger. Stuttgart u. Tübingen bey J. G. Cotta. 1825".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

9*

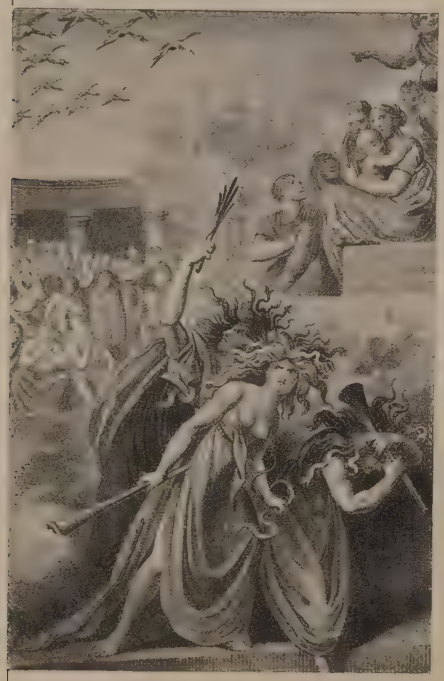
Oben:

Ritter Toggenburg.

Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Rosmäsler, 1821.



„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1823“, (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Links:

Die Kraniche des Ibykus.

„Und wo die Haare lieblich flattern,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern“.

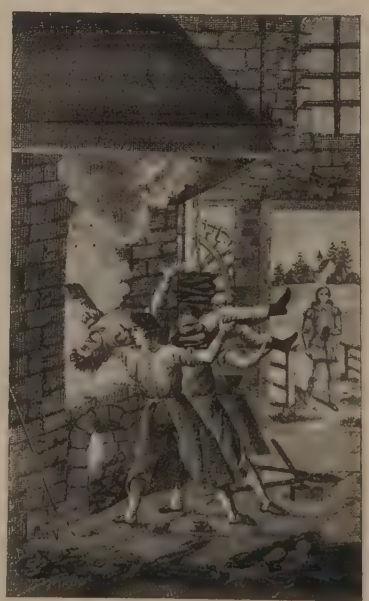
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von W. Jury.
„Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1809“.
(Stadtbibliothek, Leipzig.)

Rechts:

Der Gang nach dem Eisenhammer.

„So gehe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich“.

Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von W. Jury.
„Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1809“.
(Stadtbibliothek, Leipzig.)



Unten:

Der Gang nach dem Eisenhammer.

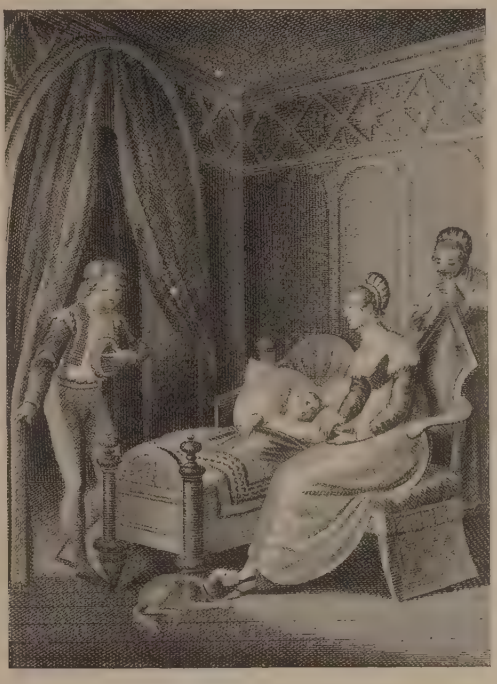
Nach Hofbaur gestochen von Jos. Hutter.

„Friedrich von Schiller's Gedichte. Neueste, vollständige und wohlfeilste Ausgabe. Mit Kupfern. Augsburg, bei Abraham Geiger“

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

„Darob entbrennt in Roberts Bruſt,
Des Jägers, giff'ger Groll".

Geſtochen von A. W. Böhm.

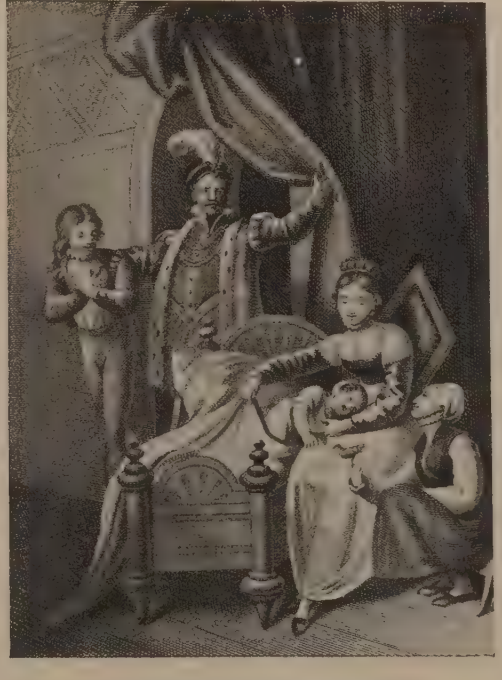


„Die heil'ge Meſſe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn".

Geſtochen von W. Jury.

„Der iſt beſorgt und aufgehoben".

Geſtochen von W. Jury.



„Dies Kind, kein Engel iſt ſo rein,
Laßt's Eurer Huld empohlen ſein!"

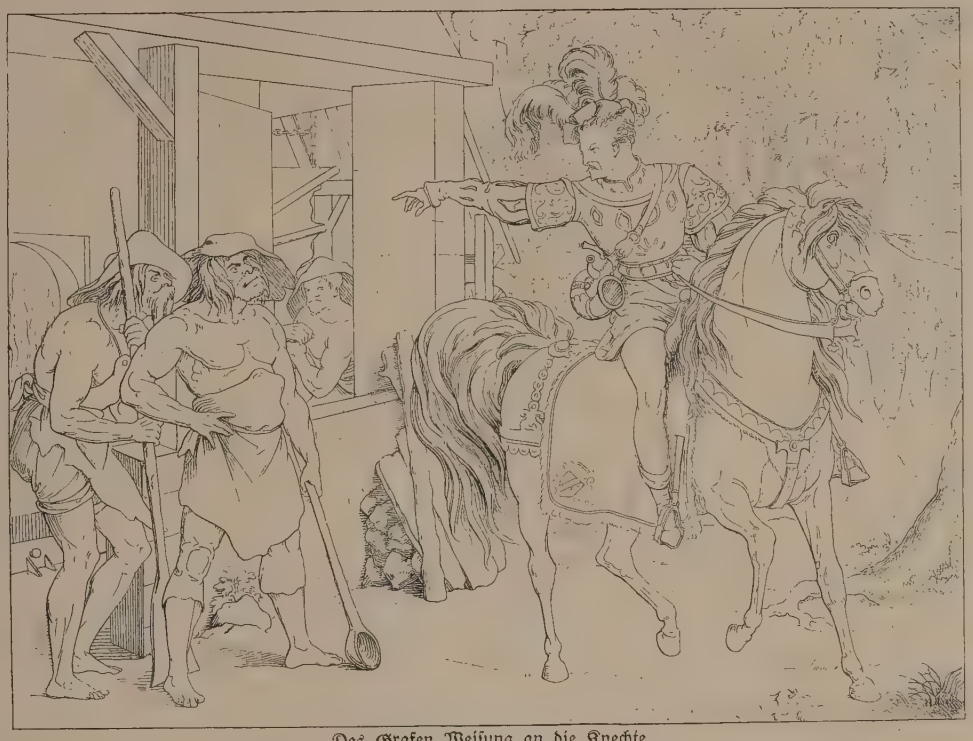
Geſtochen von Eßlinger.

Nach Johann Heinrich Rambergs Bildern zum „Gang nach dem Eiſenhammer" geſtochene Kupfer in „Penelope. Taſchenbuch für das Jahr 1822". (Stadtbibliothek, Leipzig.)

„Darob entbrennt in Roberts Bruſt, / Des Jägers, gift'ger Groll".

„Redſt du von einem, der da lebet?"

Acht Umriſſe zu Schillers Fridolin oder der Gang nach dem Eiſenhammer von Moritz Retzſch.
Mit einigen Andeutungen von C. A. Böttiger. Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1823.
(Schiller-Nationalmuſeum, Marbach.)

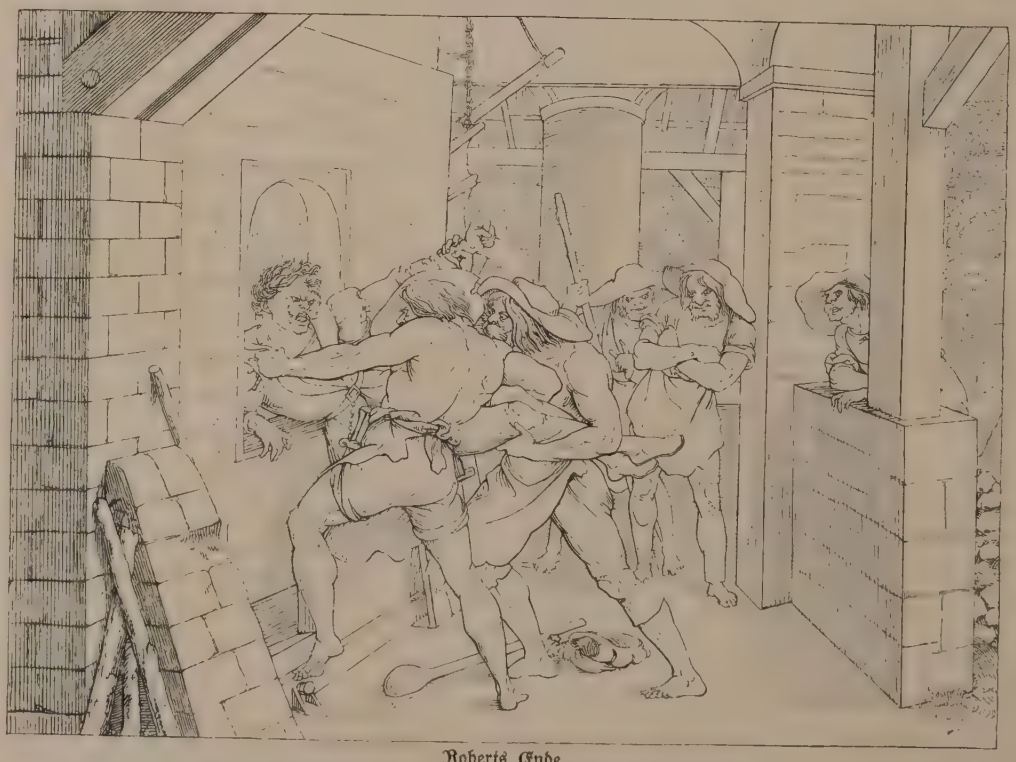


Des Grafen Weisung an die Knechte.

„Die heil'ge Messe hört' ich gern, doch liegt mir krank der Sohn".

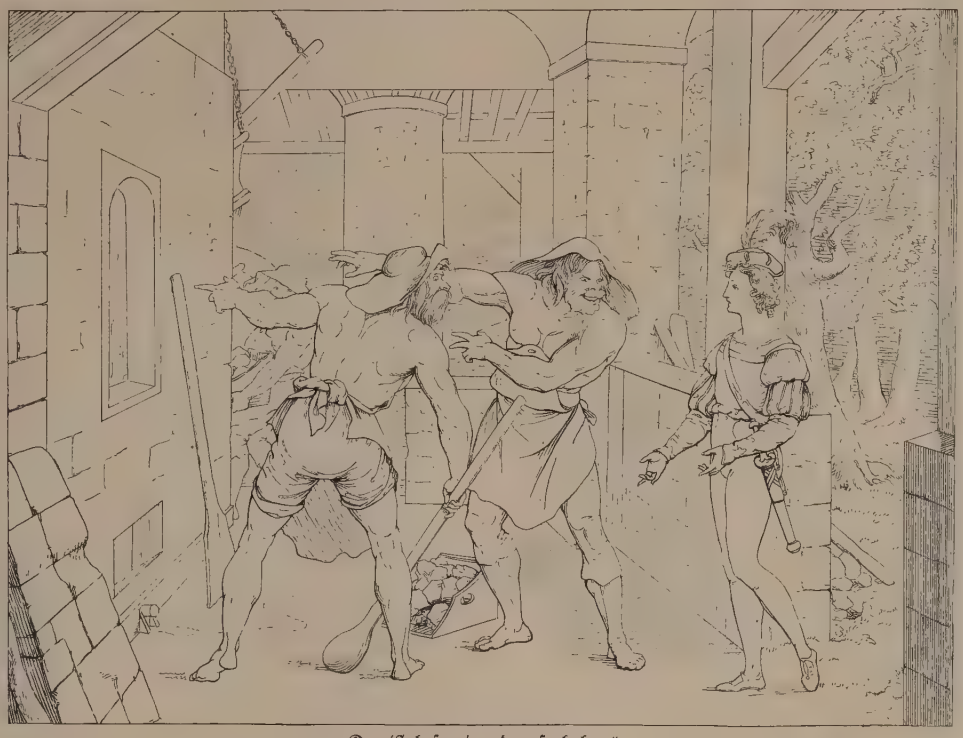
Acht Umrisse zu Schillers Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer von Moritz Retzsch.
Mit einigen Andeutungen von C. A. Böttiger. Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1823.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Fridolin als Miniſtrant.



Roberts Ende.

Acht Umriſſe zu Schillers Fridolin oder der Gang nach dem Eiſenhammer von Moritz Retzſch.
Mit einigen Andeutungen von C. A. Böttiger. Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung 1823.
(Schiller-Nationalmuſeum, Marbach.)



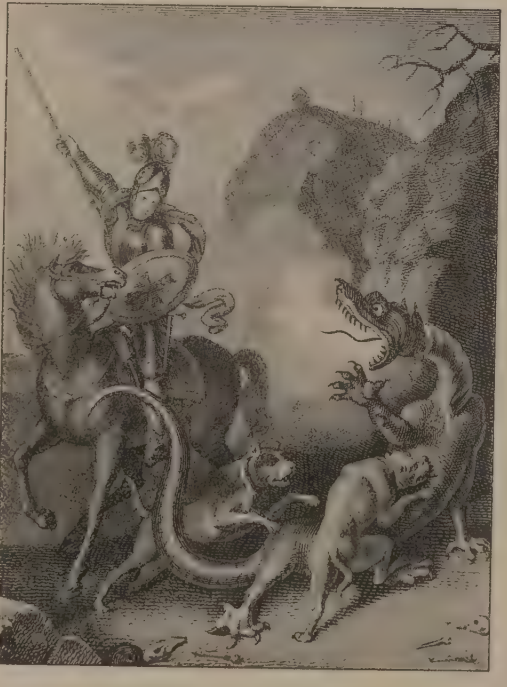
„Der ist besorgt und aufgehoben".

„Dies Kind, kein Engel ist so rein, / Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!"

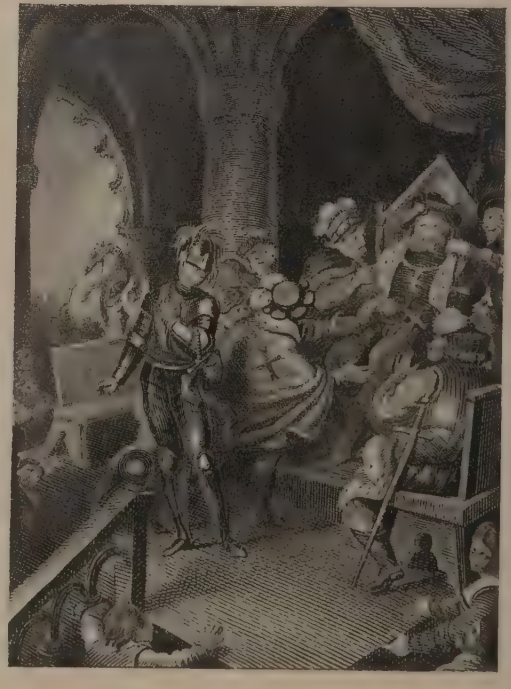
Acht Umrisse zu Schillers Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer von Moritz Retzsch.
Mit einigen Andeutungen von C. A. Böttiger. Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1823.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

„Und hinter ihm, welch Abenteuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer".
Gestochen von Fr. Stöber.

„Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde".
Gestochen von Krukenberg.



„Doch schnell erfrisch' ich ihren Mut,
Sie fassen ihren Feind mit Wut".
Gestochen von Jos. Kovatsch.



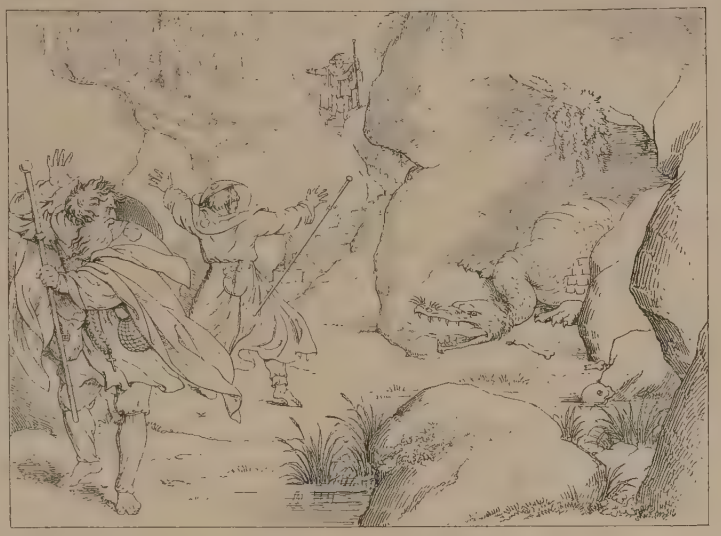
„Um Gnade flehen alle Brüder —
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder".
Gestochen von Franz Xav. Eißner.

Der Kampf mit dem Drachen.

Kupfer nach Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1828". (Leipziger Stadtbibliothek.)

1

2



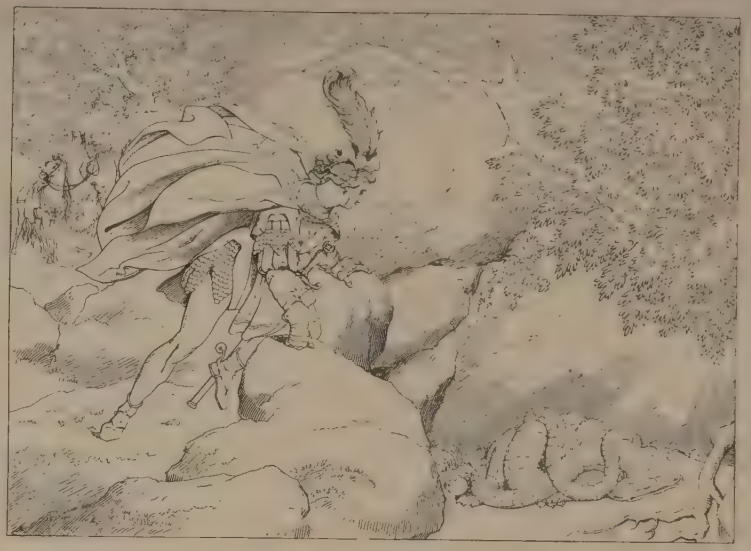
3

4

Nach den sechzehn Umrissen zu dem „Kampf mit dem Drachen“ von Moritz Retzsch.

Deutsche Ausgabe „Mit einigen Andeutungen von C. A. Böttiger. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag“ (1824). Die Bilder sind nach der englischen Ausgabe von 1825 (im Schiller-Nationalmuseum in Marbach) wiedergegeben.

5



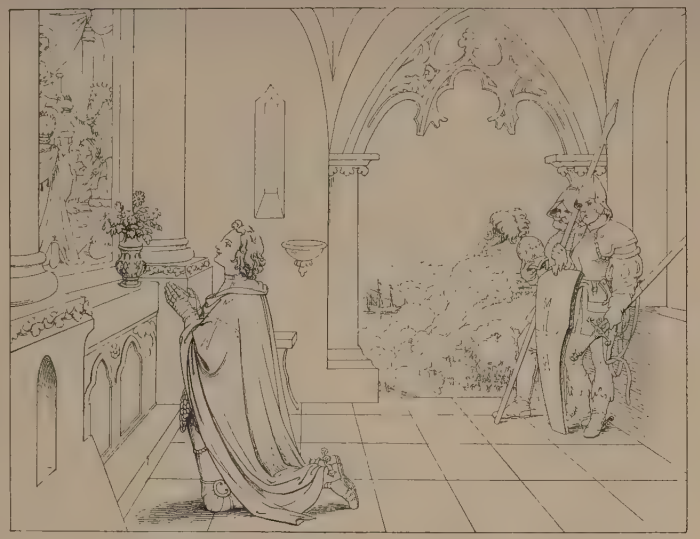
6

7

8

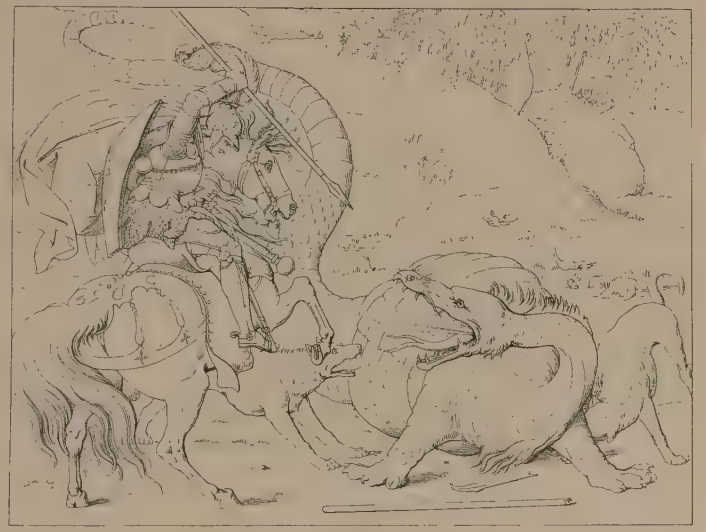
Nach den sechzehn Umrissen zu dem „Kampf mit dem Drachen“ von Moritz Retzsch.

Deutsche Ausgabe „Mit einigen Andeutungen von C. A. Böttiger. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag“ (1824). Die Bilder sind nach der englischen Ausgabe von 1825 (im Schiller-Nationalmuseum in Marbach) wiedergegeben.



9

10

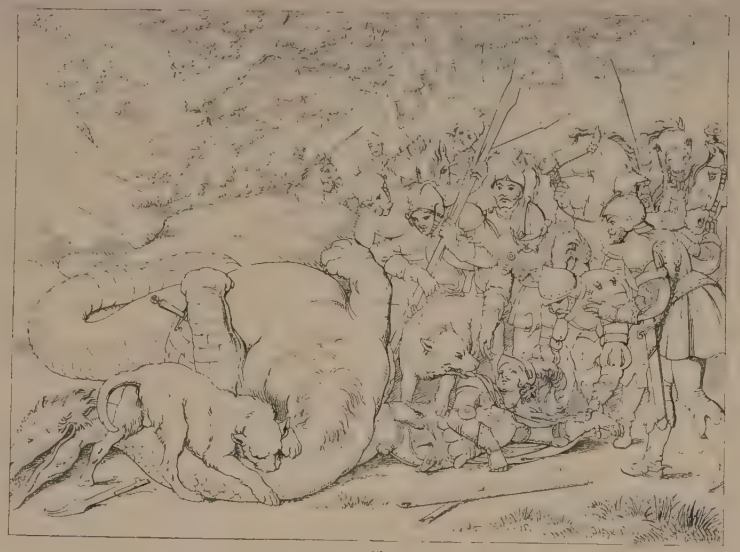


11

12

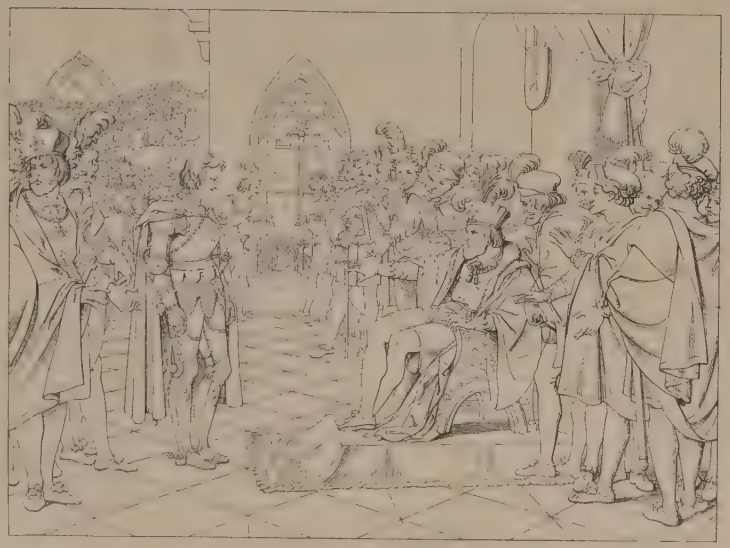
Nach den sechzehn Umrissen zu dem „Kampf mit dem Drachen“ von Moritz Retzsch.

Deutsche Ausgabe „Mit einigen Andeutungen von C. A. Böttiger. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag“ (1824). Die Bilder sind nach der englischen Ausgabe von 1825 (im Schiller-Nationalmuseum in Marbach) wiedergegeben.

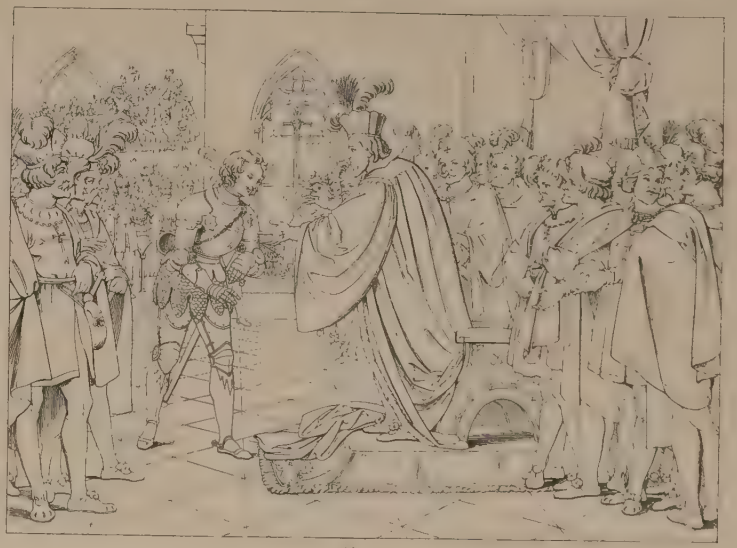


13

14



15



16

Nach den sechzehn Umrissen zu dem „Kampf mit dem Drachen" von Moritz Retzsch

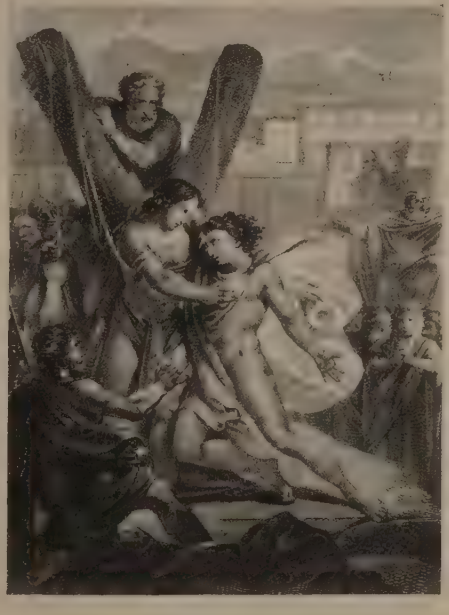
Deutsche Ausgabe „Mit einigen Andeutungen von C. A. Böttiger. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag" (1824). Die Bilder sind nach der englischen Ausgabe von 1825 (im Schiller-Nationalmuseum in Marbach) wiedergegeben.

Der Kampf mit dem Drachen.

Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von W. Jury.
„Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1809".
(Stadtbibliothek, Leipzig.)

Der Kampf mit dem Drachen.

Nach Hofbaur gestochen von Jos. Hutter.
„Friedrich von Schiller's Gedichte. Neueste, vollständige und wohlfeilste Ausgabe. Mit Kupfern. Augsburg, bei Abraham Geiger".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

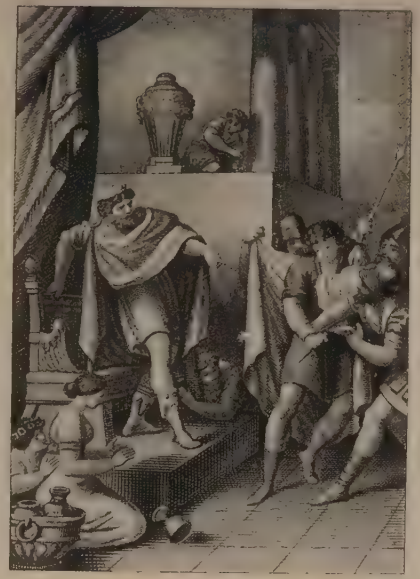


Die Bürgschaft.

Nach Joh. Ender gestochen von Fr. Stöber.
„Gedichte von Friedrich von Schiller. Erster Theil.
Mit 1 Kupfer. Leipzig 1818 bei Friedr. Christ. Wilh. Vogel".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Bürgschaft.

Nach Hofbaur gestochen von Jos. Hutter.
„Friedrich von Schiller's Gedichte. Neueste, vollständige und wohlfeilste Ausgabe. Mit Kupfern. Augsburg, bei Abraham Geiger".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



1.

2.

3.

4.

5.

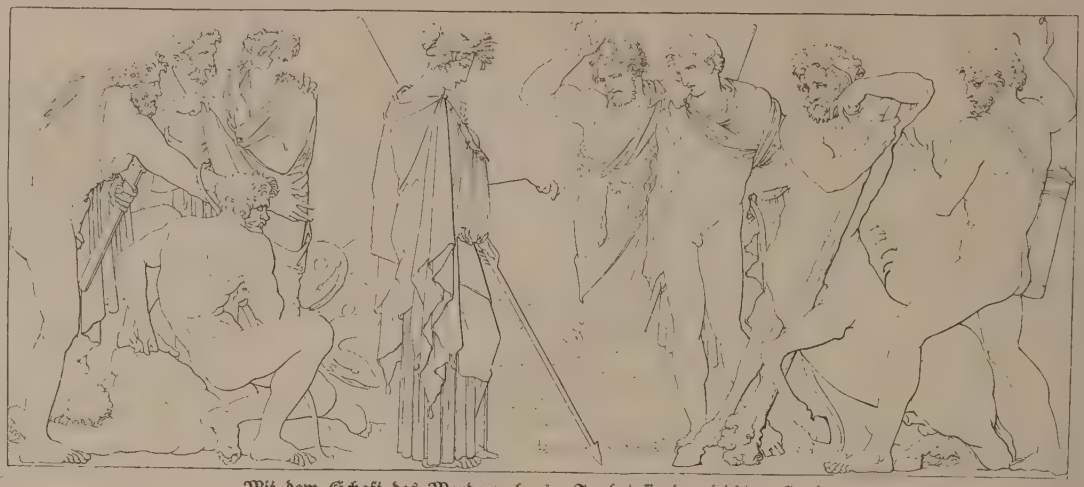
6.

Die Bürgschaft. 6 Bilder nach Joh. Heinr. Ramberg. „Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1825". (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)
1. Gestochen von A. Brückner. 2. Gestochen von Jos. Kovatsch. 3. Unbezeichnet. 4. Gestochen von C. Frosch, 1824. 5. Gestochen von Rosmäsler. 6. Gestochen von Martin Eßlinger.

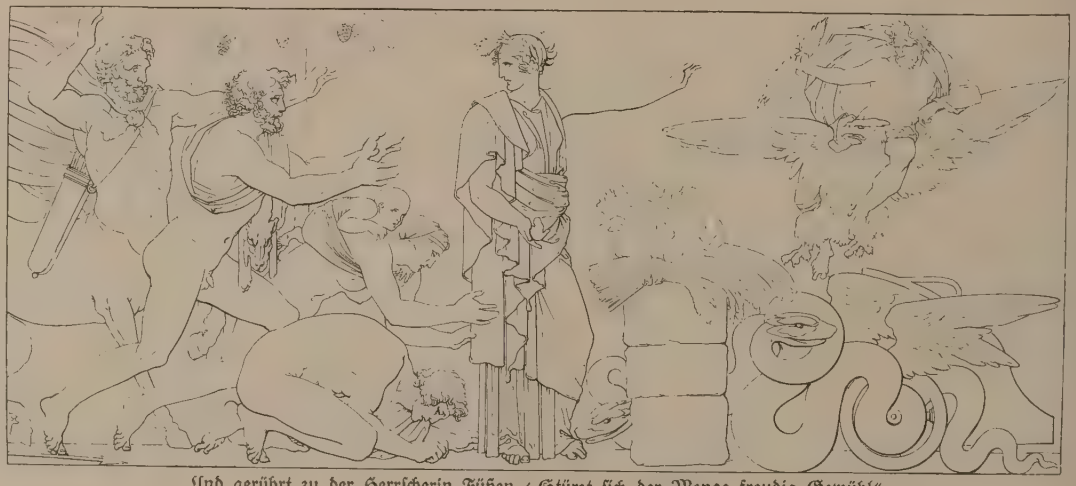
„Weh dem Fremdling, den die Wogen / Warfen an den Unglücksstrand!“

„Nur auf gräßlichen Altären / Dorret menschliches Gebein“.

Das Eleusische Fest. Bildlich dargestellt von J. M. Wagner. Gestochen von F. Ruscheweyh. Rom MDCCCXVII. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



„Mit dem Schaft des Mordgewehres / Furchet sie den leichten Sand".



„Und gerührt zu der Herrscherin Füßen / Stürzt sich der Menge freudig Gewühl".

„Und von ihren Thronen steigen / Alle Himmlischen herab".

Das Eleusische Fest. Bildlich dargestellt von J. M. Wagner. Gestochen von F. Ruscheweyh. Rom MDCCCXVII. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

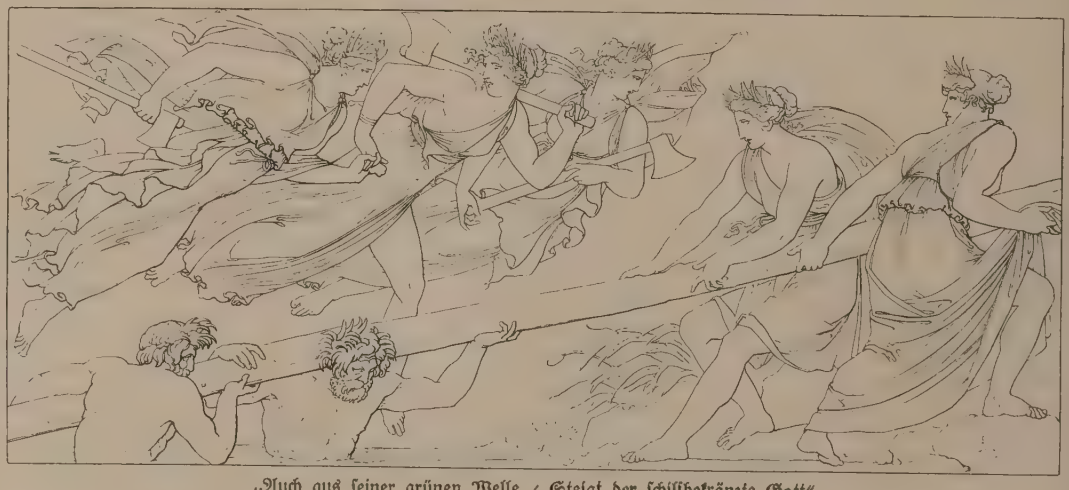
„Und des Styx verborgne Mächte / Ladet sie zu Zeugen ein".

„Unter seines Hammers Zwange / Bildet sich zuerst der Pflug".

„Messend führet sie die Kette / Um des Hügels grünen Saum".

Das Eleusische Fest. Bildlich dargestellt von J. M. Wagner. Gestochen von F. Ruscheweyh. Rom MDCCCXVII. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

„Und von ihrer Äxte Schlägen / Krachend stürzt der Fichtenwald".



„Auch aus seiner grünen Welle / Steigt der schilfbekränzte Gott".

„Und die rauhen Stämme runden / Zierlich sich in ihrer Hand".

Das Eleusische Fest. Bildlich dargestellt von J. M. Wagner. Gestochen von F. Ruscheweyh. Rom MDCCCXVII. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

„Rasch mit des Tridentes Stoß / Bricht er die granitnen Säulen . . ."

„Aber aus den goldnen Saiten / Lockt Apoll die Harmonie".

„Und der Tore weite Flügel / Setzet mit erfahrner Hand / Cybele".

Das Eleusische Fest. Bildlich dargestellt von J. M. Wagner. Gestochen von F. Ruscheweyh. Rom MDCCCXVII. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

„Und sie führt den schönsten Hirten / Zu der schönsten Hirtin hin".

„Und die neuen Bürger ziehen,

Von der Götter sel'gem Chor

Das Eleusische Fest. Bildlich dargestellt von J. M. Wagner. Gestochen von F. Ruscheweyh. Rom MDCCCXVII. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Eingeführt, mit Harmonien

In das gastlich offne Tor".

„Und das Priesteramt verwaltet / Ceres am Altar des Zeus".

Das Eleusische Fest. Bildlich dargestellt von J. M. Wagner. Gestochen von F. Ruscheweyh. Rom MDCCCXVII. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Nänie.

„Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,/Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt".
Nach Genelli gestochen von J. J. Wagner. „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1819".
(Stadtbibliothek, Leipzig.)

Des Mädchens Klage.

„Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein sitzet an ufers Grün".

Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Büscher.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1827". (Stadtbibliothek, Leipzig.)

Das Lied von der Glocke.

„Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt".

Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von W. Jury.
„Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1809". (Stadtbibliothek Leipzig.)

Zur Taufe.
Gestochen von W. Jury.

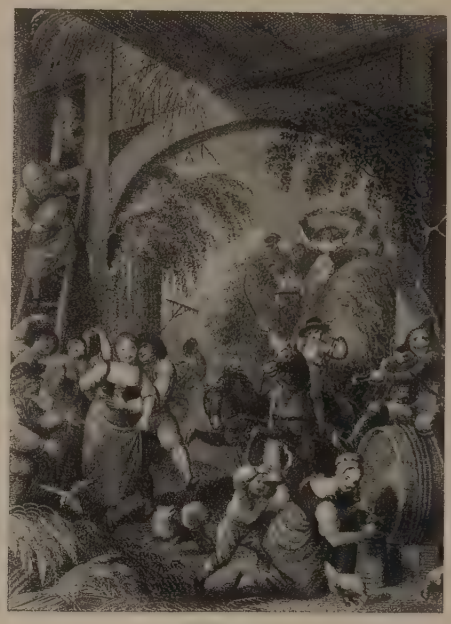
Rückkehr aus der Fremde.
Gestochen von W. Jury.

Walten der Hausfrau.
Gestochen von F. Rosmäsler junior.

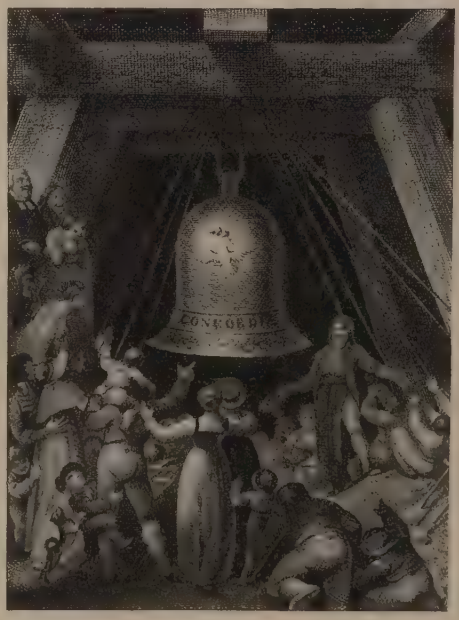
Abschied von der Brandstätte.
Gestochen von A. W. Böhm.

Das Lied von der Glocke.
Nach Johann Heinrich Rambergs Bildern gestochene Kupfer in „Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1821".
(Schiller-Nationalmuseum Marbach.)

Grabgeläute.
Gestochen von M. Eßlinger.



Erntefest.
Gestochen von W. Jury.



„Friede sei ihr erst Geläute".
Gestochen von W. Jury.

Das Lied von der Glocke.
Nach Johann Heinrich Rambergs Bildern gestochene Kupfer in „Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1821".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Hero und Leander.
Nach Veit Hans Schnorr von Carolsfeld gestochen von Brückner.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1822". (Stadtbibliothek, Leipzig.)

Der Jüngling am Bache.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Krukenberg.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1827". (Stadtbibliothek, Leipzig.)

Der Graf von Habsburg.
Nach einem Gemälde von Franz Pforr. Mai 1810. (Städelsches Kunst-Institut, Frankfurt a. M.)

Der Alpenjäger.
Nach Joh. Ender gestochen von Fr. Stöber.
„Gedichte von Friedrich von Schiller. Zweiter Theil. Mit 1 Kupfer. Leipzig 1818 bei Fried. Christ. Wilh. Vogel".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Der Alpenjäger.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Brückner.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1824".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Der Graf von Habsburg.
Nach Joh. Heinr. Ramberg gestochen von Seb. Langer.
„Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1830".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Horch, horch! sein Sohn ist in seinen Träumen.
Die Räuber II. Act 2te Se.

Ich werde unsinnig, ich laufe davon!
II. A. 3te Se.

Siehst du Bösewicht was ich jezt aus dir machen kann?
III. A. 1te Se.

Aber dis Bild rechter Hand? — Du weinst, Amalia?
IV. A. 2te Se.

Du weinst Amalia? — und, das sprach er mit einer Stimme!
IV. A. 4te Se.

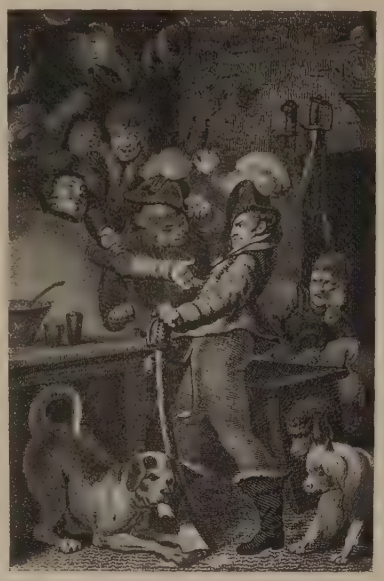
Er ist maus todt — mich sieht er nicht wider.
V. A. 1te Se.

Die Räuber.

Erfunden und gestochen von D. Chodowiecki.

„Theaterkalender auf das Jahr 1783. Gotha, bey Karl Wilhelm Ettinger".

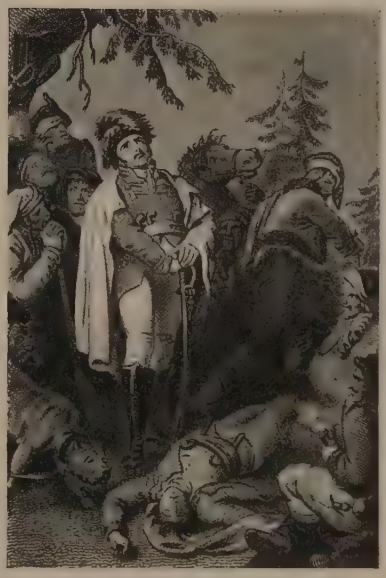
(Landesbibliothek, Weimar.)



Erster Akt. Zweite Szene.
Alle: „Wir sind's zufrieden".
Gestochen von Fr. Bolt, 1814.

Zweiter Akt. Dritte Szene.
Moor: „Ich fühle eine Armee in meiner Faust".
Gestochen von H. Schmidt.

Vierter Akt. Vierte Szene.
Amalia: „Du, mein Karl, sei mein Genius wider diesen Fremdling".
Gestochen von A. W. Böhm.



Vierter Akt. Fünfte Szene.
Moor: „Ich verstehe — Lenker im Himmel".
Gestochen von H. Schmidt.

Die Räuber.

Kupfer nach Bildern von Johann Heinrich Ramberg in der „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1816".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Vierter Akt. Fünfte Szene.
Der Alte: „Erbarmen einem Elenden! Erbarmen!“
Gestochen von A. W. Böhm.

Vierter Akt. Fünfte Szene.
Moor: „Rache, Rache, Rache dir! grimmig beleidigter, entheiligter Greis!“
Gestochen von F. A. Darnstedt.

Fünfter Akt. Erste Szene.
Schweizer: „Mordkanaille, wo bist du?“
Gestochen von H. Schmidt.

Fünfter Akt. Zweite Szene.
Räuber Moor: „Es ist aus!“
Gestochen von Fr. Bolt.

Die Räuber.

Kupfer nach Bildern von Johann Heinrich Ramberg in der „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1816“.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Räuber, ein Trauerspiel,
4. Aufzug, 16. Auftritt.

„Entsetzliches Blendwerk! Mein Vater!"

Gezeichnet von J. Foulis. Gestochen von R. Scott.

Nach der englischen Ausgabe. London. Printed for G. G. And J. Robinson, 1797.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Mitte:

Die Räuber.
4. Akt. 5. Szene.

Nach L. Schnorr von Carolsfeld gestochen von C. Rahl.

„Schiller's Werke. III. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart 1819".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Räuber, ein Trauerspiel,
3. Aufzug, 2. Auftritt.

Gezeichnet von Thurston. Gestochen von Raimbach.

Nach der englischen Übersetzung von Benjamin Thompson. The German Theatre, translated by Benjamin Thompson, Esq. Vol. V. London 1801.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Links:

Die Räuber, ein Trauerspiel,
4. Aufzug, 12. Auftritt.

„Nimm ihn, geliebter Verführer — und mit ihm mein Heiligstes, mein Alles — meinen Karl!"

Gezeichnet von Thurston. Gestochen von Neagle.

Nach der englischen Übersetzung des Rev. W. Render, London, 1799.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Rechts:

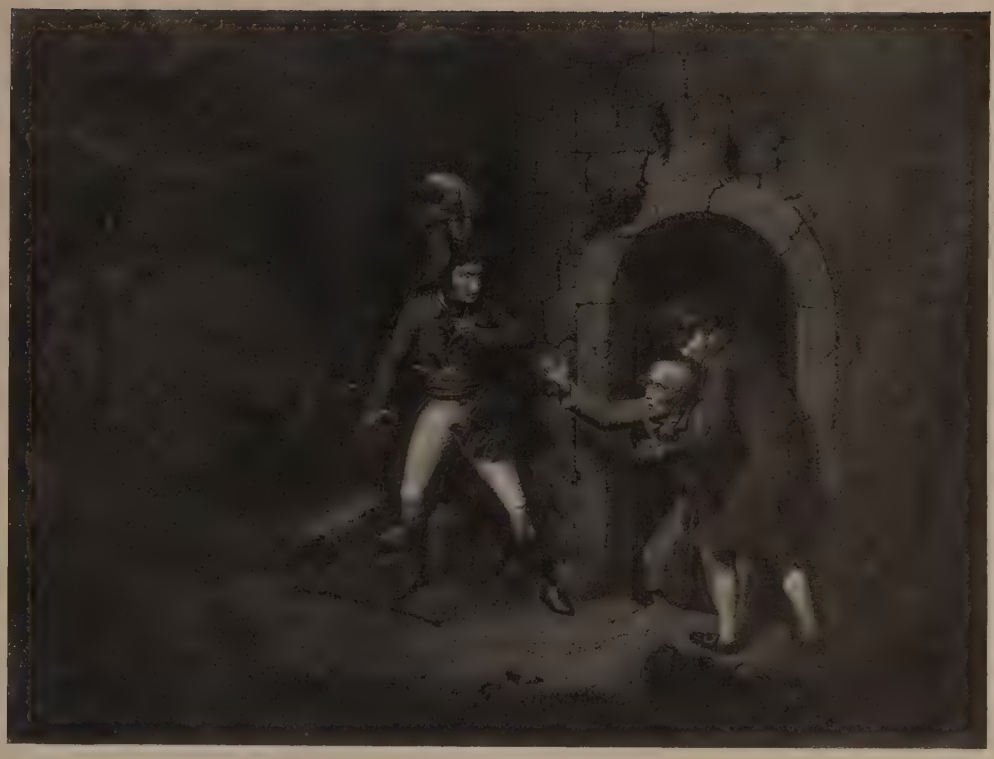
Die Räuber. 5. Akt. 2. Szene.

„Wer bringt dies Bild vor meine Augen?"

Nach einem Stich von F. Weber.

Die Räuber. Ein Schauspiel. Von Friedrich Schiller. Wien, 1809. Bey Anton Pichler.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Die Räuber. Vierter Akt. Fünfte Szene.
Nach einer bunten Deckfarbenzeichnung von Georg Emanuel Opiz. (Kupferstichkabinett, Weimar.

Die Räuber. Fünfter Akt. Zweite Szene.
Nach einem Stich auf dem Titelblatt von „Die Gesaenge aus dem Schauspiel die Räuber von Friderich Schiller Mannheim. In der Kuhrfürstlich Privilegirten Noten fabrique Von Johann Michael Götz". (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Oben:

Karl Moor, Schweizer,
Amalia von Edelreich.

Letzte Szene aus Schillers Trauerspiel „Die Räuber" nach der Darstellung auf der königlichen Schaubühne zu Berlin.

Nach einer Zeichnung von L. Wolf gestochen von Peschke.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Unten:

Die Räuber.
4. Akt. 5. Szene.

„Das ist meines Vaters Stimme!"

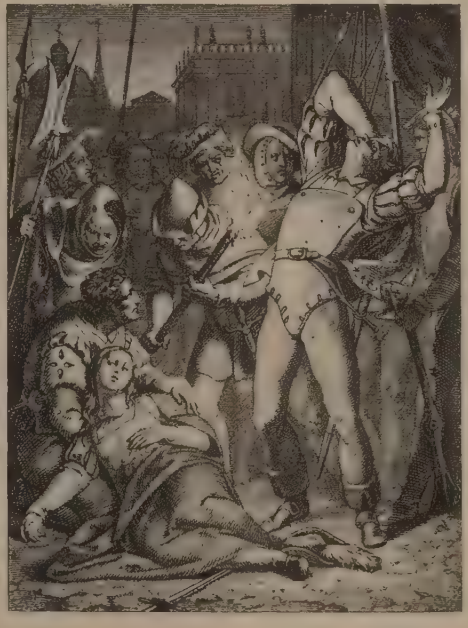
Nach einer Zeichnung von J. Führich gestochen von G. Döbler.

„Friedrich von Schillers Werke. Vollständigste Gräker-Taschenausgabe. IV. 1824. Erster Abdruck".

(Mecklenburgische Landesbibliothek, Schwerin.)

Fiesko. Fünfter Aufzug. Zwölfter Auftritt.
Nach einer bunten Deckfarbenzeichnung von Georg Emanuel Opiz. (Schloßmuseum, Weimar.)

Fiesko. Fünfter Aufzug. Zwölfter Auftritt
(hier 3. Akt. 2. Auftritt).
Nach einer Zeichnung von G. W. Hoffmann gestochen von C. C. Glaßbach sen.
„Die Verschwörung des Fiesko. Für die Bühne bearbeitet von C. M. Plümicke.
Berlin, 1784. bei Christian Friedrich Himburg".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Fiesko. Fünfter Aufzug. Zwölfter Auftritt.
Fiesko: „Spiegelfechterei der Hölle! Es ist mein Weib!"
Nach einer Zeichnung von Jos. Führich gestochen von Hofbauer.
„Friedrich von Schillers Werke.
Vollständigste Gräzer-Taschenausgabe. V. 1824. Erster Abdruck".
(Meckl. Landesbibliothek, Schwerin.)

Fiesko. Vierter Aufzug. Zwölfter Auftritt
(hier 5. Aufzug. 3. Auftritt).
Julia: „Ah! unerhört betrogen!"
Nach einem Stich von F. Weber.
„Fiesko. Ein Trauerspiel in sechs Aufzügen von Friedrich Schiller. Berlin, 1802".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Erster Aufzug. Erster Auftritt.
Leonore: „Weinet um mich“.
Gestochen von A. W. Böhm.

Erster Aufzug. Neunter Auftritt.
Fiesko: „Sachte Kanaille!“
Gestochen von H. Schmidt.

Zweiter Aufzug. Achter Auftritt.
Fiesko: „Denkt auf den Löwen!“
Gestochen von A. W. Böhm.

Dritter Aufzug. Zweiter Auftritt.
Fiesko: „Diese majestätische Stadt! Mein!“
Gestochen von H. Lips.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.
Kupfer nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in der „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1817“.
(Landesbibliothek, Weimar.)

Vierter Aufzug. Zwölfter Auftritt.
Fiesko: „Hier ist meine Gemahlin — ein göttliches Weib!"
Gestochen von H. Schmidt.

Fünfter Aufzug. Vierter Auftritt.
Deutsche: „Deutsche Hiebe!"
Gestochen von H. Schmidt.

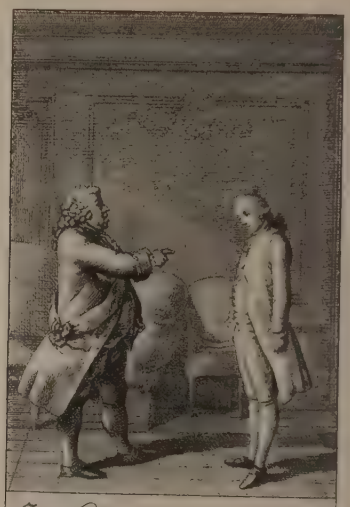
Fünfter Aufzug. Vierzehnter Auftritt.
Andreas: „Höre! und nimm diese eisgraue Haarlocke mit. — Sie war die letzte, sagst du, auf meinem Haupt".
Gestochen von H. Schmidt.

Fünfter Aufzug. Sechzehnter Auftritt.
Fiesko: „Hilf Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog!"
Gestochen von H. Schmidt.

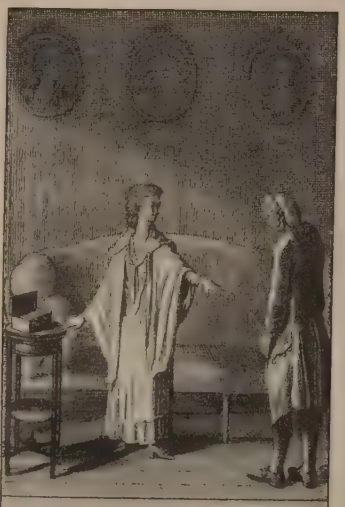
Die Verschwörung des Fiesko zu Genua.
Kupfer nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in der „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1817".
(Landesbibliothek, Weimar.)

Wilst du dein Maul halten? wilst du das Violoncello am Hirnkasten wissen?
Kabale und Liebe.
I. Aufz. 2. Auftr.

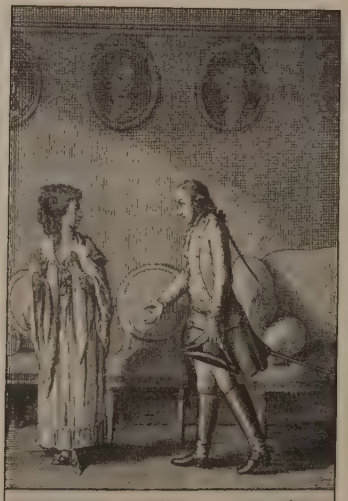
Mir vertraue dich — Ich will mich zwischen dich und das Schicksal werfen —
I. Aufz. 4. Auftr.



Zum Glück war mir noch nie für die Ausführung eines Entwurfs bange
I. Aufz. 5. Auftr.



Mäßige dich, armer alter Mann Sie werden wieder kommen.
II. Aufz. 2. Auftr.



Ich liebe Mylady — Liebe ein bürgerliches Mädchen.
II Aufz 3 Auftr.

Wem der Teufel ein Ey in die Wirthschaft gelegt hat, dem wird eine falsche Tochter gebohren.
II. Aufz. 4. Auftr.

Kabale und Liebe.

Nach den 12 Kupfern von D. Chodowiecki im Königl. Großbrit. Genealogischen Kalender auf das 1786. Jahr.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Ohrfeig um Ohrfeig — das ist so Tax bey uns — Halten zu Gnaden.

II. Aufz. 6. Auftr.

Nehmen Sie mein Herr. Es ist mein ehrlicher Nahme — es ist Ferdinand — ist die ganze Wonne meines Lebens.

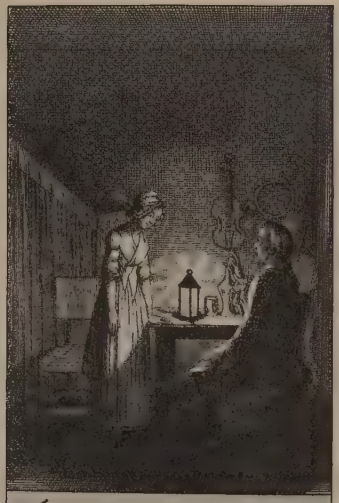
III. Aufz. 6. Auftr.

Wie weit kannst du mit ihr? Ich drücke ab, oder bekenne.

IV. Aufz. 3. Auftr.

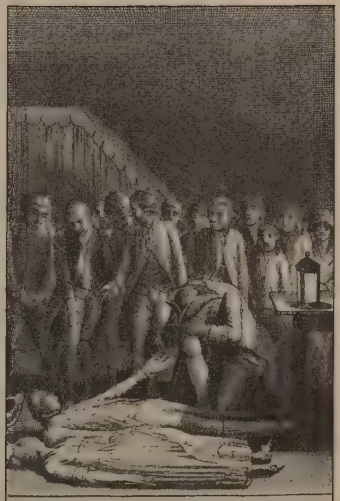
Ich versteh euch meine guten, Lebt wohl. Lebt ewig wohl.

IV. Aufz. 9. Auftr.



Tochter! Tochter! gib acht daß du Gottes nicht spottest, wenn du seiner am meisten von Nöthen hast.

V. Aufz. 1. Auftr.



Geschöpf und Schöpfer verlassen mich, Soll kein Blick mehr zu meiner Erquickung fallen?

Letzter Auftr.

Kabale und Liebe.

Nach den 12 Kupfern von D. Chodowiecki im Königl. Großbrit. Genealogischen Kalender auf das 1786. Jahr.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

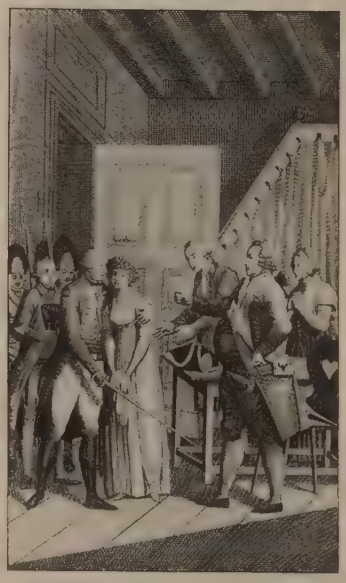
Kabale und Liebe.
Fünfter Akt. Siebente Szene.

Luise: „Sterbend vergab mein Erlöser — Heil über dich und ihn!“

Gezeichnet und gestochen von J. Weber, 1790.

„Deutsche Schaubühne. Dritter Band. Augsburg 1790“.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Kabale und Liebe.
Vierter Akt. Dritte Szene.

Ferdinand: „Ich drücke ab, oder bekenne!“

Gezeichnet von J. Buys, gestochen von C. Brouwer.

Holländische Übersetzung.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Mitte oben:

Kabale und Liebe.
Zweiter Akt. Siebente Szene.

Ferdinand: „Vater! Eh' Sie meine Gemahlin beschimpfen, durchstoß' ich sie“.

Nach einem Stich von F. Weber.

„Friedrich Schillers sämmtliche Werke. Vierter Band. Berlin 1802“.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Mitte unten:

Kabale und Liebe.
Fünfter Akt. Siebente Szene.

Ferdinand: „Halt! Halt! Entspringe mir nicht, Engel des Himmels!“

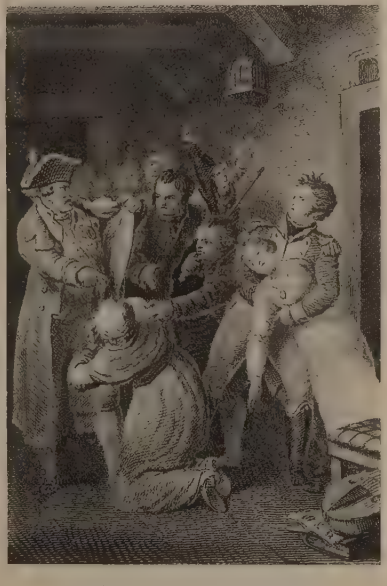
Gezeichnet von J. Führich, gestochen von J. Hyrtl.

„Friedrich von Schillers Werke. Vollständigste Grätzer-Taschenausgabe. VI. 1824“.

(Meckl. Landesbibliothek, Schwerin.)

Erster Akt. Dritte Szene.
Luise: „Dieser karge Tautropfe Zeit — schon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn wollüstig auf".
Gestochen von Schwerdgeburth.

Zweiter Akt. Zweite Szene.
Lady: „Weg mit diesen Steinen — sie blitzen Höllenflammen in mein Herz".
Gestochen von A. W. Böhm.



Zweiter Akt. Siebente Szene.
Miller: „Knie vor Gott und nicht vor — Schelmen".
Gestochen von H. Schmidt.

Dritter Akt. Zweite Szene.
Hofmarschall: „Mein Verstand steht still".
Gestochen von H. Schmidt.

Kabale und Liebe.
Kupfer nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1819".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Dritter Akt. Sechste Szene.

Luise: „Nehmen Sie, mein Herr! Es ist mein ehrlicher Name“.

Gestochen von H. Schmidt.

Mitte:

Kabale und Liebe.

Fünfter Akt. Siebente Szene.

Luise: „O des kläglichen Mißverstands“.

Gezeichnet von L. Schnorr von Karolsfeld. Gestochen von C. Rahl.

„Schiller's Werke. IV. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart 1819“.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Vierter Akt. Dritte Szene.

Ferdinand: „Wie weit kamst du mit ihr? Ich drücke ab, oder bekenne!“

Gestochen von Schwerdgeburth.

Links:

Vierter Akt. Achte Szene.

Lady: „In deine Arme werf' ich mich, Tugend! — Nimm sie auf, deine reuige Tochter Emilie!“

Gestochen von A. W. Böhm.

Rechts:

Fünfter Akt. Letzte Szene.

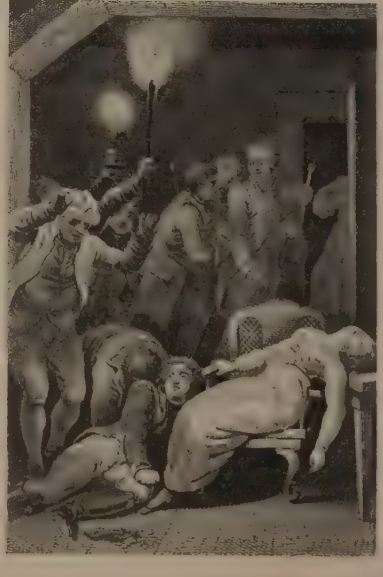
Ferdinand: „Laßt mich an diesem Altar verscheiden!“

Gestochen von H. Schmidt.

Kabale und Liebe.

Kupfer (die vier Eckbilder) nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1819“.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Oben:

Don Karlos.

Zweiter Akt. Achter Auftritt.

Karlos: „Gott! Wo bin ich?“

Gezeichnet von J. Buys.

Gestochen von Reinr. Vinkeles.

Holländische Ausgabe.
Amsterdam, bij Johannes Allart 1789.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Unten:

Don Karlos.

Fünfter Akt. Zehnter Auftritt.

Gezeichnet von T. Thurston, gestochen von J. Neagle.

„Don Carlos. Infant of Spain. Translated from the German of Frederick Schiller. By Benjamin Thompson, Esq. London 1801“.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Don Karlos.

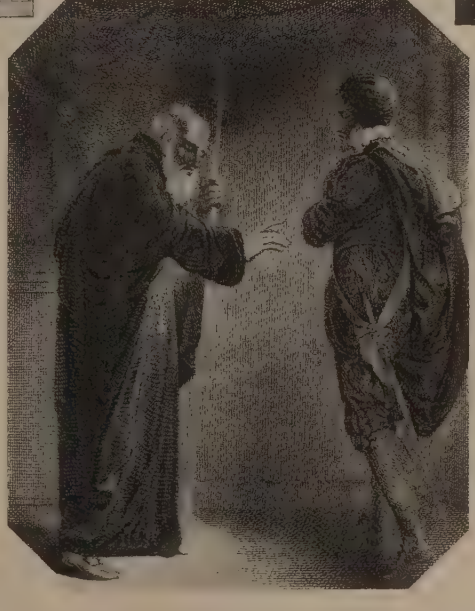
Fünfter Akt. Dritter Auftritt.

Karlos: „Ha! Wem galt das?“
Marquis: „Ich glaube — mir“.

Gezeichnet von F. Mattäi, gestochen von J. Blaschke.

„Don Karlos. Von Friedrich Schiller. Neueste verbess. Aufl. Leipzig 1805“.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Don Karlos.

Erster Akt. Fünfter Auftritt.

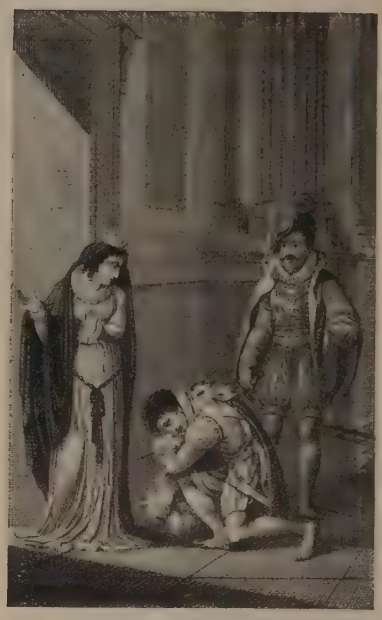
Königin: „Welch eine strafbare, Tollkühne Überraschung!“

Gestochen von J. Blaschke.

„Don Karlos . . . Ein dramat. Gedicht von Friedrich Schiller. Wien 1809 bey Anton Pichler“.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Erster Akt. Zweiter Auftritt.
Karlos: „In dieser / Umarmung heilt mein krankes Herz".



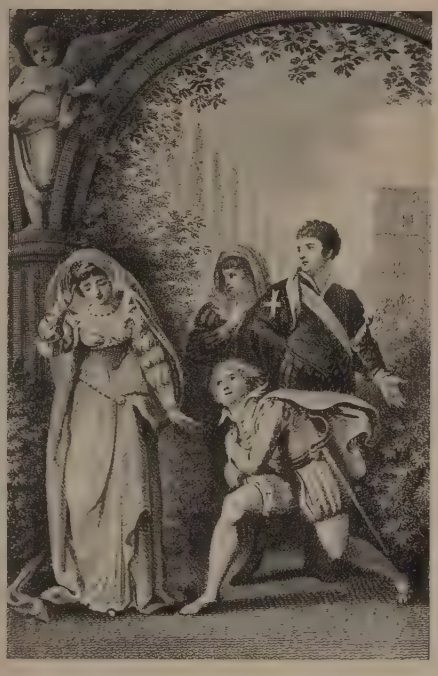
Zweiter Akt. Sechster Auftritt
Alba: „Bei Gott, das ist doch seltsam"

Dritter Akt. Erster Auftritt.
König: „Schläft's irgend / Vielleicht in meinem Vorsaal auch?"

Vierter Akt. Neunter Auftritt.
Königin: „Ich kann nicht mehr – das ist zu viel".

Fünfter Akt. Dritter Auftritt.
Karlos: „O himmlische / Barmherzigkeit!"

Fünf Kupfer, gezeichnet von F. Catel, gestochen von W. Böhm, in der Ausgabe des „Don Karlos" bei Göschen 1802.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Erster Akt. Vierter Auftritt.
Marquis: „Hier ist er schon".
Gestochen von W. Böhm.

Zweiter Akt. Siebenter Auftritt.
Prinzessin: „Mein Gesang / Soll ihm das Zeichen geben".
Gestochen von H. Schmidt.

Zweiter Akt. Dreizehnter Auftritt.
Domingo: „Herzog, diese Rosen —
Und Ihre Schlachten".
Gestochen von W. Jury.

Dritter Akt. Zehnter Auftritt.
König: „Sonderbarer Schwärmer!"
Gestochen von C. Frosch.

Don Karlos.
Kupfer nach Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1810". (Stadtbibliothek, Leipzig.)

Mitte:

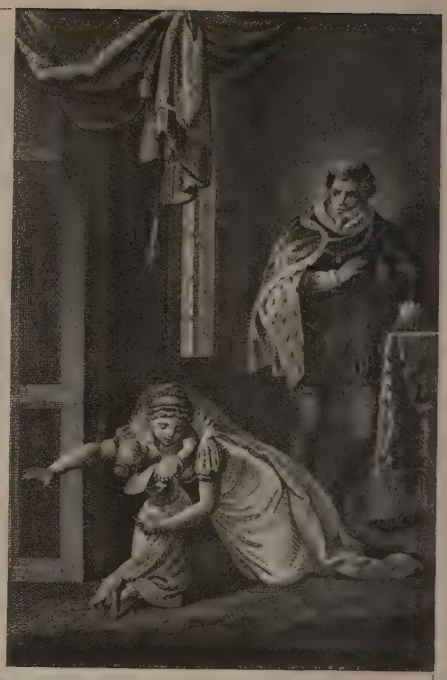
Erster Akt. Fünfter Auftritt.

Königin: „Welch eine strafbare,
Tollkühne Überraschung!"

Gezeichnet von L. Schnorr von Karolsfeld, gestochen von C. Rahl.

„Schiller's Werke. V. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart 1819".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Vierter Akt. Siebenter Auftritt.

König: „Meine Züge,
Sind sie die seinigen nicht auch?"

Gestochen von F. Bolt, 1809.

Vierter Akt. Neunter Auftritt.

Königin: „Ich kann nicht mehr —
das ist zu viel —"

Gestochen von C. Frosch.

Links:

Vierter Akt. Siebzehnter Auftritt.

Marquis: „Noch ist's Zeit. Noch trat /
Das Gift nicht über diese Lippen".

Gestochen von Heinr. Schmidt.

Rechts:

Fünfter Akt. Letzter Auftritt.

König: „Kardinal! Ich habe / Das Meinige
getan. Tun Sie das Ihre".

Gestochen von W. Jury.

Don Karlos.

Kupfer (die vier Eckbilder) nach Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1810".

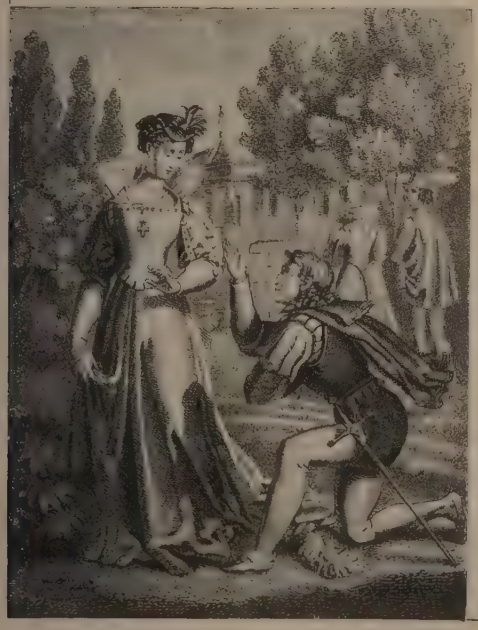
(Stadtbibliothek, Leipzig.)

Szene aus „Don Karlos".

Erster Akt. Fünfter Aufzug.

Nach einem Aquarell von Johann Heinrich Ramberg.

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Links:

Don Karlos.

Erster Akt. Fünfter Auftritt.

Karlos: „Ein Augenblick, gelebt im Paradiese, / Wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt".

Rechts:

Don Karlos.

Vierter Akt. Siebenter Auftritt.

König: „Was kann ich Schlimmres fürchten? Meine Züge, / Sind sie die seinigen nicht auch?"

Beide Bilder gezeichnet von J. Führich, gestochen von V. R. Grüner.

„Friedrich von Schillers Werke. Vollständigste Grätzer-Taschenausgabe. VII. 1824".

(Mecklenburgische Landesbibliothek, Schwerin.)

Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Nach einem Stich von J. Blaschke.

„Friedrich Schillers sämmtliche Werke, 17. Band. Wien 1810".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

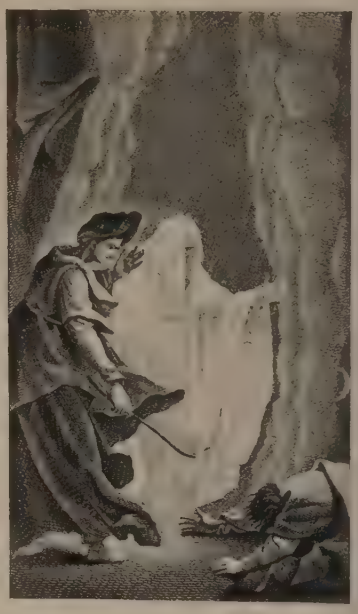
Mitte:

Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Gezeichnet von L. Schnorr von Karolsfeld, gestochen von C. Rahl.

„Schiller's Werke. X. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart 1819".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Der Geisterseher.

Gemalt von West, gestochen von Malvieux.

„Der Geisterseher. Leipzig bey Georg Joachim Göschen 1789".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Links:

Der Geisterseher.

Gezeichnet und gestochen von J. Penzel 1792.

„Der Geisterseher. Erster Theil. Neue vom Verfasser aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, bey Georg Joachim Göschen. 1792".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

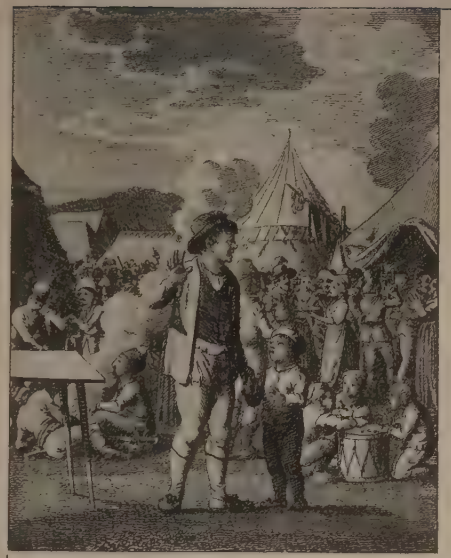
Rechts:

Der Geisterseher.

Gezeichnet von Schnorr, gestochen von W. Böhm.

„Der Geisterseher. Erster Theil. Dritte verbesserte Ausgabe. Leipzig, bey Georg Joachim Göschen. 1798".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



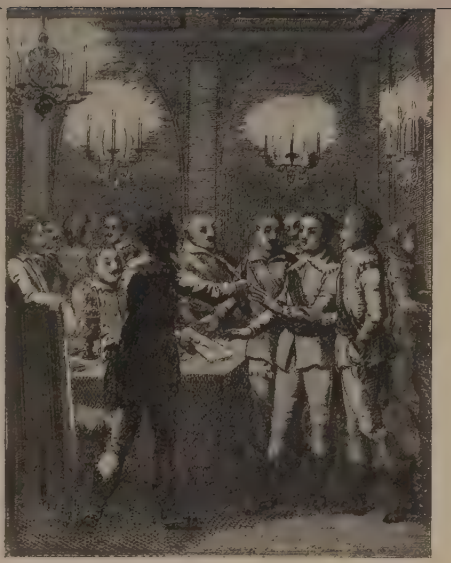
Links:

Wallensteins Lager.

Erster Auftritt.

Bauer: „Wie sie juchzen — daß Gott erbarm'!"

Gezeichnet und gestochen von A. W. Küffner, 1799.



Mitte oben:

Die Piccolomini.

Vierter Aufzug. Siebenter Auftritt.

Gezeichnet und gestochen von A. W. Küffner, 1799.

Rechts:

Die Piccolomini.

Fünfter Aufzug. Dritter Auftritt.

Max: „Und eh der Tag sich neigt, muß sich's erklären, / Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren".

Gezeichnet und gestochen von A. W. Küffner, 1799.

Links oben, Mitte oben, rechts oben und links unten: „Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1800". (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

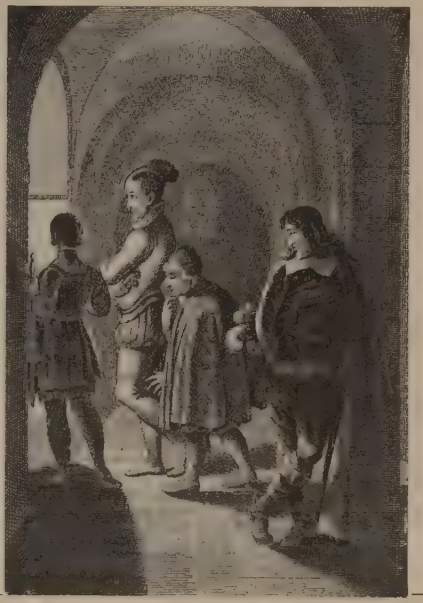
Links:

Wallensteins Lager.

Achter Auftritt.

Kapuziner: „Ist das eine Armee von Christen? / Sind wir Türken? Sind wir Antibaptisten?"

Gezeichnet und gestochen von A. W. Küffner.



Rechts:

Wallensteins Tod.

Fünfter Aufzug. Siebenter Auftritt.

Gezeichnet von Eberhard Waechter, gestochen von H. Lips.

„Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1805".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Mitte unten:

Wallensteins Tod.

Fünfter Aufzug. Fünfter Auftritt.

Gezeichnet von Eberhard Waechter, gestochen von H. Lips.

„Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1805".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Links:

Die Piccolomini.

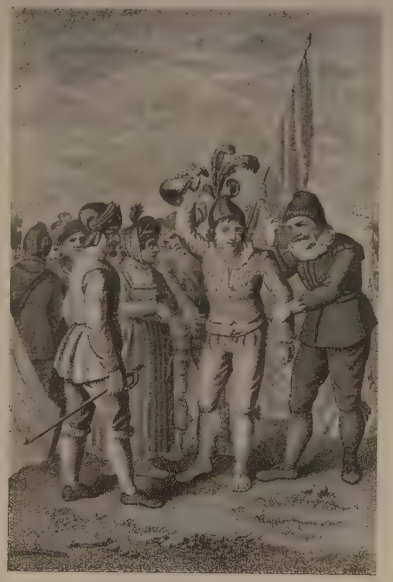
Dritter Aufzug. Fünfter Auftritt.

Thekla: „Trau' ihnen nicht! Sie meinen's falsch".

Gezeichnet von Johann Heinrich Ramberg, gestochen von Böttger.

„Taschenbuch für das Jahr 1803. Der Liebe und Freundschaft gewidmet".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Wallensteins Lager.

Siebenter Auftritt.

Bürger: „O, gib acht, Franz! es wird dich reuen".

Rekrut: „Trommeln und Pfeifen, / Kriegrischer Klang! / Wandern und streifen / Die Welt entlang".

Rechts:

Wallensteins Lager.

Zehnter Auftritt.

Erster Jäger: „Der muß baumeln!"

Scharfschützen u. Dragoner: „Zum Profoß! Zum Profoß!"

Links:

Die Piccolomini.

Zweiter Aufzug. Vierter Auftritt.

Wallenstein: „Sei mir willkommen, Max!"

Rechts:

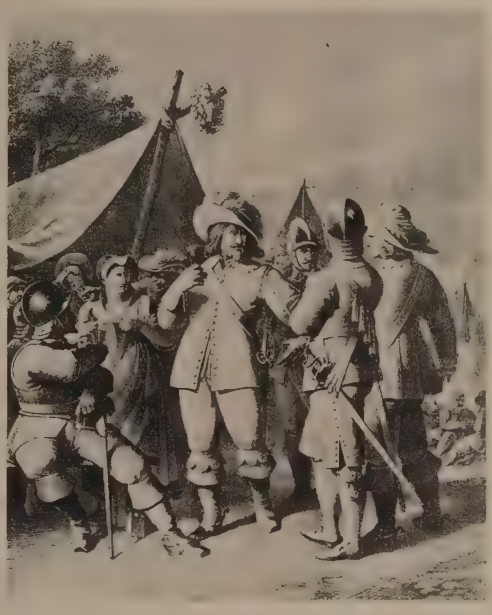
Die Piccolomini.

Zweiter Aufzug. Erster Auftritt.

Seni: „Mein Sohn! Nichts in der Welt ist unbedeutend".

Die Abbildungen: oben Mitte, rechts und die beiden unteren nach Stichen von Zeichnungen von Eberhard Waechter im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1808".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

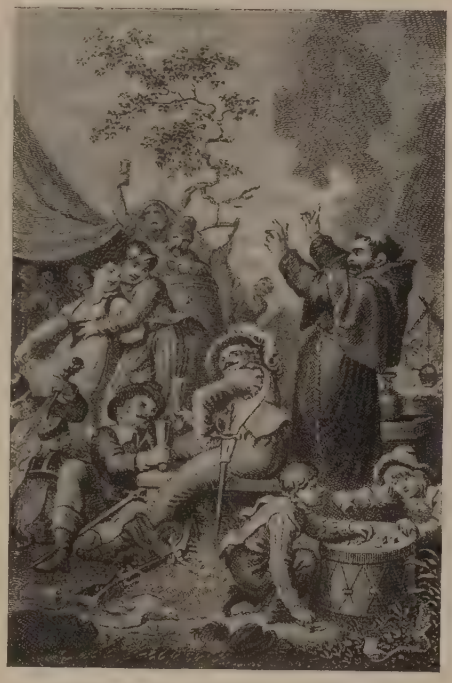


Wallensteins Lager.

Titelbild zu dem „Reiterlied von Schiller“ mit den Vertonungen von Zahn und von Zumsteeg. Nach einer Zeichnung von J. B. Seele in Stein gegraben von J. Karl Ausfeld in der J. G. Cotta'schen Steindruckerei in Stuttgart, 1807. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Wallensteins Lager.

Gemalt von Georg Melchior Kraus. Nach einem kolorierten Stich von C. Müller im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.



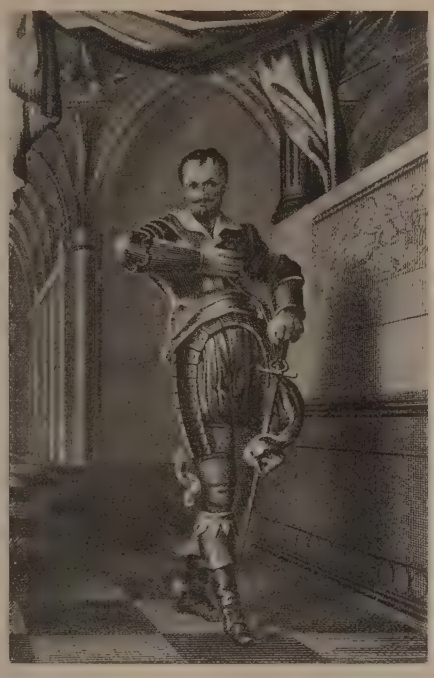
Wallensteins Lager. Achter Auftritt.
Kapuziner: „. . . . könnte nicht dreinschlagen? / Ist's jetzt Zeit zu Saufgelagen, / Zu Banketten und Feiertagen?"
Gestochen von Heß.

Die Piccolomini. Dritter Aufzug. Neunter Auftritt.
Thekla: „Es geht ein finstrer Geist durch unser Haus".

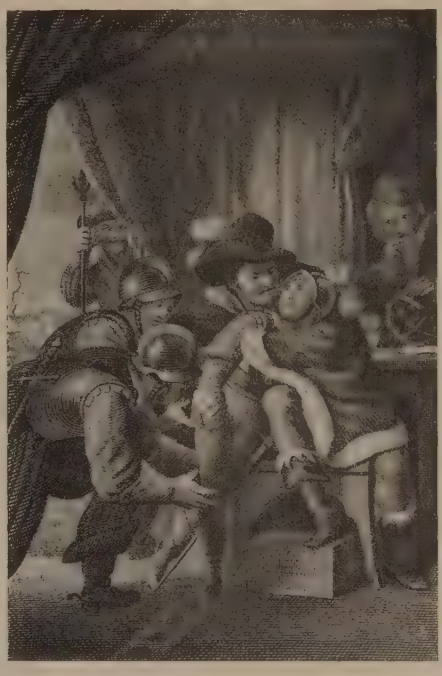
Die Piccolomini. Vierter Aufzug. Siebenter Auftritt.
Illo: „Schreib — Judas!"
Gestochen von Heß.

Wallensteins Tod. Zweiter Aufzug. Dritter Auftritt.
Wallenstein: „Und mitten in die Schlacht ward ich geführt Im Geist".
Gestochen von F. Bolt.

Wallenstein.
Kupfer nach Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva für das Jahr 1811". (Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

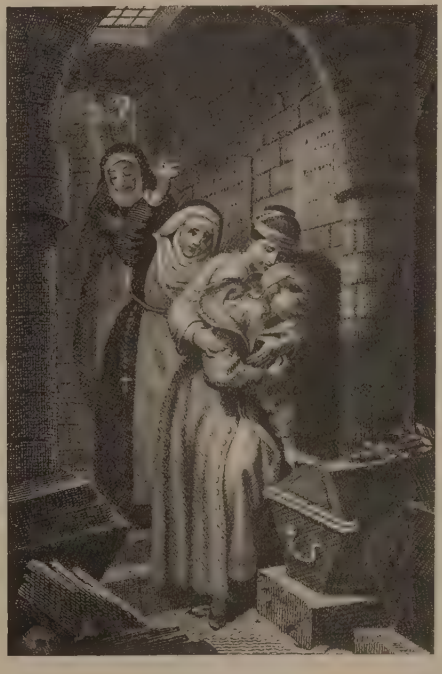


Wallensteins Tod. Dritter Aufzug. Dreizehnter Auftritt.
Wallenstein: „Da steh' ich, ein entlaubter Stamm! Doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt".
Gestochen von Schenk.



Wallensteins Tod. Dritter Aufzug. Achtzehnter Auftritt.
Wallenstein und Max Piccolomini im Pragschen Lager.
Gestochen von J. C. Böhme.

Wallensteins Tod. Vierter Aufzug. Zwölfter Auftritt.
Thekla: „... roh und kalt / Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde".
Gestochen von Heß.



Wallensteins Tod.
Thekla in der Gruft des St.-Katharinen-Stifts.
Gestochen von Bolt.

Wallenstein.
Kupfer nach Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva für das Jahr 1811". (Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

Mitte:

Die Piccolomini.

Fünfter Aufzug. Erster Auftritt.

Gezeichnet von L. Schnorr von Karolsfeld, gestochen von C. Rahl.

„Schillers Werke. VI. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart 1819".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Wallensteins Lager.

Gezeichnet von L. Schnorr von Karolsfeld, gestochen von Rahl.

„Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Friedrich von Schiller Erster Theil. Wien 1817. Bey Ch. Kaulfuß & C. Armbruster".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

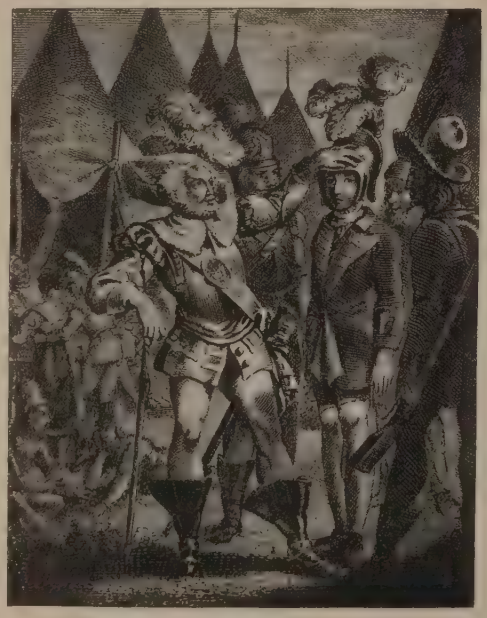
Wallensteins Tod.

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Gezeichnet von L. Schnorr von Karolsfeld, gestochen von C. Rahl.

„Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Friedrich von Schiller. Zweyter Theil. Wien 1818. Bey Ch. Kaulfuß & C. Armbruster".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Wallensteins Lager.

Siebenter Auftritt.

Wachtmeister:

„Muß ein fürnehmer Geist jetzt in Ihn fahren —"

Gezeichnet und gestochen von V. R. Grüner.

Wallensteins Tod.

Fünfter Aufzug. Vierter Auftritt.

Kammerdiener:

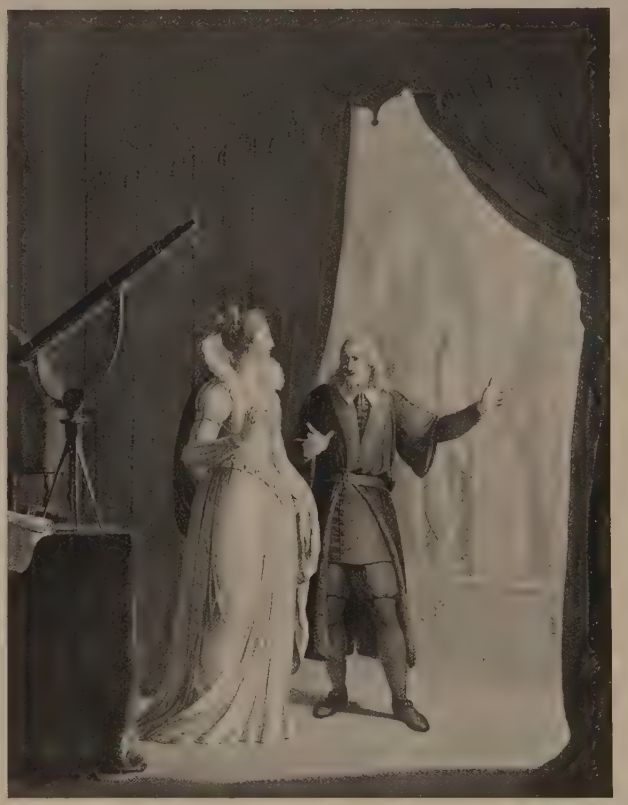
„Die goldne Kette ist entzweigesprungen".

Gezeichnet von J. Führich, gestochen von V. R. Grüner.

Die beiden unteren Bilder aus: „Friedrich von Schillers Werke. Vollständigste Grätzer-Taschenausgabe. IX. 1824".

(Meckl. Landesbibliothek, Schwerin.)

Wallensteins Tod.
Dritter Aufzug. Dreiundzwanzigster Auftritt.
Wallenstein: „Scheidet!"
Gezeichnet von A. Nahl, gestochen von C. Müller.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Die Piccolomini.
Dritter Aufzug. Vierter Auftritt.
Thekla und Seni im astrologischen Turm.
Nach einer farbigen Zeichnung von Johann August Nahl d. J.
(Schloßmuseum, Weimar.)

Maria Stuart.

Vierter Aufzug. Vierter Auftritt.

Nach einem Kupfer von Autenrieth im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1803".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Maria Stuart.

Fünfter Aufzug. Zehnter Auftritt.

Leicester: „Ich lebe noch! Ich trag' es, noch zu leben!"

Gezeichnet von Johann Heinrich Ramberg, gestochen von W. Jury.

„Taschenbuch für das Jahr 1803. Der Liebe und Freundschaft gewidmet".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Maria Stuart.

Fünfter Aufzug. Sechster Auftritt.

Nach einem Kupfer von Autenrieth im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1803".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Maria Stuart.

Zweiter Aufzug. Zweiter Auftritt.

Elisabeth: „Bringt Seiner Hoheit dies Geschenk!"

Gezeichnet von Johann Heinrich Ramberg, gestochen von W. Jury.

Maria Stuart.

Dritter Aufzug. Erster Auftritt.

Maria: „Elende Wolken! Segler der Lüfte!"

Gezeichnet von Johann Heinrich Ramberg, gestochen von W. Böhm.

Die beiden Bilder unten links und rechts aus der „Minerva für das Jahr 1813". (Landesbibliothek, Weimar.)

Dritter Aufzug. Vierter Auftritt.
Shrewsbury: „O Gott des Himmels! Muß es dahin kommen!"
Gestochen von W. Jury.

Vierter Aufzug. Vierter Auftritt.
Mortimer: „Maria, heil'ge, bitt' für mich!"
Gestochen von Heß.

Fünfter Aufzug. Sechster Auftritt.
Maria: „Was klagt ihr? Warum weint ihr?"
Gestochen von Heß.

Fünfter Aufzug. Neunter Auftritt.
Maria: „Ihr haltet Wort, Graf Leicester".
Gestochen von Heß.

Maria Stuart.
Kupfer nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in der „Minerva für das Jahr 1813".
(Landesbibliothek, Weimar.)

Links:

Maria Stuart.

Fünfter Aufzug.
Zwölfter Auftritt.

Elisabeth: „Ich bin Königin von England!"

Gestochen von Jury.

Rechts:

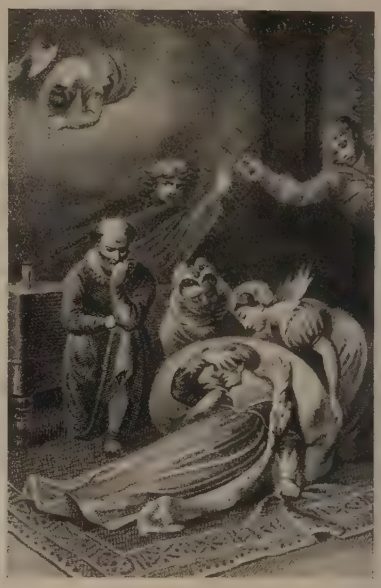
Maria Stuart.

Heilige Nemesis.

Gestochen von Bolt.

Kupfer nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva für das Jahr 1813".

(Landesbibliothek, Weimar.)



Maria Stuart auf ihrem Todeswege.
Nach einem Aquarell von L. Wolf im Schiller-Nationalmuseum, Marbach.

Maria Stuart.
Fünfter Aufzug. Sechster Auftritt.
Maria: „Lebt wohl! Lebt ewig wohl!“

Gezeichnet von Jos. Führich, gestochen von V. K. Grüner.
„Friedrich von Schillers Werke. Vollständigste Grätzer-Taschenausgabe. X. 1824“.
(Meckl. Landesbibliothek, Schwerin.)

Maria Stuart. Dritter Aufzug. Vierter Auftritt.
Nach einer Zeichnung von Luise Seidler im Schloßmuseum, Weimar.

Prolog. Vierter Auftritt.
Johanna: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften".

Erster Aufzug. Zehnter Auftritt.
Johanna: „An diesen Größeren hinsich gesendet".

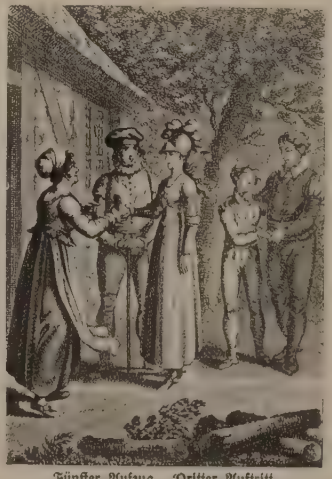
Dritter Aufzug. Neunter Auftritt.
Schwarzer Ritter: „Töte, was sterblich ist!"

Dritter Aufzug. Zehnter Auftritt.
Johanna: „Töte mich / — Und fliehe!"

Vierter Aufzug. Zweiter Auftritt.
Johanna: „Verlaß mich. Wende dich von mir!"

Vierter Aufzug. Neunter Auftritt.
Johanna: „Ach! / Es war nur eine täuschende Erscheinung!"

Vierter Aufzug. Dreizehnter Auftritt.
Raimond: „Die Straßen / Sind leer. Gebt mir die Hand".



Fünfter Aufzug. Dritter Auftritt.
Köhlerweib: „Trinkt, edle Jungfrau!
Mög's Euch Gott gesegnen!"

Fünfter Aufzug. Dritter Auftritt.
Köhlerbub: „Mutter! Mutter! . . . Das ist die Hexe / Von Orleans!"

Nach den Kupfern aus: „Die Jungfrau von Orleans".
Eine romantische Tragödie von Schiller. Mit Kupfern. Berlin. Bei Johann Friedrich Unger. 1802. (Universitätsbibliothek, Kiel.)

Fünfter Aufzug. Fünfter Auftritt.
Johanna: „Ermorde mich / Gleich hier . . .“
Isabeau: „. . . Fort mit ihr!“

Aus der „Jungfrau von Orleans“ 1802
wie Seite 190.

Jungfrau von Orleans.
Dritter Aufzug. Zehnter Auftritt.
Johanna: „Heil'ge Jungfrau!“

Nach einer Zeichnung von L. Schnorr von Karolsfeld
gestochen von C. Rahl.

Aus „Schillers Werke. VII. Bd. Original-Ausgabe.
Wien und Stuttgart 1819“.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Fünfter Aufzug. Elfter Auftritt.
Johanna: „Gott sei mir gnädig!“

Aus der „Jungfrau von Orleans“ 1802
wie Seite 190.

Der Krönungszug in der „Jungfrau von Orleans“.
Handkolorierter Stich nach einer Zeichnung von Fr. Beuther. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Jungfrau von Orleans.
Dritter Aufzug. Zehnter Auftritt.
Johanna: „Töte mich — und fliehe!“

Die Jungfrau von Orleans.
Vierter Aufzug. Zweiter Auftritt.
Sorel: „Ja, ich verkannte dich, du kennst die Liebe“.

Nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg gestochen von W. Jury, 1802.
„Taschenbuch für das Jahr 1803. Der Liebe und Freundschaft gewidmet“. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Jungfrau von Orleans.
Dritter Aufzug. Neunter Auftritt.

Die Jungfrau von Orleans.
Fünfter Aufzug. Dritter Auftritt.

Gezeichnet von Eberhard Waechter, gestochen von H. Lips. „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1804“.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Erster Aufzug. Neunter Auftritt.
Johanna: „Gott und die heil'ge Jungfrau führt euch an!"
Gestochen von Heß.

Erster Aufzug. Zehnter Auftritt.
Johanna: „Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert / Und Fahne tragend".
Gestochen von A. W. Böhm.

Erster Aufzug. Zehnter Auftritt.
Erzbischof: „Du bist gekommen, Segen auszuteilen, / Nicht zu empfangen. — Geh mit Gottes Kraft!"
Gestochen von Heß.

Dritter Aufzug. Neunter Auftritt.
Schwarzer Ritter: „Töte, was sterblich ist!"
Gestochen von Bolt.

Die Jungfrau von Orleans.
Kupfer nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1812".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

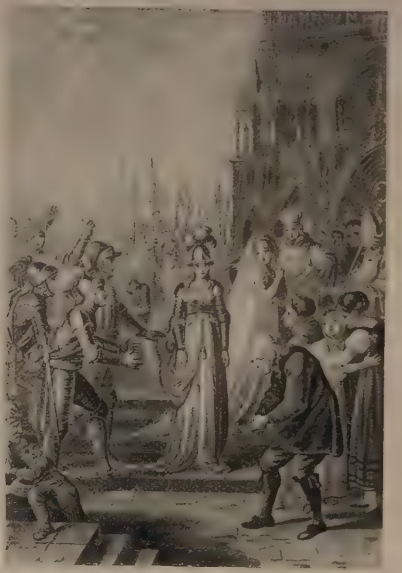
Links:

Dritter Aufzug.
Zehnter Auftritt.

Lionel:
„Dieses Schwert
zum Pfand, daß
ich / Dich wieder-
sehe!"

Gestochen
von Schenk.

Dritter Aufzug. Neunter Auftritt.
Schwarzer Ritter: „Töte, was sterblich ist!"
Gezeichnet von J. Führich, gestochen von V. R. Grüner.
„Friedrich von Schillers Werke. Vollständigste Gräzer-Taschen-
ausgabe. XII. 1824".
(Mecklenburgische Landesbibliothek, Schwerin.)



Rechts:

Vierter Aufzug.
Elfter Auftritt.

Thibaut: „Antworte
bei dem Gott, der
droben donnert!"

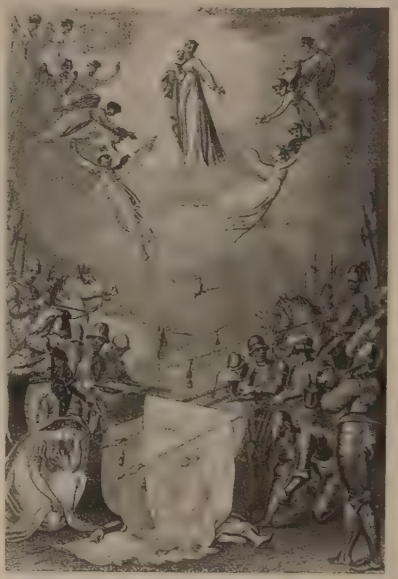
Gestochen
von Jury.

Links:

Fünfter Aufzug. Dritter Auftritt.

Köhlerbub „Das ist die Hexe von
Orleans".

Gestochen von Heß.



Rechts:

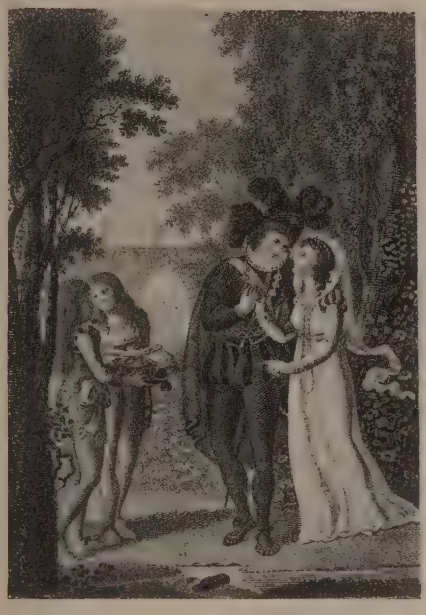
Fünfter Aufzug. Vierzehnter Auftritt.

Johanna: „Hinauf! — Hinauf! —
Die Erde flieht zurück — /
Kurz ist der Schmerz, und
ewig ist die Freude!"

Gestochen von Jury.

Die Jungfrau von Orleans.

(die vier Eckbilder) Kupfer nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1812". (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Die Braut von Messina. Dritter Aufzug.

Beatrice: „Du bist's. Ich habe dich wieder!"

Erfunden und gestochen von Fried. Kaiser, 1804.

„Taschenbuch für das Jahr 1805.
Der Liebe und Freundschaft gewidmet".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Braut von Messina. Dritter Aufzug.

Don Cesar: „Giftvolle Schlange! Das ist deine Liebe!"

Gestochen von F. Weber.

„Die Braut von Messina . . . Von Friedrich Schiller.
Wien, 1809. Bey Anton Pichler".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Braut von Messina. Erster Aufzug.

Isabella: „O meine Söhne! Kommt, entschließet euch,
Die Rechnung gegenseitig zu vertilgen".

Gestochen von H. Schmidt.

Die Braut von Messina. Erster Aufzug.

Erster Chor: „Was stehen wir hier noch feindlich geschieden, / Da die Fürsten sich liebend umfassen?"

Gestochen von H. Schmidt.

Kupfer nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1814".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Erster Aufzug.

Don Manuel: „Bewegungslos starr' ich das Wunder an, / Den Jagdspieß in der Hand, zum Wurf ausholend. — / Sie aber blickt mit großen Augen flehend / Mich an".

Gestochen von H. Schmidt.

Zweiter Aufzug.

Don Cesar: „Fremd war sie mir und innig doch vertraut, / Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden: / Die ist es oder keine sonst auf Erden!"

Gestochen von W. Böhm.

Dritter Aufzug.

Don Cesar: „Blendwerk der Hölle! Was? In seinen Armen!"

Gestochen von H. Schmidt.

Vierter Aufzug.

Isabella: „Kind meines Herzens! Komm in meine Arme!"

Beatrice: „Zu deinen Füßen sieh die Schuldige".

Gestochen von Bolt.

Vierter Aufzug.

Isabella: „O himmlische Mächte, es ist mein Sohn!"

Gestochen von A. W. Böhm.

Vierter Aufzug.

Chor: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, Der Übel größtes aber ist die Schuld".

Gestochen von H. Schmidt.

Die Braut von Messina.

Kupfer nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1814".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Die Braut von Messina.
Erster Aufzug.

Don Manuel: „Bewegungslos starr' ich das Wunder an, / Den Jagdspieß in der Hand, zum Wurf ausholend".

Gezeichnet von Jos. Führich, gestochen von V. R. Grüner.

„Friedrich von Schillers Werke. Vollständigste Gräßer-Taschenausgabe. XIII. 1824".

(Meckl. Landesbibliothek, Schwerin.)

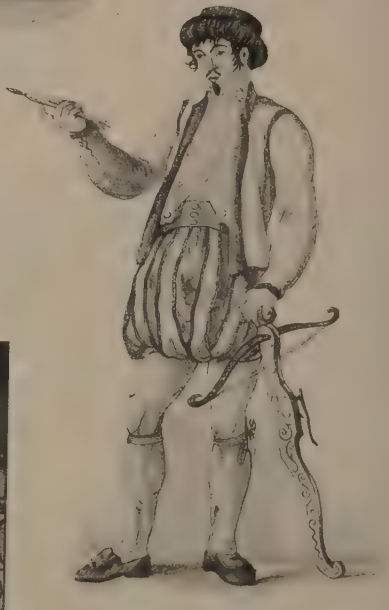
Die Braut von Messina. Vierter Aufzug.
Nach einem Gemälde von Matthaei in der Landesbibliothek, Weimar.

Walter Fürst, Stauffacher, Melchthal.

Wilhelm Tell.

Die Bilder oben, links und rechts:
Kolorierte Stiche von C. Müller nach Bildern von G. M. Kraus in „Wilhelm Tell. Schauspiel von Schiller. Zum Neujahrsgeschenk auf 1805. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1804".
Erste Ausgabe.
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Geßler.



Tell.

Wilhelm Tell.

Erster Aufzug. Vierte Szene. Walter Fürst und Melchthal: „Auf Tod und Leben!"
Stich in „Wilhelm Tell. Ein Schauspiel von Friedrich Schiller. Wien, 1809. Bey Anton Pichler".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Erster Aufzug. Zweite Szene.

Stauffacher: „O Weib! Ein furchtbar wütend Schrecknis ist
Der Krieg; die Herde schlägt er und den Hirten".
Gertrud: „Ertragen muß man, was der Himmel sendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz".

Gestochen von H. Lips.

Erster Aufzug. Dritte Szene.

Fronvogt: „Frisch, Alter, an die Arbeit!"
Erster Gesell: „Habt Ihr denn gar kein Eingeweid', daß Ihr
Den Greis, der kaum sich selber schleppen kann,
Zum harten Frondienst treibt?"

Gestochen von H. Lips.

Dritter Aufzug. Zweite Szene.

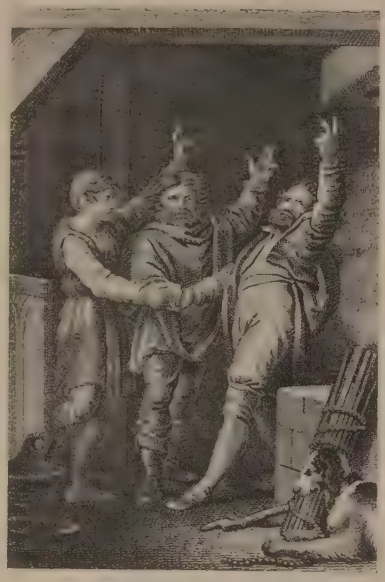
Berta: „Nein, nein, das Edle ist nicht ganz erstickt
In Euch! Es schlummert nur, ich will es wecken".

Dritter Aufzug. Dritte Szene.

Frießhardt: „In des Kaisers Namen! Haltet an und steht!"

Wilhelm Tell.

Nach den Bildern von Eberhard Waechter im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809. Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Erster Aufzug. Vierte Szene.

Stauffacher: „... wie wir/Drei Männer jetzo, unter uns, die Hände / Zusammenflechten, redlich, ohne Falsch. / So wollen wir drei Länder auch zu Schutz / Und Trutz zusammenstehn auf Tod und Leben".

Gestochen von A. W. Böhm.

Zweiter Aufzug. Zweite Szene.

Rösselmann: „Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt... Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören!"

Gestochen von Veith.

Dritter Aufzug. Dritte Szene.

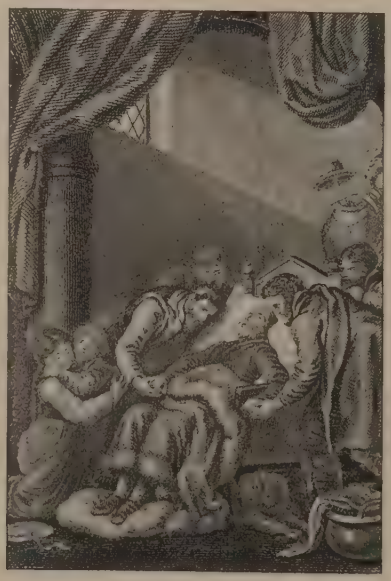
Tell: „Erlasset mir den Schuß! Hier ist mein Herz!"

Gestochen von A. W. Böhm.

Vierter Aufzug. Erste Szene.

Tell: „Und mit gewalt'gem Fußstoß hinter mich/Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Wasser".

Gestochen von H. Schmidt, 1814.



Vierter Aufzug. Zweite Szene.

Attinghausen: „Seid einig — einig — einig —".

Gestochen von H. Schmidt.

Vierter Aufzug. Dritte Szene.

Geßler: „Das ist Tells Geschoß".

Gestochen von H. Schmidt.

Wilhelm Tell.

Kupfer nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1815".
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Links:

Wilhelm Tell.

Vierter Aufzug. Dritte Szene.

Armgard: „Geht, Kinder, wie ein Wüterich verscheidet!"

Gestochen von H. Schmidt.

Rechts:

Wilhelm Tell.

Fünfter Aufzug. Zweite Szene.

Tell: „Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände, Verfluche dich und deine Tat!"

Gestochen von H. Schmidt.

Kupfer nach den Bildern von Johann Heinrich Ramberg in „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1815".

(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Wilhelm Tell.

Vierter Aufzug. Dritte Szene.

Gezeichnet von L. Schnorr von Karolsfeld, gestochen von C. Rahl.

„Schiller's Werke. VIII. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart 1819".

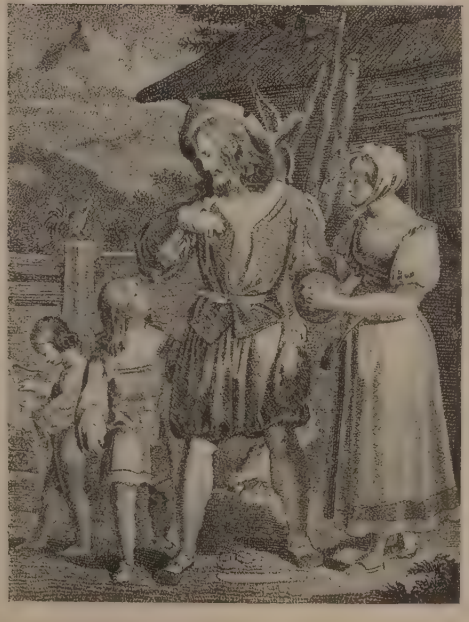
(Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Wilhelm Tell.

Dritter Aufzug. Erste Szene.

Walter: „Vater, wo gehst du hin?"

Gezeichnet von Jos. Führich, gestochen von Borofsky.



„Friedrich von Schillers Werke. Vollständigste Gräßer-Taschenausgabe. XIV. 1824".

(Meckl. Landesbibliothek, Schwerin.)

Die drei Eidgenossen.
Nach einem zeitgenössischen Guaschbild aus der Sammlung Kippenberg, Leipzig.

Wilhelm Tell.
Vierter Aufzug. Erste Szene. Tell: „Ich bin befreit".
Kolorierter Stich nach einem Gemälde von K. L. Kaaz. (Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

Erster Aufzug. Erste Szene. Baumgarten: „Da lief ich frisch hinzu, so wie ich war, / Und mit der Axt hab' ich ihm's Bad gesegnet".

Erster Aufzug. Zweite Szene. Gertrud: „Auf deinem Herzen drückt ein still Gebrechen, / Vertrau' es mir, ich bin dein treues Weib, / Und meine Hälfte fordr' ich deines Grams".

Erster Aufzug. Dritte Szene. Tell: „Doch, was ihr tut, laßt mich aus eurem Rat! / Ich kann nicht lange prüfen oder wählen; / Bedürft ihr meiner zu bestimmter Tat, / Dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen!"

Erster Aufzug. Vierte Szene. Stauffacher, Walter Fürst und Melchthal: „Auf Tod und Leben!"

Wilhelm Tell. Nach Schillers Schauspiel von Philipp Foltz Sohn. 1825. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Zweiter Aufzug. Erste Szene. Kuoni: „Ich bring's Euch, Junker. Trinket frisch! Es geht / Aus einem Becher und aus einem Herzen".

Zweiter Aufzug. Zweite Szene. Rösselmann: „Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt / Von allen Völkern, die tief unter uns / Schweratmend wohnen in dem Qualm der Städte, / Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören!"

Dritter Aufzug. Erste Szene. Hedwig: „Tell, bleibe hier!" Tell: „Ich hab's versprochen, liebes Weib, zu kommen". Hedwig: „Mußt du, so geh! — Nur lasse mir den Knaben!"

Dritter Aufzug. Zweite Szene. Berta: „Dürft Ihr von Liebe reden und von Treue, / Der treulos wird an seinen nächsten Pflichten?"

Wilhelm Tell. Nach Schillers Schauspiel von Philipp Foltz Sohn. 1825. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

Dritter Aufzug. Dritte Szene. Viele Stimmen: „Der Apfel ist getroffen!"

Vierter Aufzug. Erste Szene. Tell: „Jetzt, schnell mein Schießzeug fassend, schwing' ich selbst / Hochspringend auf die Platte mich hinauf, / Und mit gewalt'gem Fußstoß hinter mich / Schleudr' ich das Schifflein in den Schlund der Wasser".

Vierter Aufzug. Zweite Szene. Attinghausen: „Seid einig — einig — einig —"

Vierter Aufzug. Dritte Szene. Geßler: „Das ist Tells Geschoß!"

Wilhelm Tell. Nach Schillers Schauspiel von Philipp Foltz Sohn. 1825. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)

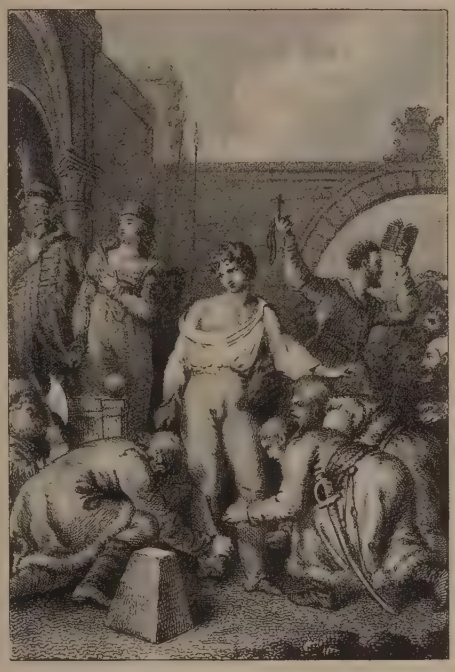
Vierter Aufzug. Dritte Szene. Stüffi: „Wagt es, Herr! / Eu'r Walten hat ein Ende".

Fünfter Aufzug. Erste Szene. Walter Fürst: „Nein, laßt ihn aufbewahren! / Der Tyrannei mußt' er zum Werkzeug dienen, / Er soll der Freiheit ewig Zeichen sein!"

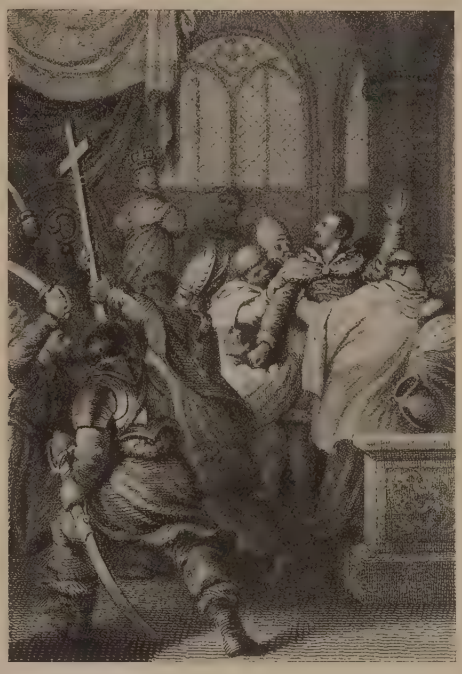
Fünfter Aufzug. Zweite Szene. Hedwig: „Wie — wie kommst du mir wieder? — Diese Hand — / Darf ich sie fassen? — Diese Hand — o Gott!" Tell: „Hat euch verteidigt und das Land gerettet; / Ich darf sie frei hinauf zum Himmel heben".

Fünfter Aufzug. Letzte Szene. Berta: „Wohlan! / So reich' ich diesem Jüngling meine Rechte, / Die freie Schweizerin, dem freien Mann!" Rudenz: „Und frei erklär' ich alle meine Knechte".

Wilhelm Tell. Nach Schillers Schauspiel von Philipp Foltz Sohn. 1825. (Schiller-Nationalmuseum, Marbach.)



Erster Aufzug. Demetrius: „Und also jählings aus des Unglücks Tiefen / Riß mich das Schicksal auf des Glückes Höh'n".
Gestochen von H. Schmidt.



Erster Aufzug. Sapieha: „Der Staat muß untergehn, früh oder spät, / Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet".
Gestochen von H. Schmidt.

Erster Aufzug. Alle: „Wir schwören!" Einige: „Vivat, Marina." Andre: „Russiae regina".
Gestochen von H. Schmidt.

Zweiter Aufzug. Erste Szene. Marfa: „O höchste Allmacht, habe Dank, Dank, Dank, / Daß du mir endlich Rettung, Rache sendest!"
Gestochen von A. W. Böhm.

Demetrius.

Nach Johann Heinrich Rambergs Bildern zu „Demetrius" gestochene Kupfer in der „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1818". (Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

Zweiter Aufzug. Zweite Szene.
Demetrius: „Du fühlst als Pole, ich bin Moskaus Sohn, / Es ist das Land, das mir das Leben gab".
Gestochen von H. Schmidt.

Der Mörder des echten Demetrius fordert vom unechten, der in Wut gerät, seinen Lohn.
Gestochen von H. Lips.

„Die Zarin schweigt?" ruft die tobende Menge. „Sie verleugnet ihn? So stirb denn, Betrüger!" Und durchbohrt liegt der falsche Demetrius zu den Füßen der Marfa. — Gestochen von A. W. Böhm.

Zweiter Aufzug. Erste Szene.
Marfa: „Ist dies die Fassung, die ich mir errang?"
Gezeichnet von Jos. Führich, gestochen von B. R. Grüner.
„Friedrich von Schillers Werke. Vollständigste Grätzer-Taschenausgabe. XVII. 1824". (Mecki. Landesbibliothek, Schwerin.)

Demetrius.

Oben und links unten nach den nach Johann Heinrich Rambergs Bildern gestochenen Kupfern in der „Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1818". (Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

Erläuterungen.

Abel, Jakob Friedrich (geb. 9. Mai 1751 in Vaihingen an der Enz, gest. 7. Juli 1829 in Schorndorf) erhielt seine Ausbildung in den sog. Klosterschulen und im tübinger Stift, wurde 1772 unmittelbar nach dem Abschluß seines Universitätsstudiums als Professor an der Karlsschule angestellt und 1774 mit dem Fach der Philosophie betraut. Abels Philosophie gründete sich auf das Leibniz-Wolffsche System, daneben auf die englischen Sensualisten wie Locke und die schottischen Moralisten Shaftesbury, Ferguson und Hutcheson; auch die deutschen Aufklärungsphilosophen Sulzer, Garve, Mendelssohn waren von Einfluß auf seine Anschauungen. Ein Philosoph von selbständiger wissenschaftlicher Bedeutung war Abel nicht, aber ein vortrefflicher Lehrer, der seine ganze Persönlichkeit in seine lehrende und erziehende Tätigkeit legte. Der „engelgleiche Mann", wie ihn Scharffenstein nennt, wurde zum vertrauten Berater seiner Schüler, auch in ihren persönlichen Angelegenheiten. Keiner der Lehrer an der Karlsschule hat auf Schiller einen so starken Einfluß ausgeübt wie Abel, keinem ist Schiller persönlich so nahegetreten wie ihm. 1776 hörte er zum erstenmal Philosophie bei Abel, 1777 dessen Vorlesung über „Schöne Wissenschaften". Auch in den folgenden Jahren war er Schüler Abels, dessen Psychologie er aus eigenem Antrieb sogar ein zweites Mal hörte. Ihm verdankte er auch die erste Bekanntschaft mit Shakespeare. Als Abel, der bei der Erörterung psychologischer Fragen auch Beispiele aus der Dichtung einzuflechten pflegte, einmal Stellen aus „Othello" vorlas, war Schiller, wie wir in Aufzeichnungen Abels lesen, „ganz Ohr, alle Züge seines Gesichts drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war, und kaum war die Vorlesung vollendet, so begehrte er das Buch von mir, und von nun an las und studierte er dasselbe mit ununterbrochenem Eifer". Auch nach seinem Abgang von der Karlsschule blieb Schiller in Verbindung mit Abel. Dieser lieferte Beiträge zu Schillers „Anthologie auf das Jahr 1782" und gab 1782 mit Schiller und Petersen zusammen das „Wirtembergische Repertorium der Litteratur" heraus. Den Stoff zum „Verbrecher aus verlorener Ehre" erhielt Schiller von Abel. Die 1. Ausgabe des „Fiesko" ist ihm gewidmet. 1790 wurde Abel Professor in Tübingen, wo ihn Schiller im Frühjahr 1794 besuchte. Im nächsten Jahre wurden durch Abels Vermittlung Versuche gemacht, Schiller für die Universität Tübingen zu gewinnen. 1811 wurde Abel, dessen Philosophie, obwohl sie von Kant nicht unberührt geblieben war, nun einer vergangenen Zeit angehörte, Vorsteher des Seminars Schöntal, 1823 Prälat mit dem Sitz in Stuttgart. (Abb. S. 19, 81.)

Albrecht, Sophie (geb. im Dezember 1757 in Erfurt, gest. 1840 in Hamburg), Tochter des Professors der Medizin Baumer in Erfurt, gefeierte Schauspielerin und Dichterin, Gattin des Verfassers zahlreicher Romane Dr. med. Johann Friedrich Ernst Albrecht. Auch sie selbst ist als Verfasserin von Romanen, Schauspielen und Gedichten hervorgetreten. Schiller lernte sie und ihren Gatten im Frühjahr 1784 in Frankfurt kennen, als er der Aufführung von „Kabale und Liebe" anwohnte, worin sie die Luise spielte. Er fand in ihr ein Herz ganz zur Teilnahme geschaffen, voll edlen reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend. Um der Welt eine schöne Seele zu retten, suchte er sie von der Bühnenlaufbahn abzubringen, der sie sich erst seit einem halben Jahre zugewendet hatte. Von der Großmannschen Truppe in Frankfurt ging sie zur Bondinischen Gesellschaft, die in Dresden und Prag und über die Hauptmessezeiten in Leipzig zu spielen pflegte. So traf er sie und ihren Gatten wieder in Leipzig und dann in Dresden, wo auch Henriette von Arnim in ihrem Hause verkehrte. Als ihre Glanzzeit vorüber war, lebte sie in Hamburg, zuletzt in bitterster Armut. (Abb. S. 47.)

Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar (geb. 24. Oktober 1739 in Wolfenbüttel, gest. 10. April 1807 in Weimar), geb. Prinzessin von Braunschweig, Nichte Friedrichs des Großen. In ihrem 17. Lebensjahr wurde sie vermählt mit dem Herzog Ernst August Konstantin von Weimar. Als dieser schon nach zwei Jahren starb, führte sie die Regentschaft für ihren Sohn Karl August mit großer Umsicht und Tatkraft, bis dieser 1775 mündig wurde und die Regierung antrat. Zum Erzieher ihrer beiden Söhne hatte sie 1772 Wieland berufen, der dauernd zu ihrem engeren Kreise gehörte. Schiller erhielt schon wenige Tage nach seiner Ankunft in Weimar eine Einladung zu ihr in ihr Schlößchen Tiefurt und lernte sie bald schätzen als „eine Dame von Sinn und Geist, in deren Gesellschaft man nicht gedrückt ist". Die kunstliebende Frau, die Goethe „eine vollkommene Fürstin mit vollkommen menschlichem Sinn" genannt hat, nahm den regsten Anteil an dem geistigen Leben, das sich unter ihrem Sohn in Weimar entfaltete und zu dem sie die Keime gelegt hatte. (Abb. S. 55, 97.)

Archenholtz, Johann Wilhelm von (geb. 1743 in Langfuhr bei Danzig, gest. 1812 in Oyendorf bei Hamburg) war bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges preußischer Offizier. Nach langen Reisen im Ausland widmete er sich besonders der Geschichtschreibung. Seine vielgelesene Geschichte des Siebenjährigen Krieges erschien im „Berliner historischen Taschenbuch für 1789"; von 1792 an gab er die historisch-politische Zeitschrift „Minerva" heraus. Schiller wurde in Dresden mit Archenholtz persönlich bekannt. Die „Horen" brachten von ihm einen Aufsatz über Sobiesky. (Abb. S. 51.)

Arnim, Marie Henriette Elisabeth von (geb. 1768, gest. 12. Januar 1847 in Dresden). Schiller lernte sie auf einem Maskenball zu Beginn des Jahres 1787 in Dresden kennen und wurde von Leidenschaft erfaßt für das Mädchen von auffallender Schönheit mit schwarzem Haar und dunkeln Augen. Die Mutter war eine putzsüchtige, vermögenlose Offizierswitwe, die es auf Geldheiraten für ihre Töchter abgesehen hatte. Schiller wurde gewarnt, und Körners suchten ihn von seinem Umgang mit ihr abzubringen, rieten in dieser Absicht auch zu einer Entfernung von Dresden und brachten ihn nach Tharandt. Das Gedicht, das er von dort am 2. Mai 1787 Henriette von Arnim widmete, gipfelt in dem Bekenntnis: „Ich kann Dir nichts als treue Freundschaft geben". Die schöne Griechin im „Geisterseher" erinnert an dieses Erlebnis. Sie heiratete später D. F. L. von Kunheim, in zweiter Ehe den Grafen E. A. von Kunheim, einen Onkel ihres ersten Gatten. (Abb. S. 50, 51.)

Backhaus, Johann Wilhelm, Schauspieler, kam mit einer Reihe anderer Mitglieder des aufgelösten gothaer Hoftheaters 1779 an das Nationaltheater in Mannheim. Er spielte kleinere Rollen, so in den ersten Aufführungen der „Räuber" den Daniel, in „Kabale und Liebe" den Kammerdiener der Lady Milford, und führte pünktlich die Tagebücher und Repertorien des mannheimer Theaters. (Abb. S. 28.)

Baggesen, Jens Immanuel (geb. 15. Februar 1764 in Korsör, Dänemark, gest. 3. Oktober 1826 in Hamburg), Dichter in dänischer und deutscher Sprache, wurde mit Schiller im August 1790 in Jena durch Reinhold bekannt. In Kopenhagen gewann er den Prinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein und den Grafen Schimmelmann zu Verehrern Schillers. Als sich während der schweren Erkrankung Schillers im Jahre 1791 die falsche Nachricht von Schillers Tod verbreitete, begingen Baggesen, Graf Schimmelmann und dessen Schwager mit ihren Frauen in Hellebäk „am donnerrollenden Nordmeer" eine erhebende Trauerfeier für den totgeglaubten Dichter. Die Nachrichten über Schillers Befinden und Lage, die Baggesen von Reinhold erhielt und die er dem Prinzen Friedrich Christian mitteilte, ließen in dem Prinzen den Entschluß reifen, Schiller die Möglichkeit zu seiner Erholung zu verschaffen. Ein Brief Baggesens an Schiller begleitete das Anerbieten des Prinzen. Im Sommer 1793 war Baggesen längere Zeit in Jena und verkehrte viel mit Schiller; auch 1795 und 1802 besuchte er ihn. (Abb. S. 71.)

Bauerbach bei Meiningen, Haus der Frau von Wolzogen, in dem Schiller vom 7. Dezember 1782 bis 24. Juli 1783 wohnte. (Abb. S. 32.)

Baumann, Katharina (geb. 1766 in Mannheim, gest. daselbst 25. März 1849) wurde mit fünfzehn Jahren am mannheimer Theater angestellt und spielte nach dem Tode von Karoline Beck die ersten tragischen und sentimentalen Rollen. Schiller und Iffland zählten zu ihren Verehrern. Nach der Aufführung von „Kabale und Liebe" am 18. Januar 1785, in der sie die Luise spielte, verehrte ihr Schiller sein von Scharffenstein gemaltes Miniaturbildnis. Über sie als Schauspielerin urteilte er, sie gebe ihre Rollen mit Gefühl, mit weiblicher Würde und feinen Akzenten; das Achtungswerte ihres Charakters interessiere um so mehr für jedes Wort, das sie spreche. 1787 wurde sie die Frau des Violincellisten, späteren Kapellmeisters Peter Ritter in Mannheim. (Abb. S. 40.)

Beck, Heinrich (geb. 1760 in Gotha, gest. 6. Mai 1803 in Mannheim), Schauspieler, kam nach Auflösung des Hoftheaters in Gotha mit Iffland, Beil u. a. nach Mannheim. Unter den dortigen Schauspielern stand Beck, „der beste an Kopf und Herz und ein wirklich solider Mann", Schiller am nächsten. Mit ihm allein war er auf Du, und an Körner schrieb er über ihn: „Schade, daß er Schauspieler ist und es sein muß. Wie schön würde er sich zu unsrem Bunde schicken!" Ende 1791 sahen sie sich wieder in Weimar, wo Beck Gastrollen gab. Beck hat eine Anzahl Bühnenstücke verfaßt, von denen einige oft und lange gespielt wurden. Seine Darstellung des Kosinsky in der Uraufführung der „Räuber" fand Schiller sehr gut getroffen. In „Kabale und Liebe" spielte er den Ferdinand, in „Don Karlos" die Titelrolle bei den Erstaufführungen in Mannheim. (Abb. S. 29, 41.)

Beck, Karolina (geb. 3. Januar 1766 in Mannheim, gest. daselbst 24. Juli 1784), geb. Ziegler, Schauspielerin in Mannheim, wo sie die erste Leonore in „Fiesko" und die erste Luise in „Kabale und Liebe" war. Sie starb in ihrem 19. Lebensjahr an den Folgen eines unglücklichen Falles auf der Bühne, ein halbes Jahr nach ihrer Vermählung mit dem Schauspieler Heinrich Beck. Iffland rühmte an ihr die feinste Zartheit mit der innigsten Kraft gepaart, durch eine idealische Gestalt veredelt. „Nie habe ich diese Accente wieder gehört, noch die Melodie der Liebe, wie sie in Fiesko's Gattin von diesen Lippen tönte". (Abb. S. 40.)

Becker, Rudolf Zacharias (geb. 8. April 1751 in Erfurt, gest. 28. März 1822 in Gotha) lebte seit 1783 in Gotha als Herausgeber von Zeitschriften. Durch sein „Not- und Hilfsbüchlein für Bauersleute", das 1788 erschien und eine außerordentliche Verbreitung fand, machte er sich verdient um die Volksaufklärung. Schiller lernte ihn im August 1788 im Lengefeldschen Hause in Rudolstadt kennen und bekam eine sehr gute Meinung von dem „stillen, denkenden und dabei edlen Menschen". Im Jahre 1793 war Becker dafür gewonnen, die Denkschrift ins Französische zu übertragen, die Schiller zugunsten Ludwigs XVI. verfassen wollte. Die Vollendung der Schrift wurde jedoch überholt durch die Hinrichtung des Königs. Nach Schillers Tod regte Becker die Stiftung eines Familiengutes für die Schillersche Familie an. Die Theater veranstalteten mit schönem Erfolg Aufführungen zu diesem Zweck, bis der Krieg hindernd dazwischentrat. Die zusammengekommenen Mittel wurden den Hinterbliebenen des Dichters übergeben. (Abb. S. 64.)

Beil, Johann David (geb. 8. März 1754 in Chemnitz, gest. 13. August 1794 in Mannheim) ging vom Studium der Rechtswissenschaft zur Bühne, war Schüler von Ekhof in Gotha und kam nach Aufhebung des dortigen Hoftheaters mit Iffland, Beck und Boeck an das neubegründete Nationaltheater in Mannheim. Beil schrieb wie Iffland und Beck auch Theaterstücke. In der Uraufführung der „Räuber" spielte er zur vollsten Befriedigung Schillers den Schweizer, in „Fiesko" den Mohren, in „Kabale und Liebe" den Musikus Miller. (Abb. S. 28, 40.)

Berlin: Der Russische Hof, vorher Gasthof zur Sonne, in dem Schiller vom 1. bis 17. Mai 1804 wohnte. — Das Schauspielhaus, am 1. Januar 1802 eröffnet, am 29. Juli 1817 abgebrannt. Hier sah Schiller von seinen Dramen am 4. Mai 1804 „Die Braut von Messina", am 6. und 12. „Die Jungfrau von Orleans", am 14. „Wallensteins Tod". — Ifflands Haus am Tiergarten, seine Wohnung von 1801 bis 1814. Hier waren Schiller und seine Frau am 4. und 13. Mai 1804 bei Iffland zu Gast. Unter den Eingeladenen nennt Iffland Zelters, Ungers und Woltmann. Die Einladung erfolgte auf ein Uhr, damit das Theater die Gesellschaft nicht so früh auseinanderscheuche. Abends wurde „Die Braut von Messina" gegeben. Als Schiller in die Loge trat, empfing ihn das volle Haus mit einem Jubel, der nicht enden wollte, und nach Schluß des Schauspiels mußte er durch eine ihn mit lauten Huldigungen begrüßende Gasse wandeln. (Abb. S. 108, 109.)

Bertuch, Friedrich Justin (geb. 30. September 1747 in Weimar, gest. daselbst 3. April 1822) studierte in Jena erst Theologie, dann Rechtswissenschaft. Von 1775 bis 1802 war er Geheimsekretär und Schatullverwalter des Herzogs Karl August. Er war als Schriftsteller und Übersetzer, besonders aus dem Spanischen, tätig. Als unternehmender und gewiegter Geschäftsmann begründete und leitete er die „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung", das „Journal des Luxus und der Moden", das Landesindustriekomptoir und das Geographische Institut in Weimar. Schiller stand seit seinem Eintritt in Weimar in Beziehung zu Bertuch, der ihm 1789 einen günstigen Vertrag mit dem Buchhändler Mauke in Jena vermittelte für die von Schiller herausgegebene Sammlung historischer Memoiren. (Abb. S. 59.)

Bittenfeld bei Marbach, Geburtshaus von Schillers Vater, erbaut 1721 von dessen Vater Johannes Schiller. (Abb. S. 3.)

Blasewitz, das Fährhaus an der Überfahrtstelle nach Loschwitz zu Schillers Zeit. (Abb. S. 49.)

Bode, Johann Joachim Christoph (geb. 16. Januar 1730 in Braunschweig, gest. 13. Dezember 1793 in Weimar) war in seiner Jugend Militärmusiker und bildete sich selbst weiter. Nachdem er in Hamburg Zeitungsredakteur gewesen und mit Lessing eine mit Verlust arbeitende „Buchhandlung der Gelehrten" betrieben hatte, kam er 1778 als Geschäftsführer der Witwe des Grafen Bernstorff nach Weimar. Er schrieb Schauspiele und Lustspiele und übersetzte die beliebtesten Romane von Fielding und Sterne aus dem Englischen. Schiller stand in seiner ersten weimarer Zeit in regem Umgang mit Bode. (Abb. S. 60.)

Boeck, Johann Michael (geb. 1743 in Wien, gest. 28. Juli 1793 in Mannheim) kam von Gotha, wo er nach Ekhofs Tod die Leitung des Hoftheaters bis zu dessen Aufhebung geführt hatte, mit Iffland und anderen Mitgliedern der Truppe 1779 nach Mannheim. Er war der erste Karl Moor und spielte bei den ersten Aufführungen in Mannheim den Fiesko, den Präsidenten Walter und den Marquis Posa. Als Karl Moor „erfüllte er seine Rolle", wie Schiller nach der Aufführung schrieb, der sich den Räuber jedoch groß und hager gedacht hatte. Später beschwerte sich Schiller über Boecks Betragen gegen ihn bei Dalberg, den er bewunderte, daß er mit „einer so reizbaren Menschenklasse" wie die Schauspieler so gut auskomme. (Abb. S. 28.)

Boettiger, Karl August (geb. 8. Juni 1760 in Reichenbach im Vogtland, gest. 17. November 1835 in Dresden) wurde 1791 Direktor des Gymnasiums in Weimar. Als tüchtiger Kenner des Altertums war er Goethe und Schiller in ihren Bestrebungen förderlich. Seine Zudringlichkeit und skrupellose literarische Geschäftigkeit machten ihnen aber den „Magister Ubique" lästig und gründlich zuwider. 1804 ging er nach Dresden, wo er Studiendirektor und zuletzt Oberaufseher der Altertumsmuseen wurde. (Abb. S. 98.)

Boigeol, Georg Friedrich (geb. 29. Dezember 1756 zu Héricourt in Mömpelgard, gest. 17. Februar 1843 in Basel) studierte die

Rechtswissenschaft in der Karlsschule, von der er als Sekretär bei der Regierung in Mömpelgard abging. 1817 wurde er als Regierungsrat in Stuttgart in den Ruhestand versetzt. In der Karlsschule gehörte Boigeol eine Zeitlang zu dem engeren Umgang Schillers. Als er, wie sein Landsmann Scharffenstein, Schiller vorwarf, die Freundschaftsempfindungen in seinen Gedichten seien nur aus Klopstock angelesen und kämen nicht aus seinem Innersten, wandte sich Schiller auch von ihm ab in einem schmerzlich bewegten Antwortschreiben. Während er aber Scharffenstein bekannte, wie heiß er gewünscht habe, ihm gleich zu werden, läßt er Boigeol lesen: „Ich bin ein Jüngling von feinerem Stoff als viele". Der Verkehr mit ihm blieb jedoch nicht dauernd unterbrochen. In einem Brief an Schiller, Paris 1. Oktober 1795, zählt er unter die glücklichsten Stunden seines Lebens diejenigen, welche er mit Schiller in jugendlichem Vertrauen, Achtung und Freundschaft gelebt habe. (Abb. S. 17.)

Bürger, Gottfried August (geb. 31. Dezember 1747 in Molmerswende, gest. 8. Juni 1794 in Göttingen) hatte sich 1774 mit der Ballade „Lenore" eine Stelle unter den ersten Dichtern der Zeit errungen. Mit Schiller, dessen Jugenddichtung zum Teil unter Bürgers Einfluß stand, war er im April 1789 einige Tage in Weimar zusammen. Schiller fand in ihm „einen geraden, ehrlichen Kerl"; der Charakter von Popularität, der in Bürgers Gedichten herrsche, verleugne sich auch nicht in seinem Umgang, und hier wie dort verliere er sich zuweilen ins Platte. Die 1789 erschienene neue Ausgabe von Bürgers Gedichten besprach Schiller im Januar 1791 in der „Allgemeinen Litteraturzeitung". Diese Abhandlung, die zugleich eine Abrechnung Schillers über seine eigene Jugenddichtung wurde, führte zu heftigen Erwiderungen. Bürger sah zuletzt ein, daß er es mit einem Stärkeren zu tun habe, als er selbst sei, und Schiller urteilte später, daß er in seiner Kritik allgemeine Wahrheiten zu unmittelbar auf einen bestimmten Fall angewendet habe. (Abb. S. 60.)

Consbruch, Joh. Friedrich (geb. 21. Mai 1736 in Stuttgart, gest. daselbst 13. September 1810) hatte in Tübingen, Göttingen und Straßburg Medizin studiert und wurde bei der Errichtung der medizinischen Abteilung in der Karlsschule zu Anfang des Jahres 1776 zum Professor für innere Medizin ernannt. Wie seine Kollegen war er ein Anhänger der Boerhaveschen Humoralpathologie, welche die Krankheiten aus den Säften des Körpers herleitete; daneben war er aber auch stark beeinflußt durch die Nervenlehre Brendels, den er in Göttingen gehört hatte. Seine lehrreichen Vorlesungen und sein wohlwollendes Wesen machten ihn bei den Schülern sehr beliebt. Schiller sandte ihm 1789 seine Rede bei Antritt der Professur in Jena mit der Widmung „seinem verehrungswerten Freund und Lehrer". Nach der Aufhebung der Karlsschule widmete sich Consbruch ganz seiner ausgedehnten Praxis, in der er hohes Vertrauen genoß. (Abb. S. 19.)

Conz, Karl Philipp (geb. 28. Oktober 1762 in Lorch, gest. 20. Juni 1827 in Tübingen). Sein Bildungsgang führte ihn durch die niederen Seminare und das tübinger Stift. Von dort aus trat er 1781 in Verbindung mit Schiller, zu dessen kleinen Gespielen er in Lorch gehört hatte. Auf einer literarischen Reise durch Deutschland stand er im Sommer 1792 in Jena mehrere Monate in Verkehr mit Schiller, ebenso wieder während dessen Aufenthalt in der Heimat; er hat darüber später wertvolle Erinnerungen veröffentlicht. Der Plan eines „Griechischen Theaters", das Schiller mit Conz und Nast zusammen herauszugeben gedachte, scheiterte an der Ablehnung Cottas. In Schillers „Neuer Thalia 1792" und in den Musenalmanachen von 1796 bis 1799 ist Conz mit dichterischen Beiträgen vertreten. Als Dichter gehört er der klassizistischen Richtung an; später gewann auch die romantische Richtung Einfluß auf ihn. 1804 wurde er, nachdem er bis dahin Pfarrämter versehen hatte, Professor der alten Literatur in Tübingen, wo Uhland von ihm mannigfache Förderung erfuhr. (Abb. S. 26, 81.)

Cotta, Johann Friedrich, seit 1822 Freiherr Cotta von Cottendorf (geb. 27. April 1764 in Stuttgart, gest. daselbst 29. Dezember 1832) studierte in Tübingen Mathematik und dann die Rechtswissenschaft und übernahm 1787 die 1659 begründete, in letzter Zeit ziemlich zurückgekommene Buchhandlung seines Vaters in Tübingen. Der eifrig auf Ausdehnung seines Verlags bedachte junge Buchhändler benutzte die Anwesenheit Schillers in seiner Heimat, um mit ihm in Verbindung zu kommen. Persönlich lernte er ihn kennen, als Schiller seinen einstigen Lehrer an der Karlsschule, Professor Abel, in Tübingen besuchte. Cotta beabsichtigte, Schiller für eine politische Zeitung in großem Stil zu gewinnen, die er begründen wollte, während Schiller einen Verleger für eine literarische Zeitschrift suchte, die er schon länger geplant hatte. Am 4. Mai 1794, zwei Tage vor Schillers Rückreise nach Jena, besprachen sie auf einem Ausflug von Stuttgart aus ihre Pläne. Die Leitung der politischen Zeitung, die Cotta dann 1798 als „Allgemeine Zeitung" ins Leben rief, lehnte Schiller von Jena aus ab. Cotta übernahm den Verlag der von Schiller angeregten Zeitschrift, die von 1795 bis 1797 unter dem Titel „Die Horen" erschien. Für Cotta war die dadurch eingeleitete Verbindung mit Schiller, die ihm später auch die mit Goethe zuführte, der Ausgangspunkt zu einer glänzenden Entfaltung seines Verlags. Für Schiller bedeutete die Geschäftsverbindung mit Cotta, die sich bald zu einer wahren Freundschaft entwickelte, die endgültige Befreiung von der Unsicherheit seiner Einkommensverhältnisse. Bei Cotta konnte er stets auf ihm erwünschte Anweisungen rechnen. Ohne weiteres bewilligte Cotta stets die Honorarvorschläge Schillers und ging über diese auch hinaus. „Bei Schriftstellern wie Sie", schreibt Cotta am 27. Oktober 1801 an Schiller, „kann das Honorar nie ein Äquivalent für die Arbeit sein und mithin ein Akkord nie die Verbindlichkeiten des Buchhändlers in einem solchen Falle erschöpfen, sobald der Erfolg ihm noch mehr zu tun erlaubt". Schiller aber bekannte im Mai 1798 nach einem Besuche Cottas: „Ich zweifle keinen Augenblick, daß unser Verhältnis, das anfangs bloß durch ein gemeinschaftliches äußeres Interesse veranlaßt wurde und bei näherer Bekanntschaft eine so schöne und edle Wendung nahm, unzerstörbar bestehen wird. Unser Vertrauen ist auf eine wechselseitige Hochschätzung gegründet, die höchste Sicherheit, deren ein menschliches Verhältnis bedarf". Die Freundschaft zwischen den beiden Familien dauerte auch nach Schillers Tode fort. (Abb. S. 81.)

Crusius, Siegfried Lebrecht (geb. 16. Juni 1738 zu Langenhessen bei Zwickau, gest. 1. Okt. 1824 in Leipzig), Buchhändler in Leipzig. In seinem Verlag erschienen von Schiller: Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller, 1788, die jedoch keinen Beitrag von Schiller selbst enthält; Kleinere prosaische Schriften, 4 Bände, 1792—1802; Gedichte, 1. Teil, 1800, 2. Teil 1803. Den Vorschlag von Crusius, von den Gedichten auch eine Prachtausgabe zu veranstalten, nahm Schiller gern auf. Sie sollte eine Auswahl der Gedichte in neuer Anordnung enthalten, die Schiller auch noch vornahm; sein Tod ließ den Plan nicht mehr zur Ausführung kommen. (Abb. S. 60.)

Dalberg, Karl Theodor Anton Maria Freiherr von (geb. 8. Februar 1744 in Mannheim, gest. 10. Februar 1817 in Regensburg), der Bruder von Wolfgang Heribert von Dalberg, wurde 1772 Statthalter des Kurfürsten von Mainz in Erfurt, 1787 Koadjutor des Erzbistums Mainz, 1802 Kurfürst von Mainz, 1806 Fürst-Primas des Rheinbunds, 1810 Großherzog von Frankfurt. Als solcher dankte er 1813 ab und verbrachte seine letzte Lebenszeit als Erzbischof in Regensburg. Dalberg, der sich im politischen Leben durch die Zeitereignisse vor Aufgaben gestellt sah, denen er nicht gewachsen war, und in denen er eine bedauerliche Rolle spielte, stand von 1789 an mit Schiller in dauernder Beziehung. Für den Fall seines Regierungsantritts hatte er schon 1790 in Aussicht genommen, Schiller in Mainz eine Stellung zu geben, in der er jeder äußeren Sorge enthoben wäre und völlig frei schaffen könne. Bei dem Alter des greisen Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz konnte dieser Zeitpunkt in Bälde erwartet werden, und die „mainzischen Aspekte" schwebten Schiller immer vor Augen. Der Regierungswechsel trat aber erst 1802 ein und unter gänzlich veränderten Verhältnissen, da Mainz mit dem linken Rheinufer im Frieden von Lunéville an Frankreich hatte abgetreten werden müssen. So konnte Dalberg sein Wohlwollen für Schiller nur durch erhebliche Geldzuwendungen bekunden, die er ihm in den Jahren 1803 und 1804 zukommen ließ. (Abb. S. 70, 87.)

Dalberg, Wolfgang Heribert Freiherr von (geb. 18. November 1750 in Herrnsheim bei Worms, gest. 28. September 1806 in Karlsruhe) wurde 1778 zum Intendanten des Nationaltheaters in Mannheim ernannt, das er mit einem Stab tüchtiger Kräfte im Oktober 1779 eröffnete. Die Uraufführung der „Räuber" bildete einen Glanzpunkt seiner Theaterleitung. Als Schiller ihm aber mitteilte, daß er wegen seiner zweiten ohne Urlaub unternommenen Reise nach Mannheim von Herzog Karl mit Arrest bestraft worden

sei, gab Dalberg keine Antwort, und nach der Flucht Schillers vermied er jegliche Berührung mit dem jungen Dichter, der sich dadurch in allen Hoffnungen auf seinen „Fiesko“ getäuscht sah und in bitterste Not geriet. Erst als Dalberg sicher war, daß von Herzog Karl keine Ungelegenheit wegen des Flüchtlings zu besorgen sei, knüpfte er im März 1783 wieder mit Schiller an, der dann vom 1. September an auf ein Jahr als Theaterdichter in Mannheim angestellt wurde. Dieses Verhältnis Schillers zur mannheimer Bühne ließ Dalberg stillschweigend ausgehen, nachdem Iffland als Verfasser eines so zugkräftigen Stückes wie sein „Verbrechen aus Ehrsucht“ hervorgetreten war, der noch ein übriges tat, um sich bei Dalberg ins rechte Licht zu setzen und Schiller zu verdrängen. Dalberg schrieb und übersetzte auch selbst Theaterstücke. (Abb. S. 39.)

Dannecker, Johann Heinrich (geb. 15. Oktober 1758 in Stuttgart, gest. daselbst am 8. Dezember 1841) war der Sohn eines herzoglichen Vorreiters. Auf seinen eigenen Wunsch wurde er 1771 in die Karlsschule aufgenommen und gehörte dort später zu dem engeren Freundeskreise Schillers. Gleichzeitig mit diesem ging er 1780 von der Anstalt ab als Hofbildhauer. Zu seiner weiteren Ausbildung war er mit einem Reisestipendium des Herzogs 1783 bis 1785 in Paris, dann bis 1790 in Rom. Nach seiner Rückkehr wurde er Professor der Bildhauerei an der Karlsschule, 1829 Direktor der neu begründeten Kunstschule. Unter seinen Werken sind in erster Linie die Ariadne auf dem Panther zu nennen, die sich in Frankfurt befindet, und die Gruppe der Wasser- und der Wiesennymphe am Anlagensee in Stuttgart, außerdem ausgezeichnete Büsten, wie die Lavaters, sein Selbstbildnis und vor allem die Büste Schillers. Zu dieser saß ihm Schiller im Frühjahr 1794 in Stuttgart. Der Abguß des Modells, nach dem er sie später in Marmor ausführte, befindet sich im Schiller-Nationalmuseum in Marbach. Die lebensgroße Marmorbüste wurde 1805 vollendet; sie ging in den Besitz von Schillers Witwe über und ist jetzt in der Landesbibliothek in Weimar. Auf die Nachricht von Schillers Tod schrieb Dannecker an Wilhelm von Wolzogen: „Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben. Ich will eine Apotheose“. Die Kolossalbüste wurde 1810 in Marmor vollendet; in ihr sind die Spuren des Leidens in Schillers Antlitz getilgt und alles ist vergeistigt. Leider hat der Künstler in hohem Alter bei abnehmenden geistigen Kräften die auf die Schultern herabhängenden Locken bis auf bloße Strähnen weggemeißelt und den Eindruck des herrlichen Werkes, das sich jetzt im Museum der bildenden Künste in Stuttgart befindet, dadurch geschädigt. Doch ist die ursprüngliche Gestaltung in Gipsabgüssen erhalten. (Abb. S. 17, 79.)

Dresden, Körners Wohnhaus, wo auch Schiller öfter wohnte, auf dem Kohlenmarkt, jetzt Körnerstraße 4, Körnermuseum. (Abb. S. 100.)

Drück, Friedrich Ferdinand (geb. 9. Dezember 1754 in Marbach am Neckar, gest. 27. April 1807 in Stuttgart) wurde 1779, 2 Jahre nachdem er im tübinger Stift das theologische Studium beendet hatte, Professor an der Karlsschule und war dort einer der besten und beliebtesten Lehrer in Geschichte, Geographie und den alten Sprachen, die er in neuhumanistischem Geiste behandelte. Drücks Virgilerklärung gab Schiller wohl den Anlaß zu seiner Übertragung eines Abschnittes aus dem 1. Buch der Äneide, die unter dem Titel „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meer“ 1780 im Novemberheft von Haugs „Schwäbischem Magazin“ erschien. Von der Aufhebung der Karlsschule bis zu seinem Tode war Drück Professor am Gymnasium in Stuttgart. (Abb. S. 19.)

Einsiedel, Friedrich Hildebrand von (geb. 30. April 1750 in Lumpzig bei Altenburg, gest. 9. Juli 1828 in Weimar) studierte die Rechtswissenschaft, wurde 1775 Kammerherr der Herzogin Anna Amalia, 1803 Oberhofmeister und lebte zuletzt in Jena als Appellationsgerichtspräsident. Einsiedel kam Schiller in seiner ersten weimarer Zeit freundlich entgegen. Er übersetzte Dramen von Terenz und Plautus, die seit 1801 in Weimar mit Masken aufgeführt wurden. (Abb. S. 57.)

Elwert, Immanuel Gottlieb (geb. 6. März 1759 in Cannstatt, gest. daselbst 27. November 1811) war der Sohn des Leibmedikus Johann Friedrich Elwert, der 1780 bis 1782 in ärztlichen Angelegenheiten der Vorgesetzte des Regimentsmedikus Schiller war. In Ludwigsburg Schillers Schulkamerad, studierte Elwert später mit ihm zusammen Medizin in der Karlsschule. Von 1784 bis zu seinem Tode war er Arzt in seiner Vaterstadt. Als Schiller und Elwert sich bei Schillers Besuch in der Heimat wiedersahen, erinnerte ihn Schiller, wie Elwert berichtet, an ein Erlebnis aus ihrem 9. oder 10. Lebensjahr. Für das Katechismusaufsprechen in der Kinderlehre hatte jeder zwei Kreuzer bekommen. Vergeblich suchten sie auf dem Schlößchen Harteneck und dann im benachbarten Neckarweihingen sich für ihren Reichtum an einer kalten Milch mit Brot zu laben, bis sie endlich im letzten Wirtshaus eine erhielten. Auf dem Heimweg stieg Schiller auf einen Hügel, von dem man beide Orte übersehen konnte, segnete das Wirtshaus, in dem sie freundlich gespeist worden waren, und verfluchte Harteneck und die übrigen neckarweihinger Wirtshäuser mit „poetisch prophetischer Emphase“. (Abb. S. 20, 80.)

Epp, Franz Anton, gest. 1805, dessen herrlichen Tenor Iffland rühmt, war 1782 noch Anfänger und wurde auch im Schauspiel verwendet. (Abb. S. 28.)

Erhard, Johann Benjamin (geb. 8. Februar 1766 in Nürnberg, gest. 28. November 1827 in Berlin) studierte Medizin, widmete sich aber auch der Philosophie und brachte den Winter 1790/91 in Jena zu, das damals ein Hauptsitz der Kantischen Philosophie war. Hier stand er in regem Verkehr mit Schiller, der 1791 und 1793 in seiner „Thalia“ Erhards Gespräch „Mimer und seine jungen Freunde“ veröffentlichte. Nach einer größeren Reise, die ihn nach Kopenhagen in den Kreis von Baggesen und Graf Schimmelmann und dann nach Königsberg zu Kant führte, ließ er sich in Nürnberg als Arzt nieder. Auf seiner Reise in die Heimat besuchte ihn Schiller dort im August 1793. Schiller schätzte ihn sehr und lud ihn zur Mitarbeit an den „Horen“ ein, die 1795 eine Abhandlung von Erhard brachten. 1799 siedelte er nach Berlin über, wo er als Arzt gesucht war und als Obermedizinalrat starb. (Abb. S. 70.)

Ettersburg, Lustschloß am Ettersberg bei Weimar. In die Waldeinsamkeit von Ettersburg zog sich Schiller vom 15. Mai bis 2. Juni 1800 zurück, um die „Maria Stuart“ zu vollenden, die am 14. Juni aufgeführt wurde. (Abb. S. 96.)

Fernow, Karl Ludwig (geb. 19. November 1763 in Blumenhagen in der Uckermark, gest. 3. Dezember 1808 in Weimar) hatte sich von der Malerei, der er sich zuerst widmete, der Kunstwissenschaft zugewandt. Er kam 1803 von Rom, wo er mit Humboldt und Reinhart befreundet war, nach Weimar. Vorübergehend war er Professor der Kunstgeschichte in Jena, 1804 wurde er Bibliothekar der Herzogin Anna Amalia. Mit Schiller stand Fernow, dessen Gegenwart Goethe „erfrischend und belehrend“ empfand, in der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens in regem Verkehr. (Abb. S. 111.)

Fichte, Johann Gottlieb (geb. 19. Mai 1762 in Rammenau in der Oberlausitz, gest. 27. Januar 1814 in Berlin) wurde 1794 als Nachfolger Reinholds Professor der Philosophie in Jena. Mit Niethammer zusammen gab er dort das „Philosophische Journal“ heraus. Ein Aufsatz in dieser Zeitschrift gab 1798 Anlaß zu dem sog. Atheismusstreit, infolge dessen Fichte Jena verließ. Im Winter 1807/08 hielt er im Akademiegebäude in Berlin seine „Reden an die deutsche Nation“. Bei der Begründung der Universität Berlin 1809 war Fichte unter den ersten an sie berufenen Lehrern. Schiller begrüßte freudig, daß Fichte, den er in Tübingen persönlich kennengelernt hatte, nach Jena kam. Dort standen beide in regem Verkehr, und Schiller wußte die Bedeutung dieses selbständigen Geistes zu würdigen, wenn ihn auch Härten und Mängel in Fichtes Wesen abstießen. In den „Horen“ erschien von Fichte 1795 ein Beitrag; die Ablehnung eines anderen Aufsatzes im Juni 1795 führte zu einer Auseinandersetzung zwischen Schiller und Fichte. Doch fanden sie sich wieder, und bei dem Streit, der für Jena den Verlust Fichtes zur Folge hatte, war Schiller zwar nicht einverstanden mit der Art von Fichtes Vorgehen, trat aber entschieden für die Freiheit der Forschung ein. Nach Schillers Tod bekannte Fichte, in Schiller sei ihm ein Glied seiner geistigen Existenz abgestorben. (Abb. S. 86.)

Frank, Georg, 1780—1812 Schauspieler in Mannheim, war früher Balletttänzer gewesen und hatte 1783 den angehenden Schauspielerinnen Karoline Ziegler (Beck) und Katharina Baumann Tanzunterricht zu geben. In den „Räubern“ spielte er den Schufterle, in „Fiesko“ den Maler Romano. (Abb. S. 28.)

Frankh, Luise Dorothea Katharina (geb. 23. Januar 1766 in Lorch, gest. 14. September 1836 in Möckmühl), Schillers Schwester, vermählte sich im Oktober 1799 mit dem Pfarrer Johann Gottlieb Frankh (1760—1834), seit 1805 Stadtpfarrer in Möckmühl.

Sie hat Rätsel in Versen verfaßt und sich auch in Gedichten versucht. In ihrem Pfarrhause zu Cleversulzbach verbrachte Schillers Mutter in treuer Pflege ihre letzte Krankheitszeit. (Abb. S. 75.)

Friedrich Christian, Erbprinz, seit 1794 Herzog zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (geb. 28. September 1765 in Augustenburg, gest. daselbst 14. Juni 1814) war durch Baggesen, der ihm den „Don Karlos" vorlas, zu einem Verehrer Schillers geworden. Bei einem Kuraufenthalt in Karlsbad wurde er durch die ebenfalls dort weilende Dora Stock, die Schwägerin Körners, mit Schillers Verhältnissen bekannt, über die ihm dann Reinhold bei einem Besuch in Jena noch weitere Mitteilungen machte. Auf neuere Nachrichten Reinholds an Baggesen über Schillers Lage und Befinden schrieb der Prinz am 27. November 1791 an Schiller den denkwürdigen Brief, in dem er gemeinschaftlich mit dem Grafen Schimmelmann Schiller auf drei Jahre eine Zuwendung von jährlich tausend Talern anbot. „Die Unabhängigkeit und Muße", schrieb Schiller 1796 an den Herzog, „welche ich bisher Ihrer Freigebigkeit verdankte, haben es mir möglich gemacht, trotz einer äußerst zerrütteten Gesundheit, meine Kräfte auf einen bedeutenden Zweck mit Beharrlichkeit hinzurichten und soviel für meine eigene Bildung zu tun, als die Grenzen meiner Kräfte erlaubten. Ohne Ihre großmutvolle Unterstützung hätte ich entweder diesen Zweck aufgeben oder demselben unterliegen müssen". Das Zeichen seines Dankes waren die Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen", die zuerst an Friedrich Christian gerichtet waren und dann, umgearbeitet und erweitert, in den „Horen" erschienen. (Abb. S. 72.)

Genast, Anton (geb. 1765 in Trachenberg, gest. 4. März 1831 in Weimar) ging vom Studium der Theologie zur Bühne über. 1791 kam er an das neuerrichtete Hoftheater in Weimar, wo er in kleineren Rollen und hauptsächlich als Spielleiter tätig war. Bei der Uraufführung von „Wallensteins Lager" spielte er den Kapuziner. (Abb. S. 107.)

Gern, Johann Georg (geb. 20. März 1757 in Rottendorf bei Würzburg, gest. 11. März 1830 in Berlin), ein tüchtiger Bassist und guter Darsteller, war von 1780 bis 1795 am mannheimer Theater, dann in München, und ging 1801, in welchem Jahr er auch in Weimar auftrat, nach Berlin. Bei der Uraufführung der „Räuber" spielte er die Magistratsperson, in welche der Pater durch Dalberg umgewandelt worden war. (Abb. S. 28.)

Gleichen-Rußwurm, Emilie Freifrau von (geb. 25. Juli 1804 in Jena, gest. 25. November 1872 auf Schloß Greifenstein ob Bonnland), das jüngste Kind Schillers, vermählte sich 1828 mit Adalbert Freiherrn von Gleichen-Rußwurm. Auf ihrem Schloß Greifenstein in Unterfranken, in dem Schiller bei seiner Reise in die Heimat einst Nachtquartier genommen hatte, pflegte sie treu das Gedächtnis ihres Vaters, auch durch Förderung von Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß. Ihr Sohn Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm (1836 bis 1901) war ein angesehener Landschaftsmaler; dessen Sohn Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm, geboren 6. November 1865, vermählt mit Sonja Freiin von Thienen-Adlerflycht, hat sich als feinsinniger Schriftsteller und Dichter bekannt gemacht. (Abb. S. 117.)

Gleichen-Rußwurm, Friederike Sophie Dorothea Freifrau von (geb. 14. Mai 1765, gest. 1852), geb. von Holleben, war von Jugend auf eine vertraute Freundin von Schillers Frau. 1789 wurde sie die Gattin des Folgenden. Wie ihr Sohn Adalbert Patenkind von Schiller war, so wurde sie Patin von Schillers Tochter Karoline. (Abb. S. 63.)

Gleichen-Rußwurm, Wilhelm Heinrich Karl Freiherr von (geb. 22. Dezember 1765, gest. 31. Oktober 1816) lebte in Rudolstadt und war nahe befreundet mit der Lengefeldschen Familie, in der Schiller ihn kennenlernte. Als persönlicher Bekannter Cagliostros und Eingeweihter in geheime Gesellschaften konnte er Schiller Anregungen für seinen „Geisterseher" geben. Auch philosophische Fragen bildeten oft den Gegenstand der Unterhaltung. Im Mai 1789 vermählte er sich mit Friederike von Holleben. Ihr Sohn Adalbert (1803—1887) wurde 1828 der Gatte von Schillers Tochter Emilie. (Abb. S. 63.)

Göchhausen, Luise von (geb. 1752 in Eisenach, gest. 7. September 1807 in Weimar), seit 1783 Hofdame der Herzogin-Mutter Anna Amalia von Weimar, war eine kleine verwachsene und gutmütig-mokante Person, die mit ihrem geistreich-witzigen Wesen viel zur Unterhaltung der Hofgesellschaft beitrug. Einer Abschrift, die sie von Goethes Niederschrift nahm, ist die Erhaltung des „Urfaust" zu verdanken. (Abb. S. 56.)

Gohlis, jetzt zu Leipzig gehörend, zu Schillers Zeit beliebter Sommeraufenthalt der Leipziger. Schiller weilte hier vom Mai 1785 bis zu seiner Übersiedelung nach Dresden im August. Er bewohnte die zwei Zimmer im oberen Stockwerk des Hauses, das im alten Zustand erhalten ist (jetzt Menckestraße 42); unten wohnte Göschen. (Abb. S. 46.)

Göritz, Ludwig Friedrich (geb. 29. März 1764 in Stuttgart, gest. 5. Mai 1823 in Aalen), Theologe, zuletzt Dekan in Aalen, kam als Hofmeister von Karl von Fichard nach Jena und nahm mit diesem und einigen jungen Freunden Schillers an dem gemeinsamen Mittags- und Abendtisch bei den Jungfern Schramm teil, an dem Schiller und seine Frau bis 1793 ihre Mahlzeiten einnahmen. Charlotte Schiller war Göritz der am wenigsten Sympathische des Kreises; sie bezeichnete ihn als eine gutmütige aber leichtsinnige Natur. Nach seinem Tode erschienen Erinnerungen von ihm an jene Zeit. (Abb. S. 70.)

Göschen, Georg Joachim (geb. 22. April 1752 in Bremen, gest. 5. April 1828 in Hohenstädt) begründete 1785 in Leipzig seine Verlagsbuchhandlung mit Unterstützung Körners, der ihm Mittel zur Verfügung stellte. Mit Schiller wurde er in Gohlis, wo sie im gleichen Hause wohnten, persönlich bekannt. Er verlegte Schillers „Thalia", „Neue Thalia", den „Geisterseher" und den „Don Karlos"; für Göschens „Historischen Kalender für Damen auf die Jahre 1791 bis 1793" schrieb Schiller seine „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges". Auf den Plan Schillers, eine große literarische Zeitschrift herauszugeben, ging Göschen nicht ein. Cotta, zu dem Schiller bei seinem Aufenthalt in der Heimat in Beziehung trat, nahm diesen Plan auf, der dann in den „Horen" verwirklicht wurde, und gewann dadurch Schiller für seinen Verlag. Die Verstimmung Göschens über diese Wendung ließ auch das persönliche Verhältnis zwischen ihm und Schiller erkalten; doch standen sie von 1798 an wieder in freundlichen Beziehungen. Auf der Rückreise von Dresden im September 1801 besuchte ihn Schiller in seinem Landhause in Hohenstädt bei Grimma. (Abb. S. 46.)

Goethe, Christiane Johanna Sophie von (geb. 1. Juni 1765 in Weimar, gest. daselbst 6. Juni 1816), Tochter des Amtsarchivars Vulpius. Goethe nahm sie im Juli 1788 in sein Haus auf; am 25. Dezember 1789 wurde sie Mutter seines Sohnes August. An die Gräfin Schimmelmann, die sich das Verhältnis Goethes zu Christiane nicht zurechtlegen konnte, schrieb Schiller im November 1800, dieses Verhältnis, in das Goethe „durch eine unglückliche Ehescheu" geraten sei, hänge „mit einem sehr edlen Teil seines Charakters" zusammen. Als nach der Schlacht von Jena plündernde Franzosen in Goethes Schlafzimmer drangen und sein Leben bedrohten, rief sie Hilfe herbei und brachte die Eindringlinge hinaus. Nunmehr kam er zu dem Entschluß, die Frau, „die diese Stunden der Prüfung mit ihm durchlebt, völlig und bürgerlich als die Seine anzuerkennen", und ließ am 19. Oktober 1806 seiner „Gewissensehe" die kirchliche Weihe geben. (Abb. S. 95.)

Goethe, Johann Wolfgang von (geb. 28. August 1749 in Frankfurt a. M., gest. 22. März 1832 in Weimar), seit 7. November 1775 in Weimar. Schiller sah Goethe, der den dichterisch angeregten Jünglingen in der Karlsschule, wie Scharffenstein berichtet, „ihr Gott" war, zum erstenmal im Dezember 1779, als der Herzog Karl August von Weimar in Begleitung Goethes auf der Rückreise von der Schweiz sich einige Tage in Stuttgart aufhielt. Beide wohnten am 12. Dezember der Rede bei, mit welcher Herzog Karl von Württemberg die öffentlichen Prüfungen der Karlsschule abzuschließen pflegte. Am 14. Dezember, dem Stiftungstag der Karlsschule, führte der Herzog seine Gäste durch die Schlaf- und die Lehrsäle der Anstalt und schaute mit ihnen dem Mittagsmahl der Zöglinge zu. Gegen Abend fand im Weißen Saal des neuen Schlosses die Preisverteilung statt, bei welcher Schiller aus der Hand seines Herzogs drei Preise in der Medizin entgegennehmen durfte. Während der Preisverteilung stand Karl August zur Rechten des Herzogs, Goethe zu seiner Linken. — Das erste Zusammensein Schillers mit Goethe ergab sich, als Goethe von Kochberg aus, wo er bei Frau von Stein auf Besuch war, am 7. September 1788 mit der Familie von Stein und der Frau Herders einen Tag im Beulwitzischen Hause zu Rudolstadt verbrachte. Diese Begegnung hatte keine näheren Beziehungen zwischen Goethe und Schiller zur Folge. Zu diesen führte erst die Ein-

ladung Schillers an Goethe zur Mitarbeit an den „Horen“ und die Aussprache nach der Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena im Juli 1794, vor allem aber der Brief Schillers an Goethe vom 23. August 1794. (Abb. S. 15, 61, 91, 95.)

Gotter, Friedrich Wilhelm (geb. 3. September 1746 in Gotha, gest. daselbst 18. März 1797) studierte die Rechtswissenschaft und lebte von 1772 an als Geheimsekretär in Gotha. Gotter entfaltete eine reiche literarische Tätigkeit. Als eifrigem Vertreter des französischen Geschmacks war ihm ein Stück wie die „Räuber“ ein Greuel. Eine Posse von Gotter, „Der schwarze Mann“, in der die dichterischen Genies verspottet werden und ein Theaterdichter Flickwort eine klägliche Rolle spielt, wurde im August 1784 in Mannheim aufgeführt und von Iffland, der den Flickwort gab, auf Schiller hinausgespielt, um dessen Stellung weiter zu untergraben. Bald nach seiner Ankunft in Weimar machte Schiller die persönliche Bekanntschaft Gotters. Im Kreise der Herzogin Anna Amalia las Gotter damals, in Abwesenheit Schillers, den „Don Karlos“ vor, den er abfällig beurteilte, und Schiller vermutete, daß Gotter ihm damit bei der Herzogin habe schaden wollen. In seiner Not, den letzten Jahrgang der „Horen“ zu füllen, nahm Schiller das ihm zugegangene Singspiel „Die Geisterinsel“ auf, das Gotter hinterlassen hatte, und zwang so Gotter, „der lebend nichts mit den Horen zu tun haben wollte, noch tot darin zu spuken“. (Abb. S. 59.)

Graff, Anton (geb. 18. November 1736 in Winterthur, gest. 22. Juni 1813 in Dresden) lebte als Hofmaler in Dresden. Schiller saß dem hervorragenden Bildnismaler nach Minna Körners Mitteilung etwa viermal und machte ihm viel zu schaffen, da er nicht lange stillhielt. Das Bild wurde erst 1791 vollendet, vier Jahre nach Schillers Weggang von Dresden. Körner, der es 1794 erwarb, hielt den oberen Teil des Bildes für gut, zum unteren Teil hätte Schiller aber doch wieder sitzen sollen. Jetzt sei er zu unbestimmt. (Abb. S. 51.)

Graff, Johann Jakob (geb. 23. September 1768 in Köln, gest. 20. März 1848 in Weimar) wandte sich vom Studium der Theologie zur Bühne und kam 1793 an das Hoftheater in Weimar, an dem er bis 1841 tätig blieb. Graff, ein trefflicher, gebildeter Schauspieler, war der erste Wallenstein. Eine volle, tiefe Stimme und ein gefühlter, aus dem Innern dringender Ton trugen dazu bei, seine Leistung in dieser Rolle zu erhöhen. Schiller schrieb ihm nach den ersten Aufführungen der „Piccolomini“, seine Darstellung habe ihm recht große Freude gemacht; nicht so leicht werde es einem andern werden, ihm den Wallenstein nachzuspielen. (Abb. S. 106.)

Grammont, Joseph Friedrich (geb. 11. September 1759 in Mömpelgard (Montbéliard), gest. 29. Dezember 1819 in Stuttgart) war einer der zahlreichen Zöglinge aus dem bis 1793 zu Württemberg gehörenden Mömpelgard, die in der Karlsschule ihre Ausbildung erhielten. Am 11. Juni 1780 vertraute er Schiller an, daß er entschlossen sei, diese Welt zu verlassen, und bat ihn, ihm einen „Schlaftrunk“ zu verschaffen. Schiller beredete ihn, sich krank zu melden. Der von schwerer Melancholie Ergriffene erfuhr die sorgfältigste Pflege. In der Krankenstube hatte ständig einer der Kandidaten der Medizin um ihn zu weilen und ihn zu beobachten. Von den darüber erstatteten 34 Tagesberichten sind sieben von Schiller. Sie zeigen, mit welchem lebhaften psychologischen Interesse er die wechselnden Zustände des Kranken verfolgte, aber auch wie verständnisvoll er als Arzt wie als Freund sich seiner Aufgabe widmete. Im Dezember wurde Grammont in seine Heimat entlassen, wo er langsam von seinem Gemütsleiden genas. Von 1808 bis zu seinem Tode war er Professor der französischen Sprache am Gymnasium in Stuttgart. (Abb. S. 20.)

Graß, Karl Gotthard (geb. 8. Oktober 1767 zu Serben in Livland, gest. 22. Juli 1814 in Rom). Der Sohn eines baltischen Geistlichen, sollte sich Graß in Jena 1787–1791 ebenfalls für den geistlichen Stand vorbereiten. Seine Neigungen zogen ihn jedoch zur Malerei und Poesie. In Jena gehörte er zu dem Kreise junger Männer, die sich um Schiller scharten und aus dem Umgang mit ihm bestimmende Einwirkungen empfingen. „Schiller, welch ein Mann ist das – welches singuläre Gefühl in allem, was er denkt, und wie groß ist alles gedacht“, schreibt er einmal in sein Tagebuch. Auf einer Reise im Jahr 1790 besuchte er die Eltern Schillers auf der Solitude und ging auch nach Marbach, wohl der erste, der als Verehrer Schillers dessen Vaterstadt aufsuchte, wo er sich nach Zügen aus Schillers Kindheit erkundigte. 1803 ging er nach Rom; dort verkehrte er auch im Humboldtischen Hause. Die Zwiespältigkeit seiner künstlerischen Anlage brachte es mit sich, daß er weder als Maler noch als Dichter zu voller Entwicklung seiner Fähigkeiten gelangte. Wenige Wochen vor seinem Tode gab Schiller dem Suchenden in warmer Teilnahme den Rat, sich für die eine oder die andere Kunst zu entscheiden und, wenn seine Neigung zur Dichtung stärker sei, Italien zu verlassen und in Deutschland deutsche Poesie zu treiben. (Abb. S. 70.)

Griesbach, Friederike Juliane (geb. 28. April 1755 in Bückeburg, gest. 1832 in Jena), geb. Schütz, 1775 vermählt mit dem Folgenden. Nach seinem ersten Bekanntwerden mit Griesbachs im August 1787 heißt Schiller sie eine sehr gescheite, wahre und natürliche Person mit viel Lebhaftigkeit. In der Zeit seiner stillen Verlobung wurde die neugierige Vertraulichkeit der redseligen Frau, die seit einem nicht bekannten Vorkommnis in den Briefen „der Lorbeerkranz“ genannt wird, von Schiller und Lotte als lästig empfunden und viel über sie gespöttelt. Später gestaltete sich der Verkehr zwischen den beiden Familien recht herzlich und dauerte auch nach Schillers Tode fort. Die Herzensgüte und praktische Tüchtigkeit der Hausgenossin Griesbach erprobte sich besonders bei der schweren Erkrankung von Schillers Frau im Oktober und November 1799. „Nur die Griesbachin wurde noch von ihr gelitten,“ schrieb Schiller nach Lottes Genesung, „und diese hat uns in diesem großen Elend erstaunliche Dienste getan“. Eines der wenigen Gelegenheitsgedichte Schillers ist ein seinem kleinen Sohn Karl in den Mund gelegter Geburtstagsgruß für Frau Griesbach. Einer der letzten Briefe Schillers ist an sie gerichtet. Nach seinem Hingang äußerte sie, Tausende werden ihn beweinen, „aber die meisten denken sich den großen Mann, wir aber beweinen den guten“. (Abb. S. 68.)

Griesbach, Johann Jakob (geb. 4. Januar 1745 in Butzbach in Hessen-Darmstadt, gest. 24. März 1812 in Jena) studierte Theologie in Tübingen, Halle und Leipzig, wurde 1773 Professor der Theologie in Halle, 1775 in Jena, wo er bis zu seinem Tode als geschätzter Lehrer wirkte. Besondere Verdienste erwarb er sich durch seine textkritischen Arbeiten zum Neuen Testament. Schiller lernte ihn 1787 kennen bei seinem ersten Besuch in Jena. In Griesbachs Hörsaal, dem größten in Jena, hielt Schiller am 26. Mai 1789 seine Antrittsvorlesung. Von April 1795 bis Dezember 1799 wohnte Schiller in dem schönen Hause Griesbachs am Löbdergraben, von 1797 an nur in den Wintermonaten. (Abb. S. 68, 86, 87.)

Großmann, Gustav Friedrich Wilhelm (geb. 30. November 1743 in Berlin, gest. 20. Mai 1796 in Hannover) studierte die Rechtswissenschaft, ging 1775 in Gotha auf die Bühne und schrieb eine Anzahl Lustspiele und Familiengemälde. Als Direktor des kurfürstlichen Theaters in Bonn brachte er am 20. Juli 1783 Schillers „Fiesko“ in der von Dalberg abgelehnten Fassung zur Uraufführung. Auch in Frankfurt führte er im Oktober das Stück mit seiner Truppe in dieser Gestalt auf, ehe es in Mannheim, in der umgearbeiteten Form, zum erstenmal gespielt wurde. Unter seiner Leitung erlebte in Frankfurt „Kabale und Liebe von Friedrich Schiller, Verfasser der Räuber“ am 13. April 1784 ebenfalls die Uraufführung, zwei Tage vor der ersten Aufführung in Mannheim. Am 3. Mai 1784 wohnte Schiller einer Aufführung von „Kabale und Liebe“ durch Großmann in Frankfurt bei. (Abb. S. 40.)

Haide, Friedrich (geb. 1771 in Mainz, gest. 1832 in Weimar) hatte Medizin studiert, ehe er Schauspieler wurde. 1793 kam er an das weimarer Hoftheater. Bei den Uraufführungen spielte er in „Wallensteins Lager“ den 1. Küraſſier, in „Maria Stuart“ den Melvil, in der „Braut von Messina“ den Don Cesar, in „Wilhelm Tell“ die Titelrolle. (Abb. S. 106.)

Hardenberg, Friedrich Leopold Freiherr von (geb. 2. Mai 1772 zu Oberwiederstedt im Mansfeldischen, gest. 25. März 1801 in Weißenfels) schloß sich in Jena, wo er von Herbst 1790 bis 1791 studierte, aufs engste an Schiller an. „Ein Wort von Ihnen“, schrieb er bei seinem Abgang von Jena an Schiller, „entzündete tausend andere Funken in mir. Ihr freundschaftliches Herz, Ihre ganze Individualität, der ich so nah mich wußte, wäre genug gewesen, um Jena mir angenehm und unvergeßlich zu machen“. Auch in einem Brief an Reinhold aus derselben Zeit gab er seiner Verehrung für Schiller in tief empfundenen Worten Ausdruck: „Stolzer schlägt mein Herz, denn dieser Mann ist ein Deutscher!“

Die Freundschaft, die er in Leipzig mit dem gleichaltrigen Friedrich Schlegel schloß, brachte ihn in rege Beziehungen zu dessen Kreisen, wie er auch mit seinen Dichtungen der romantischen Schule zugehört. Ein Lungenleiden raffte den Vielversprechenden, der sich als Dichter Novalis nannte, früh hinweg. (Abb. S. 71.)

Harteneck bei Ludwigsburg, siehe Elwert. (Abb. S. 6.)

Hartwig, Friederike (geb. 1774, gest. 1849), geb. Werther, Schauspielerin bei der Secondaschen Theatergesellschaft in Dresden und Leipzig, die erste Jungfrau von Orleans. Goethe urteilte, der Naturalismus könne nicht weitergehen als auf dem leipziger Theater, das er im Frühjahr 1800 besuchte, und Schiller meinte, kurz nachdem er die Hartwig als Johanna gesehen hatte, den Naturalismus könne man sich da gefallen lassen, wo die Natur der Darstellerin graziös und edel sei, „aber bei gemeinen Naturen muß es unausstehlich sein, wie wir in Leipzig bei der Vorstellung der Jungfrau von Orleans gesehen haben". (Abb. S. 103.)

Haug, Balthasar (geb. 4. Juli 1731 in Stammheim bei Calw, gest. 3. Januar 1792 in Stuttgart) war nach seiner Ausbildung im tübinger Stift zunächst Pfarrer, wurde 1766 Professor am stuttgarter Gymnasium, 1776 zugleich Professor für deutschen Stil an der Karlsschule. 1779 hielt er für die Kameralisten und Mediziner, darunter auch Schiller, eine Vorlesung über „Deutsche Sprache, Schreibart und Geschmack". Als Dichter ohne Bedeutung, hat Haug durch seine den Wissenschaften und Künsten gewidmete Zeitschrift, die 1775 bis 1780 den Titel „Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen" führte, vielfach anregend gewirkt. Im Oktoberheft dieser Zeitschrift erschien 1776 erstmals ein Gedicht Schillers im Druck, „Der Abend", mit der Beifügung von Haug, es dünke ihm, der Verfasser, den er mit Sch. bezeichnete, habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum, einen Mund, der Großes verkünden wird. Im Märzheft des nächsten Jahres brachte das Magazin ein weiteres Gedicht von Schiller, „Der Eroberer". (Abb. S. 18.)

Haug, Johann Christoph Friedrich (geb. 9. März 1761 in Niederstotzingen, gest. 30. Januar 1829 in Stuttgart), der Sohn Balthasar Haugs, besuchte zugleich mit Schiller die Lateinschule in Ludwigsburg, jedoch in einer jüngeren Klasse als dieser, trat 1775 in die Karlsschule ein, wo er die Rechtswissenschaft studierte und mit seiner dichterischen Anlage und seiner sprudelnden Laune ein willkommenes Glied des Kreises um Schiller wurde. Nach Abschluß seines Studiums wurde er 1783 Sekretär beim Geheimen Ratskollegium; von 1816 bis zu seinem Tode war er Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. Bei Schillers Besuch in der Heimat vermittelte Haug dessen Verbindung mit Cotta. Gedichte von ihm erschienen in Schillers und vielen anderen Musenalmanachen; seine Begabung wies ihn vor allem auf das Gebiet des Epigramms. (Abb. S. 80.)

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (geb. 27. August 1770 in Stuttgart, gest. 14. November 1831 in Berlin) studierte zugleich mit Hölderlin und Schelling im tübinger Stift Theologie und Philosophie, wurde 1801 Privatdozent und 1805 Professor in Jena, zuletzt Professor in Berlin, wo ihn die Cholera hinwegraffte. Schiller hat die Bedeutung des jungen Dozenten in Jena alsbald erkannt; in einem Brief an Wilhelm von Humboldt spricht er von ihm als einem gründlichen philosophischen Kopf. (Abb. S. 91.)

Heideloff, Viktor Wilhelm Peter (geb. 29. Juni 1757 in Stuttgart, gest. daselbst 11. Mai 1817) war 1771 bis 1780 in der Karlsschule, wo die Maler Guibal und Harper seine Lehrer waren. Heideloff gehörte zu dem Kreise von Mitschülern, denen Schiller bei einem Spaziergang im Bopserwald bei Stuttgart aus den „Räubern" vorlas, und hat diese Szene in seinem Skizzenbuch festgehalten. 1780 führte er zusammen mit Hetsch die von Guibal entworfenen Deckengemälde im Speisesaal der Karlsschule aus. Von ihm sind die von seinem Bruder Nikolaus in Kupfer gestochene Zeichnung des Festakts bei der Erhebung der Militärakademie zur Hohen Karlsschule, das Bild des Herzogs Karl in Hohenheim, das der Solitude in ihrer Glanzzeit und eine Reihe Zeichnungen der Gartenanlagen und Gebäude in Hohenheim. Mit Unterstützung des Herzogs war er 1782 bis 1785 zu seiner weiteren Ausbildung in Paris und Rom. 1789 wurde er Professor an der Kunstabteilung der Karlsschule, zugleich war er Hof- und Theatermaler. Der 1798 von Goethe aus Stuttgart nach Weimar berufene Baumeister Thouret zog zu den dortigen Arbeiten am Schloß und Theater auch Heideloff bei. (Abb. S. 17.)

Helvig, Anna Amalie von (geb. 16. August 1776 in Weimar, gest. 17. Dezember 1831 in Berlin), geb. von Imhoff, Nichte von Frau von Stein, Hofdame der Herzogin von Weimar, vermählte sich 1803 mit dem schwedischen Oberst von Helvig, der später in preußische Dienste trat. Schillers „Horen" und die Musenalmanache brachten von ihr Gedichte, der Almanach auf das Jahr 1800 ihre epische Dichtung „Die Schwestern von Lesbos", der Goethe und Schiller eine verbessernde Durchsicht hatten angedeihen lassen. (Abb. S. 98.)

Herder, Johann Gottfried (geb. 25. August 1744 in Mohrungen in Ostpreußen, gest. 18. Dezember 1803 in Weimar) wurde auf einer Reise in Straßburg mit dem dort studierenden Goethe bekannt, auf dessen dichterische Entwicklung er durch seine fruchtbaren Anregungen damals den größten Einfluß gewann. 1776 folgte Herder dem von Goethe veranlaßten Rufe als Generalsuperintendent nach Weimar. Die engere Verbindung beider Männer war nicht von Bestand, und 1795 führte ein leidiger Anlaß zum offenen Bruch. Schiller stand zu Herder immer nur in entfernteren Beziehungen. Schillers Briefe „Über die ästhetische Erziehung" waren ihm „Kantische Sünden", und zu den Zielen, denen Goethe und Schiller nachstrebten, geriet Herder immer mehr in Gegensatz. Die beiden ersten Jahrgänge der „Horen" enthielten eine Reihe Beiträge von Herder, dann aber „dispensierte" sich der reizsame Mann von der Mitarbeit, während er zu Schillers Musenalmanachen noch Gedichte beisteuerte. Schiller bedauerte, „daß eine so große, außerordentliche Kraft für die gute Sache so ganz verloren gehe", und Herders Tod beklagte er als „einen wahren Verlust nicht nur für uns sondern für die ganze litterarische Welt". (Abb. S. 57.)

Herder, Marie Karoline (geb. 28. Januar 1750 zu Reichenweier im Elsaß, gest. 15. September 1809 in Weimar), geb. Flachsland, wurde 1773 Herders Gattin, der sie 1770 in Darmstadt kennengelernt hatte, wo sie zu dem gefühlvollen Kreis um Merck gehörte. (Abb. S. 56.)

Heron, Henry, ein Schotte, Hauptmann im englischen Heer, kam im Mai 1786 nach Weimar, wo er in der Hofgesellschaft und am Hofe verkehrte. Als Charlotte von Lengefeld nach Neujahr 1787 einige Wochen in Weimar verbrachte, entwickelte sich zwischen Heron und ihr eine gegenseitige Neigung. Im April 1787 besuchte er sie in Rudolstadt, mußte ihr aber mitteilen, daß ihn die Pflicht in den ostindischen Dienst rufe. Auf der Reise nach England schrieb er schmerzlich bewegt noch einmal, und Lotte erwiderte seinen Brief. Ein letztes Lebenszeichen von ihm war ein Schreiben von Madeira an Knebel. Dieses Erlebnis zitterte in Lotte nach, als sie mit Schiller bekannt wurde. (Abb. S. 61.)

Herter, Maximilian, Schauspieler, von 1779 bis 1787 am Nationaltheater in Mannheim, spielte in der Uraufführung der „Räuber" den Razmann. (Abb. S. 29.)

Hetsch, Philipp Friedrich (geb. 10. September 1758 in Stuttgart, gest. daselbst 31. Dezember 1838) wurde auf seine Bitte 1773 als Kunstzögling in die Karlsschule aufgenommen, wo A. F. Harper und N. Guibal seine Lehrer waren. In den Schilderungen, welche die Zöglinge der 1. Abteilung 1774 von ihren Mitschülern zu geben hatten, urteilte Hetsch über Schiller: „Er ist gutherzig, lustig und dichtet gern". Hetsch verließ die Anstalt zur selben Zeit wie Schiller, den er damals gemalt hat. Zu seiner weiteren Ausbildung war er mit dem Titel und dem Gehalt eines Hofmalers 1781/82 und wieder 1783 in Paris, wo besonders J. L. David von Einfluß auf ihn wurde; mit diesem war er auch von Anfang 1785 bis Herbst 1787 in Rom zusammen. Nach seiner Rückkehr wurde er Professor an der Karlsschule, 1798 bis 1816 war er Galeriedirektor in Stuttgart. Seine Stoffe wählte er, dem Empiregeschmack entsprechend, mit Vorliebe aus der Sage und Geschichte des Altertums; seinen Ruhm erhalten vor allem die ausgezeichneten Bildnisse, die er geschaffen hat. (Abb. S. 17.)

Hohenheim, Franziska Theresia Reichsgräfin von (geb. 10. Januar 1748 in Adelmannsfelden, gest. 1. Januar 1811 in Kirchheim unter Teck), eine geborene Freiin von Bernerdin, wurde 1765 an den Freiherrn Fr. W. R. von Leutrum verheiratet. Als Herzog Karl von Württemberg sie kennenlernte, fesselte ihn rasch eine wirkliche Herzensneigung an die 20 Jahre jüngere Frau, die sich 1772 von ihrem Gatten scheiden ließ. Nach einem Schloßgut bei Stuttgart, das ihr der Herzog zur Nutznießung überließ und das sein Lieblingssitz wurde, erhielt sie 1774 von Kaiser Josef II. den Titel einer Reichsgräfin von Hohenheim. Nach dem Tode seiner Ge-

mahlin Friederike, einer Nichte Friedrichs des Großen, die seit 1756 von ihm getrennt in ihrer Heimat Bayreuth lebte, ließ sich der Herzog 1785 mit Franziska trauen, und schließlich erreichte er auch ihre Anerkennung als Herzogin. Den Einfluß, den das „herzallerliebste Franzele und Engele" auf den Herzog ausübte, verdankte sie weniger ihren körperlichen Reizen als der Anmut und Bescheidenheit ihres Wesens und der klugen Geschmeidigkeit, mit der sie sich in seine Art zu finden und ihn unvermerkt zu leiten wußte. Bei aller natürlichen Lebenslust waren ihr pietistische und herrnhuterische Neigungen nicht fremd, und das Gefühl, daß sie durch ihr Verhältnis zum Herzog Ärgernis gebe, lastete oft schwer auf ihr, wenn sie auch eine Beruhigung finden mochte in der unleugbaren Tatsache, daß sie der gute Geist des Herzogs und damit des württemberger Landes geworden war, obwohl auch sie gelegentliche Rückfälle in seine alte Art nicht verhindern konnte. Mit einer Reihe bedeutender Männer ihrer Zeit, wie Lavater, Albrecht von Haller, Klopstock, dem Theologen und Pädagogen August Hermann Niemeyer in Halle u. a. stand sie in brieflichem Verkehr und kannte sie zum Teil auch persönlich. Nach dem Ableben des Herzogs Karl lebte sie bis zu ihrem Tode auf ihrem Witwensitz in Kirchheim unter Teck. (Abb. S. 12, 13.)

Hölderlin, Johann Christian Friedrich (geb. 20. März 1770 in Lauffen am Neckar, gest. 10. Juni 1843 in Tübingen) suchte nach Abschluß seines theologischen Studiums im tübinger Stift eine Hofmeisterstelle und wurde durch Schiller, dem er sich im September 1793 in Ludwigsburg vorstellte, der Frau von Kalb als Hauslehrer für ihren Sohn empfohlen. In dieser Stellung lebte er 1793—1795 auf deren Gut Waltershausen bei Meiningen, zeitweise auch in Weimar und Jena, wo er mit Schiller in nähere Berührung kam. Schiller nahm in seine „Neue Thalia" Gedichte von Hölderlin und ein Bruchstück aus seinem unvollendeten Roman „Hyperion" auf. Auf Schillers Empfehlung übernahm Cotta den Verlag dieses Romans. Auch die „Horen" brachten Gedichte von Hölderlin, dessen Entwicklung Schiller mit warmer Anteilnahme verfolgte. „Nie kann ich mich ganz aus Ihrer Sphäre entfernen," schrieb Hölderlin 1798 aus Frankfurt an Schiller, „und das ist auch gut; so lang ich noch in einiger Beziehung bin mit Ihnen, ist es mir nicht möglich, ein gemeiner Mensch zu werden". Schiller erkannte frühe die Gefahr, die Hölderlin drohte, wie seine Äußerung in einem Brief an Goethe aus dem Jahre 1797 zeigt: „Er hat eine heftige Subjektivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so gar schwer beizukommen ist". 1806 mußte Hölderlin als geisteskrank nach Tübingen gebracht werden, wo er noch lange Jahre in geistiger Umnachtung hinlebte. (Abb. S. 79.)

Hoven, Friedrich Wilhelm von (geb. 11. März 1759 in Stuttgart, gest. 6. Februar 1838 in Nördlingen) war in Ludwigsburg mit Schiller in der Lateinschule. 1771 wurde er mit seinem jüngeren Bruder August für die Karlsschule gepreßt, war wie Schiller erst für das Rechtsstudium bestimmt und ging zugleich mit ihm zur Medizin über. Er gehörte zu dem Kreise dichterisch angeregter Freunde um Schiller. „Mit ihm habe ich von meinem 13. Jahr bis fast zum 21. alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert. Zusammen dichteten wir, trieben wir Medizin und Philosophie", schrieb Schiller 1793 an Körner aus Ludwigsburg, wo Hoven, der sich dort als praktischer Arzt niedergelassen hatte, vom Herbst 1793 bis zum Frühjahr 1794 wieder sein täglicher Umgang war. Durch Hoven wurde Schiller in der Karlsschule auf die Erzählung Schubarts aufmerksam gemacht, die den Anstoß zu den „Räubern" gab; durch ihn machte Schiller als Regimentsmedikus auch die persönliche Bekanntschaft mit Schubart auf dem Hohenasperg. Schiller setzte sich aufs wärmste ein für eine Berufung Hovens nach Jena. Als es zu dieser schließlich doch nicht kam, nahm Hoven 1803 einen Ruf an die Universität Würzburg an. 1808 wurde er Kreismedizinalrat in Nürnberg und war dort bis in sein 77. Lebensjahr als vielgesuchter Arzt tätig. Seine 1840 erschienene Selbstbiographie enthält wertvolle Mitteilungen über Schiller. (Abb. S. 20, 79.)

Huber, Ludwig Ferdinand (geb. 19. April 1764 in Paris, gest. 24. Dezember 1804 in Leipzig), Sohn des um die Ausbreitung der deutschen Literatur in Frankreich verdienten Michael Huber, gehörte durch seine Verlobung mit Dora Stock dem Körnerschen Kreise an. In Leipzig und Dresden lebte er im engsten Verkehr mit Schiller, mit dem er eine Zeitlang auch zusammenwohnte. 1787 wurde er der preußischen Gesandtschaft in Mainz zugeteilt. Dort entbrannte er leidenschaftlich für Therese Forster, die Frau von Georg Forster, die er nach dessen Tod heiratete. Dadurch wurden auch die Beziehungen Schillers zu Huber kühler; 1796 hörten sie ganz auf. Huber wurde später Schriftleiter der von Cotta begründeten „Allgemeinen Zeitung" in Tübingen, Stuttgart und zuletzt in Ulm. Auf die Nachricht von seinem Tode schrieb Schiller an Körner: „Er war an zu schöne Zeiten unsres Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu sein". (Abb. S. 45, 47.)

Hufeland, Christoph Wilhelm (geb. 12. August 1762 in Langensalza, gest. 25. August 1836 in Berlin), der Verfasser der vielgelesenen Makrobiotik, war Hofmedikus in Weimar, als Schiller dorthin kam und mit ihm bekannt wurde. 1793 ging Hufeland als Professor nach Jena, 1801 als Direktor des medizinischen Kollegiums nach Berlin, wo er auch Leibarzt des Königs und der Königin wurde. Hufeland lud Schiller wiederholt ein, dorthin zu kommen. Schiller besuchte ihn 1804 während seines Aufenthalts in Berlin und war am 12. Mai zum Abendessen bei Hufeland. (Abb. S. 88.)

Humboldt, Alexander Freiherr von (geb. 14. September 1769 in Berlin, gest. daselbst 6. Mai 1859), der Bruder von Wilhelm von Humboldt, war von 1792 bis 1797 preußischer Oberbergmeister in Bayreuth und machte dann seine großen Forschungsreisen. In den Jahren 1794 bis 1797 war er mehrmals in Jena; er lieferte auch einen Beitrag für die „Horen". Schiller erschien er damals als der nackte, schneidende Verstand, ohne Einbildungskraft, doch wollte er kein abschließendes Urteil geben. (Abb. S. 90.)

Humboldt, Karoline Freifrau von (geb. 23. Februar 1766 in Minden, gest. 26. März 1829 in Tegel bei Berlin), geb. von Dacheröden, die geistvolle Gemahlin Wilhelm von Humboldts, war mit Schillers Frau von Jugend auf befreundet. (Abb. S. 70.)

Humboldt, Wilhelm Freiherr von (geb. 22. Juni 1767 in Potsdam, gest. 8. April 1835 in Schloß Tegel bei Berlin), der um die vergleichende Sprachforschung und um die Schöpfung der Universität Berlin verdiente Gelehrte und Staatsmann. Mit Schiller wurde Humboldt bekannt durch seine den Schwestern von Lengefeld nahe befreundete Braut Karoline von Dacheröden. Um Schiller nahe zu sein, zog er 1794 mit seiner Frau nach Jena, wo er bis Juli 1795 blieb und in regstem Geistesaustausch mit Schiller stand. Auch den Winter 1796/97 verbrachte er in Jena. Schiller war beglückt von dieser neuen, ihm „unendlich angenehmen und nützlichen Bekanntschaft"; er fand, daß sich im Gespräch mit Humboldt alle seine Ideen glücklicher und schneller entwickelten. „Er weckt jede schlummernde Idee, nötigt einen zur schärfsten Bestimmtheit, verwahrt dabei vor der Einseitigkeit und vergilt jede Mühe, die man anwendet, um sich deutlich zu machen, durch die seltene Geschicklichkeit, die Gedanken des andern aufzufassen und zu prüfen. — Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äußerst selten sieht". Auch als ihn sein Lebensweg nach Paris und Rom geführt hatte, blieb Humboldt in geistiger Verbundenheit mit Schiller, der ihm noch wenige Wochen vor seinem Tode schrieb, daß sie, wenn auch in verschiedenen Kreisen wirkend, sich in dem Würdigen und Rechten stets begegnen werden. 1830 übergab Humboldt seinen Briefwechsel mit Schiller der Öffentlichkeit. In einer Vorerinnerung dazu zeichnete er, der die Wendung Schillers von der betrachtenden Tätigkeit zur schöpferischen miterlebt und mitbeeinflußt hatte, in feinen Zügen ein Bild von Schillers Geistesart und Geistesentwicklung. (Abb. S. 70.)

Jacobi, Friedrich Heinrich (geb. 25. Januar 1743 in Düsseldorf, gest. 10. März 1819 in München), der Verfasser des „Allwill" und des „Woldemar", kam mit Schiller in Verbindung durch die „Horen", in denen von ihm „Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers" erschienen. Schiller begrüßte die Mitarbeit Jacobis, obgleich er gestehen mußte, daß er sich seine Produkte nicht assimilieren könne. (Abb. S. 88.)

Jagemann, Henriette Karoline Friederike (geb. im Januar 1777 in Weimar, gest. 10. Juli 1848 in Dresden) war die Tochter des Bibliothekars der Herzogin Anna Amalia, die sie in Mannheim als Sängerin und Schauspielerin ausbilden ließ. 1797 wurde sie am weimarer Theater angestellt, wo sie in der Oper und im Schauspiel als hervorragende Kraft bis 1828 tätig war. Sie wurde bald die Geliebte Karl Augusts, der ihr 1809 den Namen v. Heygendorf verlieh. Bei den Uraufführungen spielte sie in „Wallenstein" die Thekla, in „Maria Stuart" die Elisabeth, in der „Braut von Messina" die Beatrice. (Abb. S. 107.)

Jena: Plan von 1766 (Abb. S. 65); Gesamtansicht (Abb. S. 83); der Prinzessinnengarten, Griesbachs Sommerwohnung (Abb. S. 66); die Schrammei, Schillers Wohnung in Jena bei den Jungfern Schramm (Abb. S. 67); das Griesbachsche Haus (Abb. S. 67); der Markt mit Schillers Wohnhaus (Abb. S. 82); Schillers Garten, Gartenhäuschen und Gartenwohnung (Abb. S. 82, 83, 87).

Iffland, August Wilhelm (geb. 19. April 1759 in Hannover, gest. 22. September 1814 in Berlin) betrat 1777 in Gotha zum erstenmal die Bühne. Als das gothaer Hoftheater aufgelöst wurde, kam er mit seinen Freunden Beil und Beck nach Mannheim. Er war der erste Franz Moor. Nach der ersten Aufführung der „Räuber" verkündete Schiller vorausschauend: „Deutschland wird in diesem jungen Manne noch einen Meister finden". Ifflands erstem Versuch als Bühnendichter folgte 1784 das Familienstück „Verbrechen aus Ehrsucht", im nächsten Jahre das Sittengemälde „Die Jäger". Diese Schauspiele, in denen er sich auch dankbare Rollen schuf und denen eine lange Reihe weiterer folgten, begründeten seinen Ruf als Verfasser wirksamer Bühnenstücke. Eifersucht auf Schiller, dessen „Kabale und Liebe" 1784 einen Monat nach Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht" in Mannheim aufgeführt wurde, ließen ihn dazu beitragen, daß Schillers Anstellung am mannheimer Theater mit dem Ablauf des Vertragsjahres ihr Ende fand. Im Frühjahr 1796 trat Iffland mit glänzendem Erfolg als Gast im weimarer Theater auf, zuletzt in der Titelrolle des „Egmont", den Schiller aus diesem Anlaß für die Bühne bearbeitet hatte. Auch 1798 spielte er in Weimar. Mit dem neuen dramatischen Schaffen Schillers begann ein ständiger Verkehr zwischen ihm und Iffland, der 1796 Direktor des Nationaltheaters in Berlin geworden war. Iffland wünschte den gefeierten Dramatiker in engere Verbindung mit seiner Bühne zu bringen und brachte während Schillers Aufenthalt in Berlin im Mai 1804 die amtlichen Verhandlungen in Gang, die zu der Zusicherung eines Jahresgehalts von 3000 Talern für den Fall von Schillers Übersiedelung nach Berlin führten. (Abb. S. 28, 107, 108.)

Imhoff, Luise Freifrau von (geb. 1750, gest. 1803), geb. von Schardt, Schwester der Frau von Stein. In den ersten Monaten nach seiner Ankunft in Weimar wohnte Schiller mit ihr im gleichen Hause. Im Winter darauf wohnte Lotte von Lengefeld während ihres Aufenthalts in Weimar bei Frau von Imhoff. Amalie von Helvig war ihre Tochter. (Abb. S. 61.)

Jünger, Johann Friedrich (geb. 15. Februar 1759 in Leipzig, gest. 25. Februar 1797 in Wien), Verfasser von Romanen und Theaterstücken, 1789—1794 Hoftheaterdichter in Wien. Jünger gehörte in Leipzig und Gohlis zu dem näheren Umgang Schillers, der ihn als guten Menschen und fröhlichen Gesellschafter schätzte. (Abb. S. 47.)

Jungfrau von Orleans: Theaterzettel für die erste Aufführung (Abb. S. 102); Theater am Ranstädter Tor in Leipzig, wo diese stattfand (Abb. S. 103); die erste Darstellerin der Jungfrau (Abb. S. 103); der Krönungszug auf dem Hoftheater in Berlin unter Ifflands Leitung (Abb. S. 109).

Junot, Karoline Henriette Luise (geb. 11. Oktober 1799 in Jena, gest. 19. Dezember 1850 in Würzburg), die ältere Tochter Schillers, war von 1827 bis 1830 Erzieherin am Hofe des Herzogs Eugen von Württemberg zu Karlsruhe in Schlesien und lebte dann in Rudolstadt. 1836 vermählte sie sich mit dem verwitweten Bergrat Junot in Katzhütte an der Schwarza, später in Rudolstadt, der 1846 starb. Sie selbst starb während eines Besuchs bei ihrer Schwester Emilie von Gleichen-Rußwurm in Würzburg. (Abb. S. 116.)

Kahnsdorf, Rittergut bei Borna im Besitz der mit Körner verwandten Familie des Philologen Ernesti, war der Ort der Begegnung Schillers und Körners am 1. Juli 1785. (Abb. S. 47.)

Kalb, Charlotte Sophia Juliana von (geb. 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, gest. 12. Mai 1843 in Berlin), geb. Marschalk von Ostheim, wurde nach freudloser Jugend 1783 mit dem in französischen Diensten stehenden Hauptmann Heinrich von Kalb verheiratet. Auf ihrer Durchreise nach Landau, der Garnison ihres Mannes, wurde das Kalbsche Ehepaar im Mai 1784 mit Schiller bekannt. Bald darauf nahm sie ihren Wohnsitz in Mannheim. Der Umgang mit der geistvollen Frau beglückte den in so traurigen Verhältnissen lebenden jungen Dichter. In ihrem Hause gewann er weltmännische Bildung, und die Wandlung seines Geschmacks wurde von ihr wesentlich beeinflußt. Sie vermittelte es, daß er an Weihnachten 1784 am darmstädter Hofe in Anwesenheit des Herzogs Karl August von Weimar den ersten Akt seines „Don Karlos" vorlesen durfte. Als sich die Seelenfreundschaft bei beiden in leidenschaftliche Liebe gewandelt hatte, riß sich Schiller in schwerem Kampfe los. Doch blieben sie auch nach seiner Übersiedlung nach Leipzig und Dresden in brieflichem Verkehr. Als er im Juli 1787 nach Weimar kam, weilte sie dort und war in der ersten Zeit sein nächster Umgang und seine Beraterin in den neuen Verhältnissen. Sie wollte sich von ihrem Mann, von dessen Art sie sich in tiefster Wesenheit verschieden fühlte, scheiden lassen und dachte an eine Verbindung mit Schiller. Dieser aber empfand mehr und mehr, daß sie ihm das nicht sein könnte, was er in einer Ehe suchte. Als er in Lotte von Lengefeld die gefunden hatte, die dem Umhergetriebenen das stille Glück häuslichen Lebens bereiten konnte, bekannte er Körner: „Alle romantischen Luftschlösser fallen ein und nur, was wahr und natürlich ist, bleibt bestehen". Über Frau von Kalb aber schrieb er ihm: „Sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohltätig gewesen". Als sie sich nach mehrjähriger Unterbrechung ihrer Beziehungen 1793 an Schiller mit der Bitte wandte, ihr einen Hauslehrer für ihren Sohn zu empfehlen, erfüllte er gern diesen Wunsch, um ihr einen Beweis seiner Dankbarkeit zu geben, die nur mit seinem Leben endigen werde. Er vermittelte ihr in Hölderlin einen Erzieher, an dessen dichterischer Tätigkeit sie verständnisvoll Anteil nahm. Auf die freundliche Bekundung ihrer Freude über die erste Aufführung von „Wallensteins Tod", 1799, erwiderte Schiller: „Charlottens Geist und Herz können sich nie verleugnen. Ein rein gefühltes Dichterwerk stellt jedes schöne Verhältnis wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten. Ihr Andenken bringt mir die ersten schönen Zeiten unsrer Bekanntschaft zurück. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen wert. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Anteil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnisse schuldig bin". So verband sie mit Schiller und seiner Frau nun ein freundschaftliches Verhältnis. Die ungestillte Sehnsucht nach einem gleichempfindenden Wesen führte sie in neue Herzenswirren. Wieder war es ein Dichter, für den sie leidenschaftlich entbrannte, Jean Paul. Die härtesten Schicksalsschläge sollten die unglückliche, allmählich erblindende Frau noch treffen. Aus Reichtum in Armut gefallen, fand sie als Sechzigjährige eine Zufluchtstätte im berliner Schloß. (Abb. S. 41, 53.)

Kant, Immanuel (geb. 22. April 1724 in Königsberg, gest. daselbst 12. Februar 1804), seit 1770 Professor der Philosophie in Königsberg. Die 1790 erschienene „Kritik der Urteilskraft" war das erste der Hauptwerke Kants, mit denen sich Schiller vom Frühjahr 1791 an aufs eindringlichste beschäftigte. Am gleichen Tag wie an Goethe wandte sich Schiller im Juni 1794 an Kant mit der Bitte um Mitarbeit an den „Horen" und dankte ihm für das freundliche Urteil über die Schrift „Über Anmut und Würde", die Kant eine „mit Meisterhand" verfaßte „Abhandlung" genannt hatte. Nach dem Erscheinen der „Horen" sandte er Kant die ersten Hefte und bekannte sich ihm gegenüber als Verfasser der darin enthaltenen Briefe über die ästhetische Erziehung, die er als „die Früchte, die das Studium Ihrer Schriften bei mir getragen", bezeichnete. Kant antwortete, daß er sie vortrefflich finde. (Abb. S. 89.)

Kapf, Joseph (geb. 15. Januar 1759 in Mindelheim im bayrischen Schwaben, gest. 8. August 1791 in Batavia) ging als Leutnant zugleich mit Schiller 1780 von der Karlsschule ab und wohnte von Februar 1781 ab ein Jahr lang mit ihm zusammen bei der Hauptmannswitwe Luise Vischer. 1782 wurde er Aufsichtsoffizier und Lehrer der Militärwissenschaften an der Karlsschule, 1787 ging er mit dem von Herzog Karl an die holländisch-ostindische Kompagnie verkauften Regiment ans Kap. Als sein Truppenteil nach Niederländisch-Indien verlegt wurde, ertrank der Hauptmann Kapf bei der Ausschiffung. (Abb. S. 20.)

Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar, seit 1815 Großherzog von Sachsen (geb. 3. September 1757 in Weimar, gest. 14. Juni 1828 im Schloß Graditz bei Torgau) trat nach Vollendung seines 18. Lebensjahres am 3. September 1775 die Regierung an, die bis dahin seine Mutter Anna Amalia geführt

hatte. Bald darauf berief er Goethe nach Weimar, der dort am 7. November eintraf und der ganzen Zeit Karl Augusts ihr Gepräge und ihre Bedeutung für alle Zeiten geben sollte. Unter der bedachtsamen Einwirkung Goethes, der ihn einen geborenen großen Menschen genannt hat, wuchs der reichbegabte junge Fürst, dessen derbkräftige Natur sich im Sturm und Drang austobte, in seine Regentenaufgabe hinein. Schiller lernte den Herzog, den er im Dezember 1779 in der Karlsschule gesehen hatte, 1784 persönlich kennen in Darmstadt, wo er ihm den ersten Akt des „Don Karlos" vorlesen durfte und von ihm durch die Verleihung des Titels eines Rates die erste Förderung erfuhr. (Abb. S. 15, 57, 97.)

Karl Eugen, Herzog von Württemberg (geb. 11. Februar 1728 in Brüssel, gest. 24. Oktober 1793 in Hohenheim) verbrachte nach dem Tode seines Vaters, des Herzogs Karl Alexander, mehrere Jahre am Hofe Friedrichs des Großen bis zu seiner Mündigsprechung im Jahre 1744. Beim Abschied übergab der König dem sechzehnjährigen Herzog einen von ihm verfaßten „Fürstenspiegel", in dem auch die Mahnung enthalten war, er solle nicht meinen, daß das Land Württemberg für ihn geschaffen worden sei, sondern daß seine Aufgabe sei, dieses Land glücklich zu machen. In der ersten Zeit seiner Regierung schien er dieser Mahnung eingedenk zu sein. Bald aber ließ er sich von Männern beraten, die ohne Rücksicht auf die verbrieften Rechte der „Landschaft", der Vertretung des Volkes, jede Gewaltmaßregel ergriffen, um Geld zu erpressen und Soldaten für das auf Grund eines Subsidienvertrags mit Frankreich aufzustellende Heer aufzubringen, das 1756 bis 1763 an dem Reichskrieg gegen Preußen teilzunehmen hatte. Ungeheure Summen verschlang jahrzehntelang die verschwenderische Hofhaltung mit einem Heer von Würdenträgern und das vom Herzog besonders gepflegte Theater, an das die ersten italienischen und französischen Kräfte berufen wurden. Auch nach dem Abschluß des sog. Erbvergleichs von 1770 kam es immer wieder zu einzelnen Gewalttätigkeiten und Erpressungen. Doch war das Schlimmste vorbei, besonders seitdem sich der Einfluß Franziskas von Hohenheim auf den Herzog geltend machte. Er wandte sich jetzt ernsterer Förderung von Kunst und Wissenschaft zu. Um die Zeit, da die ausländischen Sänger, Tänzer, Musiker usw. entlassen werden mußten, faßte der Herzog den Entschluß, eine Schule zu begründen, in der zum Ersatz für die teuren Fremden einheimische Musiker und Künstler herangebildet werden könnten. Diese Absicht führte in ihrer weiteren Ausbildung zur Errichtung der Militärakademie, die 1782 bei ihrer Erhebung zur Hochschule den Namen Karlsschule erhielt. Der Herzog war aber nicht nur der Schöpfer der Karlsschule, er hat sie auch bis zu seinem Tode, mit dem auch ihr Ende gegeben war, persönlich bis in alle Einzelheiten des Unterrichts und der Verwaltung geleitet. Auch sonst entfaltete er in diesem letzten Abschnitt seiner langen Regierung eine das Land in vielfacher Hinsicht fördernde Tätigkeit. (Abb. S. 10, 12, 13, 22.)

Karlsschule. Im Februar 1770 begründete Herzog Karl von Württemberg auf der Solitude bei Stuttgart eine Schule zur Ausbildung der Söhne niederer Hof- und Militärbediensteter in Gärtnerei und Baugewerbe; bald wurden auch Kunst und Musik als Unterrichtsgegenstände aufgenommen. Am 14. Dezember 1770, der von da an bis 1782 als der Stiftungstag der Anstalt gefeiert wurde, erhielt die Anstalt die Bezeichnung „Militärisches Waisenhaus", die schon nach wenigen Monaten abgeändert wurde in „Militärische Pflanzschule". Als Aufgabe der Schule, die durchschnittlich etwa 330 Zöglinge hatte, wurde nunmehr die Ausbildung zu „Ministerial-, Hof- und Kriegsdiensten" bestimmt, weshalb hauptsächlich in den Adels-, Offiziers- und Beamtenfamilien und den höheren Schulen des Landes für die Anstalt geworben wurde, die vom 11. März 1773 an „Herzogliche Militärakademie" hieß. Im November 1775 wurde sie verlegt in die hinter dem neuen Schloß in Stuttgart gelegenen Gebäude, die noch heute die „Akademie" heißen. Am 11. Februar 1782, dem Geburtstag des Herzogs, wurde die durch Kaiser Joseph II. erfolgte Erhebung der Militärakademie zu einer Hochschule mit allen den Universitäten zustehenden Vorrechten in einem Festakt mit der ersten Doktorpromotion gefeiert. Von da an führte sie die Bezeichnung „Karls Hohe Schule" oder „Hohe Karlsschule". Neben den eigentlichen Zöglingen, die in der Anstalt wohnten und verpflegt wurden — zu einem großen Teil, so auch Schiller, als Freischüler — wurden nunmehr auch Zuhörer aus der Stadt zugelassen. Nach dem Tode des Herzogs Karl wurde die Anstalt, die viel Wertvolles in Wissenschaft und Kunst geleistet hatte und aus der eine Anzahl bedeutender Männer hervorgegangen ist, 1794 aufgehoben. Die Bezeichnung „Karlsschüler" ist erst aufgekommen, als die Anstalt nicht mehr bestand, ist dann aber auch von den früheren „Zöglingen" oder „Eleven" selbst gebraucht worden; ebenso ist die Bezeichnung „Karlsschule" für die Anstalt überhaupt üblich geworden, auch für die Zeit vor 1782, in der Schiller ihr angehörte. (Abb. S. 13, 14, 15, 22; Preismedaillen und Preisdiplom, S. 16.)

Ketelhodt, Carl Gerd von (geb. 1738, gest. 1814) war der leitende Minister in Rudolstadt und der eigentliche Landesregent. Die Familien Ketelhodt und Lengefeld standen in engem Verkehr; er war auch Lottes Taufpate. Sein Sohn Friedrich Wilhelm zeigte Neigung zu Lotte, und ihre Mutter begünstigte diese Werbung, ohne zu ahnen, daß die Neigung ihrer Tochter sich bereits Schiller zugewandt hatte. Schiller lernte den Minister Ketelhodt im Sommer 1788 kennen. Er beschreibt ihn Körner als „eine monströse Komposition von Geschäftsmann, Gelehrten, Landjunker, Galanthomme und Antike. Als Geschäftsmann soll er vortrefflich sein". Seine große Bibliothek war Schiller übrigens nicht unerwünscht während des Aufenthalts in Rudolstadt. (Abb. S. 64.)

Kirchhöfer, Johann Georg, Schauspieler und Dekorationsmaler, kam mit der Seylerschen Gesellschaft nach Mannheim, wo er 1804 starb. Von ihm sind die Schattenrisse der ersten Darsteller der „Räuber". Er selbst spielte in der Uraufführung den alten Moor, in „Fiesko" den Andreas Doria. (Abb. S. 28.)

Kirms, Franz (geb. 1750, gest. 1826) war von 1791 an Goethes zuverlässiger Gehilfe bei der Direktion des Hoftheaters und stand dadurch auch mit Schiller bei dessen vielfacher Tätigkeit für das Theater in Beziehung. (Abb. S. 106.)

Klein, Christian (geb. 1741 in Stuttgart, gest. daselbst 1815), Schillers Lehrer, bildete sich in Straßburg, Paris, Rouen und Havre zum Arzt aus und wurde 1774 mit dem Titel eines Chirurgien Major als Wundarzt an der Karlsschule angestellt. Bei Errichtung der medizinischen Abteilung an der Anstalt zu Beginn des Jahres 1776 wurde er Professor der Anatomie und Chirurgie. Klein galt als einer der geschicktesten Chirurgen der Zeit und als ausgezeichneter Lehrer. Der bescheidene und liebenswürdige Mann war bei seinen Schülern sehr beliebt. Nach der Aufhebung der Karlsschule wurde er Obermedizinalrat. (Abb. S. 18.)

Knebel, Henriette von (geb. 1755, gest. 1813), Schwester des Folgenden, Hofdame in Weimar und Erzieherin der 1786 geborenen Prinzessin Karoline von Sachsen-Weimar, der Tochter Karl Augusts, die mit Schillers Witwe in regem Briefwechsel stand. (Abb. S. 61).

Knebel, Karl Ludwig von (geb. 30. November 1744 in Wallerstein, gest. 23. Februar 1834 in Jena) wurde nach einer kurzen Studienzeit preußischer Offizier und 1774 Erzieher des Prinzen Konstantin in Weimar, welche Stellung er 1780 aufgab. Als Dreiundvierzigjähriger bemühte er sich ohne Erfolg um die Hand von Lotte von Lengefeld. Sie blieben in Freundschaft verbunden und standen in späteren Jahren in regem Briefverkehr. Schiller machte gleich nach seinem Eintritt in Weimar Knebels Bekanntschaft. Literarisch machte sich Knebel vor allem durch vortreffliche Übersetzungen des Properz und Lucrez bekannt. (Abb. S. 59, 61.)

Körner, Anna Maria Jakobina (geb. 11. März 1762 in Nürnberg, gest. 20. August 1843 in Berlin), in der Familie Minna genannt, war die Tochter des 1773 gestorbenen Kupferstechers Stock. Sie vermählte sich 1785 mit Christian Gottfried Körner, der sie in dem musikliebenden Hause Breitkopf kennengelernt hatte. Ihre Hochzeit feierte Schiller in einem Gedicht von 22 Strophen. Mit ihrer Herzensgüte und ihrem frischen, fröhlichen Sinn war die anmutige junge Frau recht geschaffen für das reiche gesellige Leben im Körnerschen Hause. Sie starb als die Letzte aus diesem Kreise. (Abb. S. 45, 100.)

Körner, Christian Gottfried (geb. 2. Juli 1756 in Leipzig, gest. 13. Mai 1831 in Berlin), der Sohn eines Theologen, studierte die Rechtswissenschaft und ließ sich als Privatdozent in Leipzig nieder, wo er 1782 Konsistorialadvokat wurde. 1784 ging er als Rat beim Oberkonsistorium nach Dresden, 1790 wurde er Appellationsrat. Durch seine Verlobung mit Minna Stock wurde er befreundet mit dem Verlobten der Schwester seiner Braut, Ludwig Ferdinand Huber. Durch die gemeinschaftliche Sendung der beiden Paare an Schiller nach Mannheim im Mai 1784 wurde die bedeutungsvolle Verbindung mit Schiller eingeleitet. Körner verschaffte dem neugewonnenen Freunde, den er aus traurigen Verhältnissen in Mann-

heim erlöst hatte, die Möglichkeit, ohne Sorgen seinen „Don Karlos“ zu vollenden. Mit seinem reicheren Wissen und seiner größeren Erfahrung stand der drei Jahre ältere Körner dem noch um seine Ausreifung ringenden Schiller tätig fördernd zur Seite. Das Zusammenleben in Dresden und Loschwitz wurde zu einem Bunde, den nur der Tod lösen konnte. Schiller mochte neue Freunde gewinnen, Körner war und blieb ihm der Freund. Körners Anregungen ließen in Schiller den Entschluß reifen, sich der Geschichte zu widmen. Körner war es auch, der Schiller immer wieder auf Kant hinwies, dessen Studium von bestimmender Bedeutung für Schiller werden sollte. Auch in den späteren Jahren blieb Schiller dauernd im Austausch der Gedanken mit Körner. Schillers kunstphilosophische Darlegungen, die er in einem Gespräch „Kallias oder über die Schönheit“ zu geben gedachte, das aber nicht zur Ausführung kam, besitzen wir nur in dem, was er in den zu Abhandlungen anschwellenden Briefen an Körner im Februar 1793 niederlegte. Körner war ihm nicht nur ein Leser und Beurteiler, wie er sie sich für seine Arbeiten wünschte, sondern auch der allen Wandlungen seines Geistes und seines persönlichen Lebens mit warmem Verständnis folgende Freund. 1798 schreibt er an Körner, ihr gegenseitiges Verhältnis sei durch seine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer ein Teil ihrer Existenz geworden. Der Briefwechsel der beiden bildet neben dem mit Goethe und mit Wilhelm von Humboldt eines der wichtigsten Zeugnisse für Schillers Geistesgang. Körners eigene literarische Tätigkeit war nicht allein wegen seiner Amtsgeschäfte nicht so ausgiebig, wie Schiller, der stets an ihm trieb, gewünscht hätte; die Hemmung lag auch in ihm selbst: „Man müßte nicht so langsam arbeiten und soviel wieder zerreißen wie ich“. Auch gingen seine Neigungen nicht nur auf ein Gebiet. Vor allem widmete er sich der Musik und komponierte auch selbst. Sein Haus in Dresden war ein Sammelpunkt aller einheimischen Kräfte, und Mozart, Goethe, die Brüder Humboldt und Schlegel, Novalis, Tieck, Heinrich von Kleist u. a. waren dort Gäste. Nach Schillers Heimgang wurde Körner mit der Herausgabe der gesammelten Werke betraut. Sie erschienen von 1812 bis 1815 in zwölf Bänden. Die „Nachrichten von Schillers Leben“, die er beigab, waren die erste zuverlässige Darstellung von Schillers Lebensgang. „Mehr Deutscher als Sachse“ trat er 1815 in preußische Dienste über und wirkte zuletzt als Geh. Oberregierungsrat im Kultusministerium in Berlin. Seine letzte Ruhestätte fand er, wie seine Tochter, seine Schwägerin Dora Stock und zuletzt seine Frau, neben dem Grabe seines im Kampfe für Deutschlands Befreiung gefallenen Sohnes. (Abb. S. 45, 100, 101.)

Körner, Karl Theodor (geb. 23. September 1791 in Dresden, gest. 26. August 1813 bei Gadebusch in Mecklenburg-Schwerin) wuchs als Sohn von Schillers vertrautestem Freunde in einer geistig hochstehenden und vielseitigste Anregung gebenden Umgebung auf. In dem Knaben, dessen Entwicklung Schiller mit Anteilnahme verfolgte, regte sich früh eine leicht schaffende dichterische Anlage. Sein Trauerspiel „Zriny“, 1812 mit großem Beifall am Burgtheater in Wien aufgenommen, an dem er daraufhin als Theaterdichter angestellt wurde, zeigte ihn als Jünger Schillers und war ein Vorläufer seiner Kriegsdichtung. Als die Erhebung in Preußen begann, trat er in das Lützowsche Freikorps ein. Seine im Felde gedichteten Lieder, die sein Vater unter dem Titel „Leyer und Schwert“ vereinigt herausgab, gaben dem Ausdruck, was die gebildete deutsche Jugend in jenen Tagen beseelte. Was er sang, besiegelte er durch seinen Heldentod in einem Gefecht bei Gadebusch. Bei dem Dorfe Wöbbelin wurde er von seinen Kameraden zur Erde bestattet. (Abb. S. 100.)

Kosegarten, Gotthard Ludwig (geb. 1. Februar 1758 zu Grevesmühlen in Mecklenburg, gest. 26. Oktober 1818 in Altenkirchen auf Rügen), seit 1792 Propst in Altenkirchen, stand als Dichter unter dem Einfluß von Voß. Schiller tadelte an Kosegartens Gedichten das Formlose und Phantastische und wies ihn auf das wahrhaft Menschliche, Natürliche, Gesunde hin. Gedichte von ihm, an denen Schiller zum Teil starke Kürzungen vornahm, erschienen in Schillers Musenalmanachen und den „Horen“. (Abb. S. 89.)

Kotzebue, August Friedrich Ferdinand von (geb. 3. Mai 1761 in Weimar, gest. 23. März 1819 in Mannheim), der Verfasser zahlreicher und vielgespielter Bühnenstücke, war nach langjährigem Aufenthalt in Rußland 1797 Theaterdichter in Wien geworden. Die Aufführung des „Wallenstein“, wegen dessen Überlassung an das Burgtheater er sich an Schiller gewendet hatte, wurde von der wiener Zensur nicht gestattet. Als er wieder in seine Vaterstadt Weimar zurückkam, verhielt sich Schiller gegen ihn mit zurückhaltender Höflichkeit, und Goethe hielt ihm sein Haus verschlossen. Vergebens suchte Kotzebue in das Mittwochskränzchen einzudringen, das damals bei Goethe einen kleinen Kreis, Schiller und Wolzogen mit ihren Frauen, Einsiedel, Meyer, Amalie von Imhoff, Luise von Göchhausen und einige andere zu fröhlichem Beisammensein zu vereinigen pflegte. In der Absicht, Goethe damit zu kränken und ihn mit Schiller zu entzweien, bereitete Kotzebue eine Verherrlichung Schillers vor. Die Veranstaltung, für die Kotzebue auch zwei Damen aus dem Kränzchen zur Mitwirkung gewonnen hatte, wurde in letzter Stunde vereitelt. Erreicht hatte er freilich, daß das Kränzchen aufhörte, das Goethe und Schiller zur Abfassung geselliger Lieder angeregt hatte. (Abb. S. 99.)

Kraus, Georg Melchior (geb. 26. Juli 1733 in Frankfurt a. M., gest. 5. November 1806 in Weimar), Maler, Zeichner und Kupferstecher, erhielt seine Ausbildung bei Johann Heinrich Tischbein in Kassel und in Paris. 1775 ließ er sich in Weimar nieder und wurde 1780 Direktor der Zeichenschule. Er kam Schiller gleich bei seinem Eintritt in Weimar sehr freundlich entgegen. Man verdankt ihm eine Reihe Bilder von Alt-Weimar und seiner Umgebung. (Abb. S. 98.)

La Roche, Sophie von (geb. 6. Dezember 1731 in Kaufbeuren, gest. 18. Februar 1807 in Offenbach), geb. Gutermann, Verfasserin beliebter Romane, Wielands Jugendgeliebte, Frau des Staatsrats G. M. F. von La Roche, war 1780 von Ehrenbreitstein, wo die ganze literarische Welt bei ihr einkehrte, nach Speyer übergesiedelt. Auf ihren Wunsch führte Schwan im Oktober 1783 Schiller zu ihr. „Die sanfte, gute, geistvolle Frau, die das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat“, zog auch ihn an, so daß er den Besuch bald wiederholte und „mit Bezauberung“ von ihr ging. Den Winter 1784/85 verbrachte das Ehepaar La Roche in Mannheim, wo ihr Haus der Sammelpunkt der literarisch angeregten Kreise war, in dem auch Schiller verkehrte. Später hatte er nicht mehr viel übrig für die La Roche, die man als die erste deutsche Unterhaltungsschriftstellerin bezeichnen kann und deren gutmütige Sentimentalität, nach Goethes Urteil, vor Jahrzehnten allenfalls noch ertragen werden konnte. (Abb. S. 41.)

Lavater, Johann Kaspar (geb. 15. November 1741 in Zürich, gest. daselbst 2. Januar 1801). Den in den weitesten Kreisen verehrten züricher Pfarrer, dessen „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ das größte Aufsehen erregten, sah Schiller im August 1774 auf der Solitude, wo er die Physiognomien der Zöglinge studierte und sich von denen, deren Gesichtszüge ihm besonders auffielen, Schattenrisse erbat. Der Glaube der jungen Leute an seine Wissenschaft erlitt jedoch einen starken Stoß, als er in der Physiognomie eines ihnen allen als sehr guter Mensch bekannten Kameraden etwas Heimtückisches zu bemerken glaubte. Im Juni 1793 besuchte er Schiller in Jena, „für dessen freien, männlichen, mutigen und genialischen Geist“ er „lange schon besondere Achtung hegte“. Lavater fand Schiller ganz anders, als er ihn sich vorgestellt hatte, und stark blieb in seiner Erinnerung „der Eindruck von dem vielbedeutenden Gesichte und der bescheidenen Gestalt“. „Wie viel gewann er durchs Gesehensein — oder, vielmehr, wie viel gewann ich! Ich sah in dem zwar kränkelnden, hagern Gesichte nicht den kraftgenialischen Schnitt, den ich erwartet hatte. Ich fand einen Weisen, einen ruhigen, scharfen, edeln, zwar in sich selbst sichern, aber nichts weniger als despotischen Denker, einen vielseitigen Prüfer“. (Abb. S. 71.)

Lauchstädt, Badeort bei Merseburg. In dem 1802 auf Goethes Anregung erbauten Theater spielten die weimarer Schauspieler in den Sommermonaten. Im Juli 1803 war Schiller dort zur Erholung und sah mehrere seiner Dramen. (Abb. S. 105.)

Leipzig: Ansicht im 18. Jahrhundert (Abb. S. 44); Schillers Wohnung im Frühjahr 1785 und August 1789, im kleinen Joachimstal, jetzt Hainstraße 5 (Abb. S. 44); Schillers Wohnung in Gohlis im Sommer 1785, im alten Zustand erhalten, jetzt Menckestraße 42 (Abb. S. 46); Richters Kaffeehaus — „wo ich immer die halbe Welt Leipzigs beisammen finde und meine Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden erweitere“, wie Schiller am 24. April 1785 schrieb — Ecke Brühl und Katharinenstraße, nicht am Markt (Abb. S. 48); Theater am Ranstädter Tor, in dem die Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ stattfand (Abb. S. 103).

Lempp, Albrecht Friedrich (geb. 19. April 1763 in Stuttgart, gest. daselbst 23. Januar 1819) trat im April 1778 in die Karlsschule ein zum Studium der Rechtswissenschaft. Die Neigung zu spekulativer Philosophie verband ihn dort aufs engste mit Schiller. Bei dem Raphael der in die Karlsschulzeit zurückgehenden „Philosophischen Briefe" hat sich Schiller wohl Lempp gedacht. Als Regimentsmedikus sprach er mit Scharffenstein von Lempp „mit einer Art von Kult". Im April 1784, kurz nach Abschluß seines Studiums, besuchte Lempp Schiller in Mannheim, dem er nahelegte, Freimaurer zu werden. Von 1790 bis 1812 war Lempp Oberamtmann in Kirchheim u. T., wo auch Scharffenstein eine Zeitlang ansässig war, mit dem er einen Briefwechsel über geistige und politische Fragen unterhielt. Lempp starb als Mitglied des Geheimen Rats in Stuttgart. (Abb. S. 20.)

Lengefeld, Luise von (geb. 23. Juli 1743 in Wolframshausen, gest. 11. Dezember 1823 in Rudolstadt), geb. von Wurmb, vermählte sich 1761 mit dem 28 Jahre älteren, trotz einer Lähmung als Forstmann rege tätigen Oberforstmeister Karl Christoph von Lengefeld in Rudolstadt, der 1776 starb. Sie lebte nun der Erziehung ihrer beiden Töchter Karoline und Charlotte, deren weiterer Ausbildung auch ein längerer Aufenthalt in Vevey 1783/84 gewidmet war. 1789 nahm sie die Stelle einer Oberhofmeisterin und Erzieherin der Töchter des Erbprinzen von Rudolstadt an. Als Schiller um die Hand ihrer Tochter Lotte anhielt, schrieb sie ihm: „Ja ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen, geben.. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihre edle Denkungsart bürgt mir für das Glück meines Kindes, und dieses allein suche ich". Mit dem innigsten Dank für die ganze Glückseligkeit seines Lebens, die sie in Lottchen ihm gebe, beruhigte Schiller sie zugleich über ihre Zweifel wegen eines hinlänglichen Unterhalts, ohne den kein Familienglück bestehen könne, indem er darlegte, auf welche Einnahmen er rechnen dürfe. Er fühle wohl, fügte er bei, was es sie kosten müsse, alle ihre Aussichten auf Lottchens Glückseligkeit auf seine Liebe allein einzuschränken, aber nicht weniger lebhaft fühle er, daß sie nie, nie Ursache finden werde, dieses Vertrauen zu bereuen. Die chère mère, wie sie in den Briefen der Töchter und Schillers genannt wird, hatte es auch nie zu bereuen. Zehn Jahre später, als Lotte von schwerer Krankheit genesen war, bekannte sie Schiller, daß sie ihre Tochter unter allen Schicksalen des Lebens an seiner sanften und teilnehmenden Hand glücklich und geborgen wisse. Wie hoch sie ihren Schwiegersohn schätzte, zeigen ihre tröstenden Worte an Lotte zu deren erstem Geburtstag nach Schillers Tod: „Einen guten Teil Deines Lebens die Gattin eines Schiller gewesen zu sein — sich sagen zu können, diesen Teil seines Lebens ihm verschönert und durch Deine zarte Sorge und Liebe glücklich gemacht zu haben — und noch jetzt in seinem Andenken, in der Sorge für seine Kinder fortzuleben — o gewiß, beste Lollo, das ist noch immer ein schönes, beneidungswertes Los". (Abb. S. 62, 94.)

Loder, Justus Christian von (geb. 12. März 1753 in Riga, gest. 16. April 1832 in Moskau), 1778 Professor der Medizin in Jena und einer der hervorragendsten Lehrer an der Universität, dann in Halle und Königsberg, seit 1810 Staatsrat in Rußland. Loder vermittelte 1799 die Aufführung des „Wallenstein" in Magdeburg und war 1803 in der von Schiller betriebenen Sache der Berufung Hovens nach Jena tätig. (Abb. S. 88.)

Lorch bei Schwäbisch Gmünd: Wohnung von Schillers Eltern 1764 bis Ende 1766. (Abb. S. 6.)

Loschwitz, Körners Wohnhaus und Weinberghäuschen. (Abb. S. 50.)

(Louis Ferdinand) Ludwig Friedrich Christian, Prinz von Preußen (geb. 18. November 1772 in Berlin, gefallen 10. Oktober 1806 bei Saalfeld), gewöhnlich Louis Ferdinand genannt, Sohn des Prinzen Ferdinand, eines jüngeren Bruders Friedrichs des Großen, eine geist- und lebensvolle Natur von feiner Bildung. Ein Quartett von ihm hatte Schiller in einem Konzert am 3. Mai 1804 gehört; am 5. Mai war er bei dem Prinzen zur Tafel. (Abb. S. 110.)

Ludwigsburg: Ansicht im 18. Jahrhundert (Abb. S. 7); erste Wohnung von Schillers Eltern nach der Rückkehr von Lorch (Ende 1766) (Abb. S. 8); Wohnung von Schillers Eltern 1767—1775 (Abb. S. 9); Schillers Wohnung von September 1793 bis März 1794, Wilhelmstraße 17 (Abb. S. 73).

Luise, Herzogin von Sachsen-Weimar (geb. 30. Januar 1757 in Berlin, gest. 14. Februar 1830 in Weimar), geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, wurde am 3. Oktober 1775 die Gattin des Herzogs Karl August. Die zarte, feinfühlige, leicht verletzbare Frau mit ihrem stillen, gehaltenen Wesen war nicht für eine Natur wie die Karl Augusts geschaffen. Sie fühlte sich fremd in dieser Umgebung und führte ein entsagungsvolles Dasein. Nach der Schlacht von Jena nötigte sie durch ihr festes, hoheitsvolles Auftreten selbst Napoleon Achtung ab und rettete dadurch ihrem Gatten den Thron. Herzogin Luise war Patin von Schillers Sohn Karl. (Abb. S. 97.)

Luise, Königin von Preußen (geb. 10. März 1776 in Hannover, gest. 19. Juli 1810 zu Hohenzieritz in Mecklenburg-Strelitz). Am 2. Juli 1799 wurde zu Ehren des auf Besuch am Hofe weilenden preußischen Königspaares auf dessen Wunsch im Hoftheater zu Weimar „Wallensteins Tod" aufgeführt; im Zwischenakt wurden Goethe, Schiller und Wieland dem König und der Königin vorgestellt. Schiller fand die Königin „sehr graziös und von dem verbindlichsten Betragen". Bei seinem Aufenthalt in Berlin wurden er und seine Frau am 13. Mai 1804 von der Königin empfangen, und seine Söhne Karl und Ernst verbrachten fröhliche Stunden mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm, dem späteren Kaiser Wilhelm I., die den beiden Söhnen des Dichters an der ersten Wiederkehr von Schillers Todestag goldene Denkmünzen sandten. Bei einem Frühstück in Sanssouci am 17. Mai 1804 konnte Schiller dem Königspaar seinen Dank aussprechen für das in der Frage seiner Übersiedlung nach Berlin gezeigte Entgegenkommen. Königin Luise war vertraut mit Schillers Dichtungen, aus denen sich in ihren Briefen öfters Anspielungen finden. An ihm richtete sie sich auf in den Tagen des Unglücks und der Schmach. „In meinem Schiller habe ich wieder und wieder gelesen! Warum mußte er sterben?" (Abb. S. 110.)

Mannheim: Ansicht von 1788 (Abb. S. 38); das Hubertushaus, Schillers Wohnung von Juli bis Oktober 1783 (Abb. S. 38): das Nationaltheater (Abb. S. 39); der Bibliothekssaal im Schloß. Diese Bibliothek stand Schiller zur Benutzung offen. Hier hielt er am 26. Juni 1784 in einer öffentlichen Sitzung der Deutschen Gesellschaft, die ihn zu ihrem Mitglied ernannt hatte, seine Antrittsrede: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? (Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet)" (Abb. S. 43).

Marbach am Neckar: Ansicht aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts (Abb. S. 4); Geburtshaus von Schillers Mutter (Abb. S. 3); Schillers Geburtshaus (Abb. S. 4, 5); Schillers Geburtszimmer (Abb. S. 5); Schiller-Nationalmuseum (Abb. S. 119).

Maria Paulowna, Großherzogin von Sachsen (geb. 15. Februar 1786, gest. 23. Juni 1859) war die Tochter des Kaisers Paul I. von Rußland und der Kaiserin Maria Feodorowna, geb. Prinzessin Sophie Dorothea von Württemberg. Zu Ehren des damaligen Großfürsten Paul und seiner Gemahlin fanden 1782 in Stuttgart und auf der Solitude die Festlichkeiten statt, während deren Schiller aus Stuttgart entwich. Maria Paulowna wurde am 3. September 1804 in Petersburg mit dem Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar vermählt. Zur Feier ihres Einzugs in Weimar schrieb Schiller das Festspiel „Die Huldigung der Künste", das am 12. November 1804 aufgeführt wurde. Nach dem Tode Schillers bat Maria Paulowna seine Witwe in liebevollen Worten, ihr die Sorge für ihre Kinder anzuvertrauen. Sie hat ihr Versprechen treu erfüllt. (Abb. S. 111.)

Massenbach, Christian von (geb. 16. April 1758 in Schmalkalden, gest. 21. November 1827 auf dem Gute Bialokosz in Posen) besuchte mit Schiller in Ludwigsburg die Lateinschule, kam 1771 in die Karlsschule und ging 1778 als Leutnant von ihr ab. 1783 trat er in preußische Militärdienste über und machte dort, wie er 1790 an Schiller schrieb, Fortüne, so daß er im 32. Lebensjahre Major und Flügeladjutant war. Auf der Rückreise von Berlin nach Weimar übernachtete Schiller mit seiner Familie am 17. Mai 1804 in Potsdam bei Massenbach. Als Generalstabschef des Fürsten Hohenlohe wurde Massenbach 1806 mitschuldig an der Niederlage von Jena und der schmachvollen Übergabe von Prenzlau. (Abb. S. 20.)

Matthisson, Friedrich von (geb. 23. Januar 1761 in Hohendodeleben bei Magdeburg, gest. 12. März 1831 in Wörlitz). Mit Matthisson war Schiller bei seinem Aufenthalt in der Heimat persönlich bekannt geworden. Bald darauf widmete er der eben erschienenen 3. Ausgabe von Matthissons Gedichten eine anerkennende Besprechung in einer die Frage der Verwendung von Landschaftsgemälden in der Dichtung erörternden Abhandlung. Matthissons

Gedichte haben Schiller, der die Schweiz und ein Hochgebirge nie gesehen hat, in ihren Naturschilderungen mannigfache Anregung gegeben. Der zu seiner Zeit außerordentlich beliebte Dichter, „der göttliche Matthisson", wie er ihn einmal im Sinne von Matthissons Verehrern nennt, war Schiller als Mitarbeiter an den „Horen" und den Musenalmanachen willkommen. Das wiedergegebene Bild stellt Matthisson dar als den Dichter der „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses". (Abb. S. 80.)

May, Franz Anton (geb. 16. Dezember 1742 in Heidelberg, gest. 1814), Arzt in Mannheim, seit 1783 Professor der Medizin in Heidelberg. Als Theaterarzt war May auch Schillers Hausarzt. Durch ihn ließ der Intendant Dalberg im Sommer 1784 Schiller den Rat geben, sich wieder dem Studium der Medizin zuzuwenden, ein deutlicher Wink, daß er die am 1. September ablaufende Anstellung Schillers als Theaterdichter nicht zu erneuern gedenke. (Abb. S. 40.)

Mechel, Christian von (geb. 1737 in Basel, gest. 1818 in Berlin), Kupferstecher und Kunsthändler in Basel, zuletzt Mitglied der Akademie in Berlin. Am 16. März 1805 schrieb ihm Schiller die unter dem Bilde stehenden Verse in sein Stammbuch. Dieser Denkspruch ist das letzte Gedicht Schillers, und sein Ausklang gilt auch von Schiller selbst und seinem Schaffen: „Und so ist ewige Jugend dein Los". (Abb. S. 113.)

Mereau, Sophie (geb. 28. März 1770 in Altenburg, gest. 31. Oktober 1806 in Heidelberg), geb. Schubert, Frau des Bibliothekars Ernst Karl Mereau in Jena, von dem sie sich 1801 scheiden ließ. 1803 heiratete sie Clemens Brentano. Schiller, der die junge Dichterin förderte und beriet, fand in ihren Dichtungen eine gewisse Tiefe, auch eine gewisse Innigkeit und zuweilen selbst Würde des Empfindens und nahm Beiträge von ihr in seine „Thalia", seine Musenalmanache und in die „Horen" auf. (Abb. S. 89.)

Meyer, Christiane Henriette Luise (geb. 1743 in Stuttgart, gest. im Januar 1804 in Mannheim), geb. Stierlin, die Frau von W. Ch. O. Meyer (s. das.) war im September 1782 auf Besuch in ihrer Vaterstadt und begleitete Schiller mit Streicher auf die Solitude, bei Schillers letztem Gang zu seinen Eltern vor seiner Flucht. Während Schillers Erkrankung im Sommer 1783 sorgte und kochte sie für ihn. Nach dem Tode ihres Mannes war sie Garderobenverwalterin am mannheimer Theater. (Abb. S. 39.)

Meyer, Johann Heinrich (geb. 16. März 1760 in Zürich, gest. 11. Oktober 1832 in Weimar), Maler und Kunstgelehrter, wurde von Goethe, der ihn in Rom kennengelernt hatte, 1791 nach Weimar gezogen. An den kunstgeschichtlichen Studien Goethes und Meyers nahm auch Schiller regen Anteil. In den „Horen" ist Meyer mit mehreren Beiträgen vertreten. (Abb. S. 95.)

Meyer, Wilhelm Christian Dietrich (geb. 1749 in Hamburg, gest. 2. September 1783 in Mannheim) kam 1779 von Gotha an das Nationaltheater in Mannheim, wo er Spielleiter wurde. In der Uraufführung der „Räuber" spielte er den Hermann, nach Schillers Urteil „unverbesserlich". Meyer nahm Schiller nach seiner Flucht aufs freundlichste auf und besorgte für ihn eine Wohnung. Bei Meyer fand Schillers Vorlesung des „Fiesko" vor den mannheimer Schauspielern statt, die mit einer großen Enttäuschung endete, nach Meyers Meinung infolge der schwäbischen Aussprache Schillers und der allzu pathetischen Art des Vortrags. Meyer, „ein Freund, dem ich viel schuldig war", wie Schiller damals schrieb, erlag der Seuche, die im Sommer 1783 in Mannheim umging und von der auch Schiller ergriffen wurde. (Abb. S. 29.)

Moritz, Karl Philipp (geb. 15. September 1757 in Hameln, gest. 26. Juli 1793 in Berlin), Schriftsteller und Gelehrter, Verfasser des selbstbiographischen Romans „Anton Reiser". Von 1786 bis 1788 war er in Italien und wurde in Rom Goethes liebster Gesellschafter. Im Dezember und Januar 1788/89 weilte er als Goethes Gast in Weimar. 1789 wurde er Professor an der Kunstakademie in Berlin. Moritz hatte „Kabale und Liebe" gleich nach dem Erscheinen in einer Kritik ein Werk genannt, „das unsern Zeiten Schande macht". Als er im nächsten Jahre durch Göschen mit Schiller in Gohlis bekannt geworden war, schied er als sein begeisterter Freund. Während seines Aufenthalts in Weimar verkehrte er viel mit Schiller, der in diesem vortrefflichen Kopf viel Tiefe des Geistes und der Empfindung fand. Die Unterredungen mit Moritz blieben auch nicht ohne Einfluß auf Schillers damals in der Ausarbeitung begriffene Dichtung „Die Künstler". (Abb. S. 60.)

Nast, Johann Jakob Heinrich (geb. 8. November 1751 in Stuttgart, gest. 23. August 1822 in Plochingen) wurde nach Beendigung seiner Studien im tübinger Stift Ende 1772 zum Professor der alten Sprachen an der Karlsschule ernannt. Schiller sprach 1792 mit Conz in Jena über den begeisternden Eindruck, den es auf ihn gemacht habe, als Nast Homerische Gesänge in der Übersetzung Bürgers vorgelesen habe. „Nast, bei dem ich Griechisch lernte (oder vielmehr lernen sollte)", wie Schiller im November 1789 an Lotte von Lengefeld schrieb, war in diesem Jahre an ihn mit dem Vorschlag herangetreten, gemeinschaftlich mit ihm eine deutsche Ausgabe des Euripides zu unternehmen: „Meine Iphigenie scheint ihm hohe Begriffe von der griechischen Gelehrsamkeit seines ehemaligen Schülers erweckt zu haben". Der Plan kam nicht zur Ausführung, auch nicht der Vorschlag Schillers an Cotta im März 1794, zusammen mit den „vortrefflichen Griechen" Nast und Conz die vorzüglichsten Tragödien der Griechen in einer Sammlung „Griechisches Theater" in deutschen Übertragungen herauszugeben. Nast wurde 1792 Professor am stuttgarter Gymnasium; von 1807 bis zu seinem Tode wirkte er als Pfarrer in Plochingen. (Abb. S. 19.)

Niemeyer, August Hermann (geb. 1. September 1754 in Halle, gest. daselbst 7. September 1828) wurde 1785 Professor der Theologie in Halle und Mitdirektor der Francke'schen Stiftungen, 1808 Kanzler der Universität Halle. Niemeyer, mit dem Schiller schon länger in Beziehung stand, besuchte ihn im September 1802 in Weimar. Auf Goethes Anregung bearbeitete Niemeyer die „Andria" des Terenz, die unter dem Namen „Die Fremde von Andros" im Juni 1803 in Weimar und dann von den weimarischen Schauspielern auch in Lauchstädt aufgeführt wurde. „Dieses antikisierende Maskenwesen" fand aber keinen Beifall. Während seines Aufenthalts in Lauchstädt im Juli 1803 war Schiller mit Niemeyers zusammen und folgte ihrer Einladung nach Halle. „Sie haben mich sehr geehrt und tüchtig aufgeschüsselt", berichtete er seiner Frau. Schillers Befinden erlaubte ihm nicht, in Halle viel anzusehen „außer Niemeyers Pädagogium, welches eine kleine Stadt ist". (Abb. S. 111.)

Niethammer, Friedrich Immanuel (geb. 6. März 1766 in Beilstein bei Marbach a. N., gest. 1. April 1848 in München) studierte im tübinger Stift Theologie und wurde 1793 unbesoldeter Professor in Jena. In der ersten Zeit strenger Kantianer, wurde er später durch Fichte beeinflußt. Schiller nahm sich seines jungen Landsmanns, der seit Ende 1791 zu dem Kreis um Schiller in der Schrammei gehörte und hart um seinen Unterhalt zu ringen hatte, nach Kräften an, indem er ihm außer literarischen Hilfsarbeiten, wie die Revision der „Thalia", die Übersetzung und Bearbeitung der Geschichte des Malteserordens von Vertot übertrug, die mit einer Vorrede von Schiller 1792/93 erschien, und die Besorgung der 1792—1795 erschienenen Sammlung „Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit", nach dem französischen Werk des Pitaval, die Schiller ebenfalls mit einer Vorrede begleitete. Niethammer bekannte, daß dieser durch seine Unterstützung der Schöpfer eines besseren Schicksals für ihn geworden sei. Auch später verwandte sich Schiller wiederholt für Niethammer. 1804 folgte Niethammer einem Ruf nach Würzburg; später wirkte er in hohen Stellungen für Schule und Kirche in München. (Abb. S. 85.)

Oggersheim bei Mannheim: Schillers Wohnung von Oktober bis Ende November 1782 im ehemaligen Gasthaus Zum Viehhof, jetzt Schillerstraße 6. (Abb. S. 31).

Opitz, Christian Wilhelm (geb. 1756 in Berlin, gest. 1810 in Dresden) ging 1775 von der Universität Halle zur Bühne. 1789 kam er zu der Theatergesellschaft von Franz Seconda, der ihm 1798 die Leitung seines Unternehmens übertrug. Diese Truppe spielte in Dresden und während der Messezeiten in Leipzig. Da „Die Jungfrau von Orleans" in Weimar zunächst nicht aufgeführt werden konnte, überließ Schiller sie Opitz zur ersten Aufführung, die am 11. September 1801 in Leipzig stattfand. Der dritten Aufführung, am 17. September, wohnte Schiller bei. Die Darstellung befriedigte ihn nicht; er fand sehr vieles entstellt und alles herabgestimmt. Auch Goethe und Körner urteilten ganz absprechend über die Leistungen der Secondaschen Gesellschaft. 1805 brachte Opitz auch das „Lied von der Glocke" zur Darstellung, wobei er die Worte des Glockengießers, die Schauspielerin Hartwig das übrige sprach. Nach Körners Urteil hatten beide keine Ahnung, wie die Glocke gesprochen werden müsse, und Schiller dankte Gott, daß er diese Darstellung nicht habe mit anhören müssen. (Abb. S. 107.)

Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob (geb. 1. September 1761 in Leonberg, gest. 10. August 1851 in Heidelberg) studierte in Tübingen Theologie, wurde 1789 Professor in Jena, 1803 in Würzburg, 1811 in Heidelberg. Paulus und seine musikalisch begabte Frau, die später auch Erzählungen herausgab, gehörten zu Schillers engstem Umgang in Jena. Schiller bemühte sich 1803, ihn in Jena zu halten. (Abb. S. 86, 88.)

Pfranger, Johann Georg (geb. 5. August 1745 in Hildburghausen, gest. 10. Juli 1790 in Meiningen) war seit 1777 Hofprediger in Meiningen. Er gehörte zu dem kleinen Kreis, mit dem Schiller während seines Aufenthalts in Bauerbach Umgang hatte. Sein Schauspiel „Der Mönch vom Libanon", das er 1782 veröffentlichte, war ein auf christlich-gläubigem Standpunkt stehendes Gegenstück zu Lessings „Nathan", über den er mit Schiller eine Auseinandersetzung hatte. (Abb. S. 32.)

Pöschel, Andreas Friedrich kam mit der Seylerschen Theatergesellschaft 1778 nach Mannheim und trat 1779 in das neugegründete Nationaltheater über, an dem er bis 1786 wirkte. Schiller lobte seine Darstellung des Spiegelberg bei der Uraufführung der „Räuber" und die des Kammerdieners des Fürsten in „Kabale und Liebe". (Abb. S. 28.)

Rapp, Gottlob Heinrich (geb. 6. Februar 1761 in Stuttgart, gest. 9. März 1832 in Stuttgart). Von seinem Vater zum Handelsstand bestimmt, machte er in seiner Jugend Reisen durch Holland, Belgien und Frankreich. Neben einer ausgebreiteten beruflichen und öffentlichen Tätigkeit widmete er sich auch der bildenden Kunst und versuchte sich im Zeichnen und Malen von Landschaften und in Radierungen. Durch Dannecker, der mit einer Schwester Rapps verheiratet war, wurde er 1793 mit Schiller bekannt. Auch Schillers Witwe und Kinder weilten wiederholt im Rappschen Hause, das ein Mittelpunkt des künstlerischen und literarischen Lebens in Stuttgart war. Durch Schiller bei Rapp eingeführt, verbrachte Goethe im August und September 1797 anregende Tage in seinem Umgang und machte Rapp, Dannecker und ihren Frauen die Freude, ihnen an einem Abend „Hermann und Dorothea" aus dem Manuskript vorzulesen. Auch literarisch war Rapp tätig. Seine Aufsätze über Gartenkunst und den Garten zu Hohenheim in Cottas „Taschenkalender auf das Jahr 1795" besprach Schiller höchst anerkennend in der „Allgemeinen Litteraturzeitung" vom 11. Oktober 1794. Nach Schillers Tod hielt Cotta Rapp für den geeignetsten Mann, eine Biographie Schillers zu schreiben, wenn ihm seine berufliche Tätigkeit hierzu Zeit ließe. 1818 wurde Rapp mit dem Titel Geh. Hof- und Domänenrat Direktor der württembergischen Hofbank. (Abb. S. 81.)

Räuber, Die: Schiller trägt im Bopserwald bei Stuttgart seinen Mitschülern die „Räuber" vor (Abb. S. 21). — Theaterzettel zur ersten Aufführung mit der Ankündigung „Der Verfasser an das Publikum". Die Zettel, auf denen „Iffland" gedruckt ist, sind spätere Nachdrucke; bis zum 25. Oktober 1791 erscheint der Name auf den mannheimer Theaterzetteln stets als „Ifland" (Abb. S. 27). — Titelblatt der ersten und der zweiten Ausgabe der „Räuber" (Abb. S. 29).

Reichardt, Johann Friedrich (geb. 25. November 1752 in Königsberg i. Pr., gest. 27. Juni 1814 zu Giebichenstein bei Halle), Komponist und Musikschriftsteller, später auch politischer Schriftsteller. Als er 1789 in Weimar war, fand Schiller in ihm einen unerträglich aufdringlichen, impertinenten Menschen, der sich in alles mische. Wegen seiner Parteinahme für die französische Revolution und seiner Gehässigkeiten gegen die „Horen" wurde er in den „Xenien" von Goethe und Schiller übel zerzaust. Reichardt hat viel von Goethe und ein halbes Hundert Schillerscher Gedichte komponiert, darunter sehr gut einige Chöre. (Abb. S. 98.)

Reinhart, Johann Christian (geb. 24. Januar 1761 in Hof, gest. 8. Juni 1847 in Rom) war vom Studium der Theologie an der Universität Leipzig zur Malerei übergegangen. Mit Schiller wurde er 1785 in Leipzig bekannt. 1786—1789 lebte er in Meiningen, wo Schiller im November 1787, wie er an Körner berichtet, in ihm ganz den alten und braven Kerl wiederfand. Damals zeichnete er Schiller, dem das Bild ziemlich getroffen erschien. 1789 ging Reinhart nach Rom, wo er dauernd blieb. Im Gedenken an „die glücklichen Tage, die wir in Leipzig und Gohlis zusammen verlebt" und in deren Mittelpunkt ihm Schiller stehe, sandte er im Mai 1801 eine Schiller gewidmete Radierung. Noch im April 1805 benützte Schiller eine Gelegenheit, die sich ihm bot, einen Brief an seinen „alten guten Reinhart" nach Rom gelangen zu lassen. (Abb. S. 48, 53, 58, 118.)

Reinhold, Carl Leonhard (geb. 26. Oktober 1758 in Wien, gest. 10. April 1825 in Kiel) wurde 1787 Professor der Philosophie in Jena, das durch ihn ein Hauptsitz der Kantischen Philosophie wurde. 1794 folgte er einem Ruf nach Kiel. Schiller verbrachte im August 1787 von Weimar aus sechs sehr angenehme Tage bei Reinhold, der ihn in die Professorenkreise einführte und den ersten Gedanken an die Übernahme einer Professur in ihm weckte. Durch seine Beziehungen zu Baggesen war Reinhold auch beteiligt an der Herbeiführung der Zuwendung des Prinzen Friedrich Christian an Schiller. (Abb. S. 68.)

Reinwald, Elisabeth Christophine Friederike (geb. 4. September 1757 in Marbach am Neckar, gest. 31. August 1847 in Meiningen) war die ältere Schwester Schillers, dem sie besonders nahestand und der mit ihr dauernden Briefwechsel unterhielt. Sie lebte im Hause der Eltern auf der Solitude, als der Bibliothekar Reinwald in Meiningen um ihre Hand warb und sie am 22. Juni 1786 als Gattin heimführte zu einer auf gegenseitige Achtung gegründeten Ehe, in der sie ihrem Gatten eine sorgende Lebensgefährtin war. Nach dem Tode ihres Mannes lebte sie einige Jahre in ihrer Geburtsstadt, von 1822 bis zu ihrem Ableben wieder in Meiningen. Bis in ihr hohes Alter von fast neunzig Jahren bewahrte sie sich volle geistige Frische und körperliche Rüstigkeit. Sie besaß eine nicht unbedeutende Anlage zum Zeichnen und Malen, für deren Ausbildung sie wohl nur Anleitungen von der mit ihr befreundeten Malerin Ludovike Simanowiz erhielt. Immerhin brachte sie es zu einem beachtenswerten, wenn auch dilettantischen Können. Sie dachte auch sehr bescheiden von ihren Leistungen und benutzte ihr Talent nur, um sich und anderen Freude zu bereiten, zeitweise auch, um sich durch Zeichenunterricht einen kleinen Nebenverdienst zu dem schmalen Einkommen ihres Mannes zu schaffen. Sie hat ihre Eltern und ihre Schwestern gezeichnet und in Wasserfarben gemalt und auch ihren Bruder nach dem Leben zu zeichnen versucht, was ihr jedoch zu ihrem Leidwesen nie nach Wunsch gelingen wollte. Von diesen Versuchen hat sich aus den Jahren 1780—1782 eine Tuschzeichnung erhalten, die noch zu ihren früheren Arbeiten gehört und die im einzelnen richtig wiedergegebenen Züge Schillers nicht zu einer rechten Einheit zusammenzufassen vermochte. (Abb. S. 33, 75, 116.)

Reinwald, Wilhelm Friedrich Hermann (geb. 11. August 1737 in Wasungen, gest. 6. August 1815 in Meiningen) studierte die Rechtswissenschaft und widmete sich auch literarischen und sprachlichen Studien. 1776 wurde ihm die Aufsicht über die herzogliche Bibliothek in Meiningen übertragen mit dem Titel Sekretär, von 1784 an Rat, 1805 Hofrat. In seinem Beruf, dem er bei kärglichstem Gehalt mit größtem Pflichteifer nachkam, erfuhr er mancherlei Kränkungen und Zurücksetzungen. In der bauerbacher Zeit war Reinwald für Schiller ein zuverlässiger Berater und Freund, der ihm hingebend zur Seite stand im festen Vertrauen, daß dieser junge Mann zu Großem berufen sei. Für Reinwald war dieser Verkehr ein Lichtpunkt in seinem entbehrungsreichen Dasein. Er führte ihm auch eine Lebensgefährtin zu. Ein Brief von Schillers Schwester Christophine an ihren Bruder, den dieser im Mai 1783 bei Reinwald hatte liegen lassen, gab Reinwald Anlaß zu einem Briefwechsel mit Christophine. Im Sommer 1784 besuchte er Schillers Eltern auf der Solitude und warb dann um Christophine; im Juni 1786 wurde die Ehe geschlossen. Schiller hatte sich von diesem Bund mit dem zwanzig Jahre älteren, zu Kränklichkeit neigenden, vergrämten Manne kein Glück für die Schwester versprochen, aber sie war mit ihrem Los zufrieden. Außer Gedichten hat Reinwald auch sprachwissenschaftliche Werke veröffentlicht. (Abb. S. 32.)

Rennschüh, Johann Ludwig (geb. 1754 in Frankfurt am Main) war von 1781 an Schauspieler am Nationaltheater in Mannheim, von 1783 an auch Spielleiter. 1791 ging er unter seinem wirklichen Namen Büchner als Oberspielleiter in seine Vaterstadt. Bei den ersten Aufführungen spielte er in den „Räubern" den Grimm, in „Kabale und Liebe" nach Schillers Urteil ganz vortrefflich den Hofmarschall von Kalb, seine Frau die Lady Milford. (Abb. S. 28.)

Reuß, Christian Gottlieb (geb. 13. Dezember 1742 in Sulz am Neckar, gest. am 8. Juli 1815), Schillers Lehrer, studierte in Tübingen und Straßburg die Medizin, wurde 1774 als Arzt an der Karls-

schule angestellt und lehrte Naturgeschichte, außerdem Chemie und Materia Medica (Arzneimittellehre). Als Anstaltsarzt war er sehr geschätzt und genoß das volle Vertrauen der Zöglinge. Bei seiner Runde in den Krankenabteilungen hatten ihn die älteren Mediziner zu ihrer Belehrung jeden Morgen zu begleiten. (Abb. S. 19.)

Ridel, Johann Rudolf Cornelius (geb. 1759, gest. 1821) war seit 1787 Kammerrat, zuletzt Kammerdirektor in Weimar. Unter denen, die Schiller 1787 in Weimar kennenlernte, war ihm Ridel einer der liebsten. (Abb. S. 59.)

Rieger, Philipp Friedrich (geb. 1. Oktober 1722 in Stuttgart, gest. 15. Mai 1782 auf dem Hohenasperg) kam vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges aus dem preußischen Militärdienst nach Württemberg zurück. Er übernahm es und erreichte es durch rücksichtslose Gewalttätigkeiten, das Heer zusammenzubringen, das Herzog Karl nach einem mit Frankreich geschlossenen Subsidienvertrag ins Feld zu stellen hatte. An die Spitze der Militärverwaltung gestellt, war Rieger der eigentliche Herrscher im Lande, bis es dem neuen Günstling des Herzogs, dem Minister Graf Montmartin, 1762 gelang, durch einen gefälschten Brief, den er dem Herzog in die Hände spielte, den jähen und schimpflichen Sturz Riegers herbeizuführen. Diese Vorgänge haben Schiller den Stoff zu seiner Erzählung „Spiel des Schicksals“ gegeben, und in den „Räubern“ wie in „Kabale und Liebe“ klingen Ereignisse aus jener Zeit an. 1766 wurde Rieger aus seiner schweren Haft auf dem Hohentwiel entlassen, 1776 zum Kommandanten der Festung Hohenasperg ernannt, wo er nun der Kerkermeister Schubarts wurde. In seiner Gegenwart fand Schillers Besuch bei Schubart statt. Auf den Tod des Generalmajors Rieger hatte Schiller im Namen der württembergischen Generalität das übliche Trauergedicht zu verfassen, das als Einblattdruck erschien. Schillers Vater führt unter den Paten seines Sohnes auch den Oberst Rieger auf, der sich nach der Taufe „dazu angegeben“ hatte. (Abb. S. 26.)

Rudolstadt: Ansicht (Abb. S. 62); das Lengefeldsche Haus (Abb. S. 64).

Scharffenstein, Georg Friedrich (geb. 13. September 1758 in Mömpelgard (Montbéliard), gest. 11. Februar 1817 in Ulm a. d. D.). Einer der zahlreichen Mömpelgarder in der Karlsschule, der er von 1771 bis 1778 als Militärzögling angehörte, war Scharffenstein eine Zeitlang der vertrauteste Freund Schillers. Obwohl er sich in die deutsche Sprache erst einleben mußte, gehörte er zu der „ästhetischen Assoziation“ um Schiller und schrieb damals selbst ein Ritterstück. Die schwärmerische Jünglingsfreundschaft, die Schiller mit Scharffenstein verband, endete mit einer schmerzlichen Enttäuschung; Scharffenstein äußerte Zweifel an der Echtheit von Schillers Empfindungen. Mit verwundeter Seele zog sich Schiller von Scharffenstein zurück; sein langer Abschiedsbrief an ihn, seinen „Gangir“, ist das wichtigste Selbstzeugnis Schillers aus jener Zeit. Nach Schillers Austritt aus der Karlsschule gehörte Scharffenstein, der Leutnant in einem stuttgarter Regiment geworden war, 1780 bis 1782 wieder zum näheren Umgang Schillers. Er war einer der wenigen, die in den Fluchtplan eingeweiht wurden, und Schiller verbrachte seinen letzten, nach Scharffensteins Worten „dem Gefühl ausschließlich geweihten“ Abend in der Heimat bei ihm auf der Wache zu. Scharffenstein hatte auch zeichnerische Begabung; in jener Zeit malte er ein kleines Miniaturbildchen, das Schiller 1785 in Mannheim der Schauspielerin Katharina Baumann, der Darstellerin der Luise Millerin, verehrte. Scharffenstein war zuletzt Generalleutnant; er hinterließ wertvolle „Erinnerungen aus akademischen und Jugendjahren, vorzüglich in Bezug auf Schiller“. (Abb. S. 17.)

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph (geb. 27. Januar 1775 in Leonberg bei Stuttgart, gest. 20. August 1854 im Bad Ragaz) studierte im Stift zu Tübingen Theologie, gleichzeitig mit Hegel und Hölderlin, und wurde 1798 Professor der Philosophie in Jena, von wo er 1803 nach Würzburg ging. Später wirkte er in Erlangen, München und Berlin. Schiller hatte die Berufung Schellings bei Goethe befürwortet und freute sich, daß der „treffliche Kopf“ für Jena gewonnen wurde. Die anfangs regen Beziehungen der beiden wurden lockerer, als Schelling sich dem Schlegelschen Kreise anschloß. (Abb. S. 86.)

Schelling, Karoline (geb. 2. September 1763 in Göttingen, gest. 7. September 1809 in Maulbronn), geb. Michaelis, heiratete 1784 den Bergarzt Böhmer in Clausthal, der 1788 starb. 1792/93 war sie in Mainz während der Besetzung dieser Stadt durch die Franzosen und der Belagerung durch die Preußen, die sie als Parteigängerin der französischen Revolution einige Zeit gefangenhielten, während sie von einem Franzosen Mutter geworden war. 1796 heiratete sie August Wilhelm Schlegel, der sie schon als Student in Göttingen kennengelernt hatte, und kam mit ihm nach Jena. Der anfänglich rege Verkehr zwischen dem Schillerschen und dem Schlegelschen Hause dauerte nicht lange. Was von Schiller ausging, wurde in dem Kreise, den die „Dame Luzifer“ um sich schuf, bekrittelt und bespöttelt; bei dem Anhören des „Liedes von der Glocke“ wollte man dort „fast von den Stühlen fallen vor Lachen“. Sie trennte sich später von Schlegel und heiratete Schelling, mit dem sie 1803 nach Würzburg ging. (Abb. S. 90.)

Schiller, Charlotte Luise Antoinette von (geb. 22. November 1766 in Rudolstadt, gest. 9. Juli 1826 in Bonn), Tochter des 1776 gestorbenen rudolstädtischen Oberforstmeisters Karl Christoph von Lengefeld und seiner Gattin Luise, geborenen von Wurmb. Auf der Rückreise von einem einjährigen, zu ihrer Ausbildung in der französischen Sprache genommenen Aufenthalt in Vevey hatte sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester am 6. Juni 1784 in Mannheim eine erste, flüchtige Begegnung mit Schiller. Als Schiller im November 1787 seine Schwester Christophine in Meiningen und seine mütterliche Freundin Henriette von Wolzogen in Bauerbach besuchte, bewog ihn deren Sohn Wilhelm, den Rückweg nach Weimar über Rudolstadt zu nehmen, wo Wolzogen seine Verwandten Lengefeld mit einem Besuch zu überraschen gedachte. Dieses Zusammensein am 6. Dezember 1787 sollte für Lottes Lebensgang, in der damals das Herzenserlebnis mit Heron noch nachzitterte, bestimmend werden. Als sie in den ersten Monaten des nächsten Jahres in Weimar weilte, knüpften sich nähere Beziehungen zwischen ihr und Schiller, die während seines bis in den November ausgedehnten Sommeraufenthalts in Volkstedt und Rudolstadt zur herzlichsten Gemeinschaft wurden. Der Lebensbund Schillers mit Lotte sollte ihm im vollsten Maße das häusliche Glück bringen, das er so lange ersehnt hatte. Als sie mit Schillers Tod „das Schrecklichste erlebt“ hatte, „daß der erste Mensch, den ich sterben sehen mußte, dieser einzige war, der mir die ganze Welt war“, da konnte sie nur die Liebe zu ihren Kindern in das Leben zurückrufen, „ins öde Leben ohne Schiller“. Mit Recht durfte ihr damals ihre Mutter tröstend schreiben: „Einen guten Teil Deines Lebens die Gattin eines Schiller gewesen zu sein — sich sagen zu können, diesen Teil seines Lebens ihm verschönert und durch Deine zarte Sorge und Liebe glücklich gemacht zu haben — und noch jetzt in seinem Andenken, in der Sorge für seine Kinder fortzuleben — o gewiß, beste Lolo, das ist noch immer ein schönes, beneidungswertes Los“. Sie lebte nun dem Gedächtnis Schillers und der Sorge für ihre Kinder. Dem, was sie beseelte, hat sie öfters auch in dichterischer Form Ausdruck gegeben. Wiederholt brachte sie längere Zeit im Heimatland Schillers zu, in dem ihr Sohn Karl seinen Lebenskreis gefunden hatte. Im Sommer 1826 besuchte sie ihren Sohn Ernst in Köln, zugleich in der Hoffnung, für ihr Augenleiden, das schon fast zur Erblindung geführt hatte, Besserung zu finden. Die Operation, die in Bonn ausgeführt wurde, ging glücklich vorüber, allein wenige Tage nachher entschlief sie. In ihrem Grab in Bonn fand fünfzehn Jahre später auch ihr Sohn Ernst seine letzte Ruhestätte. (Abb. S. 62, 64, 69, 76, 84.)

Schiller, Elisabetha Dorothea (geb. 13. Dezember 1732 in Marbach, gest. 29. April 1802 in Cleversulzbach), die Mutter des Dichters, war die Tochter des Bäckers und Löwenwirts, zugleich Holzinspektors beim herzoglichen Floßwesen in Marbach, dessen Vater und Großvater Bürgermeister der Stadt gewesen waren. 1749 reichte sie ihre Hand dem bei seiner Heimkehr aus dem österreichischen Erbfolgekrieg in ihrem elterlichen Hause abgestiegenen Wundarzt Johann Kaspar Schiller. Schwere Sorgen und Kümmernisse machten der jungen Frau die immer mehr zurückgehenden Vermögensverhältnisse ihres Vaters, die auch Anlaß wurden, daß ihr Mann seine Tätigkeit als Wundarzt aufgab und wieder Militärdienste nahm. Vier Wochen nach seinem Ausmarsch ins Feld, 1757, der ihn in die Schlacht bei Leuthen führte, gab sie ihrem ersten Kinde, Christophine, das Leben, 1759, als der Vater wieder ins Feld gezogen war, ihrem einzigen Sohn Friedrich. Sie hatte damals eine Mietwohnung im Erdgeschoß des bescheidenen Hauses, das seitdem eine geweihte Stätte geworden ist. Erst von 1764 an, als ihr Mann Werbeoffizier in Lorch war,

konnte die Familie wieder dauernd zusammenleben; bis dahin waren die Kinder fast immer allein in ihrer Obhut gewesen. Was eine einfache Frau ohne mehr als die damalige Volksschulbildung ihren Kindern sein konnte, das ist sie ihnen im vollsten Maße gewesen. Die Herzensgüte, die alle an ihr rühmen und die ein Erbteil ihres Sohnes wurde, spricht auch aus den Gesichtszügen der im Gegensatz zu ihrem kleinen, untersetzten Gatten groß und schlank gebauten Frau. „Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten," schreibt Schillers Jugendfreund Scharffenstein in Erinnerung an die Jahre 1780 bis 1782, „was wurde dort für das liebe Wundertier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten!" Schweren Herzens nahm sie Abschied von dem geliebten Sohn vor seiner Entweichung, in die der Vater nicht eingeweiht werden durfte, damit er auf sein Ehrenwort versichern könne, er habe nicht darum gewußt. Und als Schiller mit Streicher auf der nächtlichen Flucht in der Ferne die beleuchtete Solitude glänzen sah, da preßte sich sein Empfinden schmerzlich zusammen in den Ausruf: „Meine Mutter!" Als Schiller bei einer schweren Erkrankung seiner Mutter nach einem Brief seiner Schwester Christophine, die ihm von einem letzten Wunsch der Mutter geschrieben hatte, irrtümlich annehmen mußte, sie sei inzwischen gestorben, schrieb er 1790 an die Schwestern Lengefeld: „Sie liebte mich sehr und hat viel um mich gelitten. Meine Mutter war eine verständige, gute Frau, und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die sie nichts angingen, unerschöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben. Mit einer stillen Resignation ertrug sie ihr leidenvolles Schicksal, und die Sorge um ihre Kinder kümmerte sie mehr als alles andere". Eine große Freude war es ihr, nach zehnjähriger Trennung, 1792 zusammen mit ihrer jüngsten Tochter Nanette einige Wochen bei dem Sohn in Jena und Rudolstadt verbringen zu können und ihn im Jahre darauf in der Heimat wieder um sich zu haben. Nach dem Tode ihres Mannes erhielt sie freie Wohnung im ehemaligen Schloß zu Leonberg und ein Witwengehalt von 100 Gulden jährlich, mit dem sie bei ihren geringen Ansprüchen auszukommen gedachte. Nach Empfang der Trauerkunde schrieb ihr Schiller: „Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach soviel schwerem Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein". Er wies ihr einen Zuschuß an, der ihr vierteljährlich durch Cotta zuging. Als sich ein schmerzhaftes Unterleibsleiden wieder einstellte, fand sie in ihren letzten Monaten liebevolle Pflege bei ihrer Tochter Luise Franth im Pfarrhause zu Cleversulzbach. Dort starb sie am gleichen Tag, an dem Schiller in sein eigenes Haus in Weimar einzog, den „eine solche Verflechtung der Schicksale" schmerzlich angriff. An ihrer Seite bereitete Eduard Mörike als Pfarrer von Cleversulzbach 1841 auch seiner Mutter die letzte Ruhestätte. (Abb. S. 3, 9, 74.)

Schiller, Ernst von (geb. 11. Juli 1796 in Jena, gest. 19. Mai 1841 in Vilich bei Bonn), der zweite Sohn des Dichters, studierte in Heidelberg und Jena die Rechtswissenschaft. Da sich eine Anstellung für ihn in Weimar nicht erreichen ließ, trat er 1819 in preußische Dienste als Gerichtsassessor in Köln. 1823 vermählte er sich mit Maria Magdalena von Mastiaux, geb. Pfingsten. 1828 wurde er Landgerichtsrat in Trier, 1835 Appellationsgerichtsrat in Köln. Ernst von Schiller, von dem eine Anzahl dichterischer Versuche erhalten sind, hatte in seiner äußeren Erscheinung große Ähnlichkeit mit seinem Vater. Wie dieser und im gleichen Alter erlag er einem Lungenleiden. Der Hintergrund seines vorn wiedergegebenen Bildes von 1831 ist eine Landschaft an der Mosel; am Finger trägt er den Ring, dessen sich sein Vater oft beim Siegeln bediente und dem das Distichon gilt „Der Homeruskopf als Siegel". (Abb. S. 116, 117.)

Schiller, Friedrich von. Bildnisse: Schattenriß aus der Karlsschule, S. 20; Ölgemälde, Weckerlen zugeschrieben, S. 21; Miniaturbild, um 1780, S. 23; Ölgemälde, früher Guibal zugeschrieben, S. 24; Schattenriß, S. 25; Tuschzeichnung von seiner Schwester Christophine, S. 25; Ölgemälde von Hetsch, S. 26; Ölgemälde von Höflinger, S. 30; Stich von Kirschner, S. 31; Miniaturbild von Scharffenstein, S. 40; Lithographie in Götz, Geliebte Schatten, S. 42; Ölgemälde von unbekannter Hand, S. 42; Ölgemälde, Reinhart zugeschrieben, S. 48; Zeichnung von Dora Stock, S. 50; Zeichnung und Ölgemälde von Graff, S. 52; Zeichnung von Reinhart, 1787, S. 53; Schiller auf dem Esel von Reinhart, 1787, S. 58; Miniatur auf einer Brosche seiner Frau, S. 62; Schattenriß als Professor in Jena, S. 69; Relief von Frank, S. 75; Ölgemälde von Ludovike Simanowiz, 1793, S. 76; Pastellstudie zu diesem: farbiges Titelbild; Profilschnitt von Dannecker, S. 77; die lebensgroße Marmorbüste von Dannecker, S. 77; Gewandbüste von Dannecker, S. 78; Goldbronze-Relief, Ohmacht zugeschrieben, S. 84; rundes Ölgemälde von unbekannter Hand, S. 84; grau in grau gemaltes Ölgemälde von unbekannter Hand, S. 84; die Xenienritter, S. 84; Miniatur, S. 84; auf Glas gemalter Schattenriß in ganzer Gestalt, S. 85; im Hofanzug, Scherenschnitt, S. 93; Lithographie von Milster, S. 93; Zeichnung von Weitsch, 1804, S. 101; Zeichnung von Schadow, 1804, S. 110; Steinzeichnung von Westermayr, S. 112; Büste von Ludwig Klauer, S. 112; Büste von Weißer, S. 112; Ölgemälde von Friedrich August Tischbein, 1805, S. 113; auf dem Totenbett, Zeichnung von Jagemann, S. 115; Totenmaske, abgenommen von Ludwig Klauer, S. 115; auf Charons Nachen zuschreitend, Scherenschnitt von Luise Duttenhofer, S. 118.

Schiller, Friedrich von. Handschriften: Schluß des Briefes an Scharffenstein, S. 16; ärztliches Rezept, S. 25; erster Plan zum „Don Karlos", S. 34–37; Anfang der „Piccolomini", S. 92; Verzeichnis der dramatischen Pläne, S. 104.

Schiller, Johann Kaspar (geb. 27. Oktober 1723 in Bittenfeld bei Marbach, gest. 7. September 1796 auf der Solitüde), der Vater des Dichters, war der Sohn von Johannes Schiller, der das ehr- und nährsame Bäckergewerbe betrieb und durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Schultheiß der Gemeinde berufen wurde. Mit sieben Geschwistern früh verwaist, setzte er es durch, daß er die Wundarzneikunst erlernen durfte. 1745 schloß er sich in Nördlingen als Feldscher einem bayrischen Husarenregiment an, das im österreichischen Erbfolgekrieg in holländischen Diensten ins Feld zog. Nach dem Friedensschluß kehrte er 1749 in seine Heimat zurück. In Marbach verehelichte er sich im gleichen Jahre mit Elisabetha Dorothea Kodweiß. Dort war er bis zu Anfang des Jahres 1753 als Wundarzt tätig, dann trat er als Unteroffizier wieder in militärische Dienste, machte im Siebenjährigen Krieg die Feldzüge der württembergischen Truppen mit und wurde 1758 Leutnant, 1761 Hauptmann. Ende Dezember 1763 kam er als Werbeoffizier in die Reichsstadt Gmünd, erhielt aber bald die Erlaubnis, seinen Wohnsitz in dem württembergischen Grenzort Lorch zu nehmen, wohin er seine Familie nachkommen ließ. Ende 1766 wurde er in den Standort Ludwigsburg versetzt. Neben seinem Dienst widmete er sich dort, „durch eine angeborene Neigung bestimmt", auch landwirtschaftlichen Beschäftigungen und begann „Ökonomische Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes" herauszugeben. Ende 1775, nach der Verlegung der Karlsschule nach Stuttgart, wurde er Leiter der herzoglichen Gärtnerei auf der Solitüde, wo der praktisch tüchtige Mann, der keine Gelegenheit, sich weiter auszubilden, ungenützt gelassen hatte, vor allem in der Obstbaumzucht eine ausgebreitete, für das ganze Land wertvolle Tätigkeit entfaltete. Schiller machte seinem Vater die Freude, ihm einen Verleger zu gewinnen für sein Werk „Die Baumzucht im Großen, aus zwanzigjährigen Erfahrungen im Kleinen", das 1795 erschien. Den Lebensgang seines Sohnes nach der Flucht hatte er mit väterlicher Sorge verfolgt; mit um so größerer Freude mußte es ihn erfüllen, ihn in immer bedeutungsvollerem Wirken zu sehen. 1794 erhielt er den Charakter eines Obristwachtmeisters (Major). Ein langes, schweres Leiden setzte dem immer rastlos Tätigen das Ziel nach einem Leben, das er, wie der Sohn an seine Mutter schrieb, „so redlich und ehrenvoll verwaltete". (Abb. S. 3, 9, 74.)

Schiller, Karl Friedrich Ludwig von (geb. 14. September 1793 in Ludwigsburg, gest. 21. Juni 1857 in Stuttgart), das älteste Kind Schillers, studierte in Jena und Heidelberg die Forstwissenschaft und bildete sich in Ruhla im praktischen Forstdienst aus. Als Freiwilliger machte er den Feldzug von 1814 mit. Zum großen Schmerz seiner Mutter konnte er, wie dann auch sein Bruder Ernst, eine Anstellung im weimarischen Dienst nicht erreichen. Auf die Befürwortung des Generals von Wolzogen gewährte es dem König Friedrich von Württemberg die größte Freude, „die Verdienste eines Mannes, auf den Württemberg stolz sein kann, auch in seinem Sohne zu ehren". Karl von Schiller wurde 1817 im württembergischen Forstdienst angestellt und war 1822–1833 Revierförster in Reichenberg, dann Oberförster in Rottweil, Lorch und Neuen-

stadt am Kocher. Aus seiner lorcher Zeit stammt das Bild von 1845, das im Hintergrund zwei Berge dieser Gegend, den Hohenstaufen und den Rechberg, zeigt. 1825 vermählte er sich mit Luise Locher (1804—1889) aus Freudenstadt; 1845 wurde er vom König von Württemberg in den Freiherrnstand erhoben. Nach seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahr 1852 lebte er in Stuttgart. Sein einziger Sohn Friedrich, geboren 1826, wurde österreichischer Kürassieroffizier und starb ohne Hinterlassung von Kindern 1877 als Major a. D. in Stuttgart. (Abb. S. 117.)

Schiller, Karoline Christiane (Nanette) (geb. 8. September 1777 auf der Solitude bei Stuttgart, gest. daselbst 23. März 1796), Schillers jüngste Schwester, in der Familie Nanette genannt, war bei Schillers Flucht erst fünf Jahr alt. Im Herbst 1792 weilte sie mit ihrer Mutter mehrere Wochen bei Schiller in Jena und Rudolstadt. Als er sie in der Heimat wiedersah, fand er, sie sei ein hübsches Mädchen geworden und zeige viel Talent. Sie wurde von einer Fieberkrankheit hinweggerafft. (Abb. S. 75.)

Schiller, Karoline von, siehe Junot.

Schiller, Luise, siehe Frankh.

Schiller-Nationalmuseum in Marbach. Die Anfänge der Sammlungen gehen zurück in das Jahr 1859, wo Schillers Geburtshaus zu einer Stätte der Erinnerung geweiht wurde. Die Familie von Schillers Sohn Karl und die Tochter Schillers, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, die in Marbach der Jahrhundertfeier von Schillers Geburt beiwohnten, stifteten damals die ersten Erinnerungsstücke. Zur Unterbringung der bedeutend angewachsenen Sammlungen wurde 1901/02 ein besonderes Museumsgebäude mit Ausstellungssälen erbaut. Das Schiller-Nationalmuseum wurde geschaffen und wird unterhalten von dem 1895 begründeten Schwäbischen Schillerverein, dem Mitglieder im ganzen deutschen Sprachgebiet und in Amerika angehören. Um Schiller schließen sich im Museum die Dichter aus Schillers Heimatland: Wieland, Hölderlin, Uhland, Kerner, Mörike u. a. Das Schiller-Nationalmuseum bewahrt jetzt in seinem Archiv rund 75000 Handschriften; die Bildnissammlung zählt 4600 Nummern, die Bibliothek 15000 Druckwerke. (Abb. S. 119.)

Schimmelmann, Charlotte Gräfin von (geb. 1757, gest. 1816), geb. von Schubart, die Gattin des Folgenden, stand mit Schiller und besonders mit dessen Frau in dauerndem Briefverkehr. (Abb. S. 72.)

Schimmelmann, Ernst Heinrich Graf von (geb. 4. Dezember 1747 in Dresden, gest. 9. Februar 1831 in Kopenhagen) war 1784 bis 1814 dänischer Finanzminister, zuletzt Minister des Auswärtigen. Kunst und Wissenschaft und alle gemeinnützigen Einrichtungen erfreuten sich seiner Förderung. Ein großes Verdienst erwarb er sich um die Verbesserung des Loses der Negersklaven und um die Abschaffung der Sklaveneinfuhr nach den dänischen Inseln in Westindien. Gemeinsam mit dem Prinzen Friedrich Christian von Augustenburg machte Graf Schimmelmann im November 1791 Schiller das Anerbieten von tausend Talern jährlich auf drei Jahre, wodurch dem Dichter nach seiner schweren Erkrankung eine sorgenfreie Lage bereitet wurde. (Abb. S. 72.)

Schlegel, August Wilhelm von (geb. 5. September 1767 in Hannover, gest. 12. Mai 1845 in Bonn) hatte 1791 eine feine Besprechung der „Künstler" veröffentlicht und war ein willkommener und eifriger Mitarbeiter an den Schillerschen Musenalmanachen und den „Horen", die auch Proben seiner glänzenden Übersetzungskunst, Dantes Hölle und Szenen aus Shakespeares Dramen, brachten. Durch seine Übersiedelung nach Jena im Jahre 1796 kam er auch in persönlichen Verkehr mit Schiller. Trotz dieser Beziehungen wirkte er, und nicht minder seine Frau, bei seinem Bruder Friedrich gegen Schiller. Die gehässigen Angriffe auf Schiller, in denen sich Friedrich Schlegel gefiel, veranlaßten Schiller im Mai 1797, auch die Beziehungen zu August Wilhelm abzubrechen, „da niemand begreifen kann, wie ich zugleich der Freund Ihres Hauses und der Gegenstand von den Insulten Ihres Bruders sein kann". Goethes Vermittlung erreichte, daß Schiller in seinen Musenalmanach Beiträge Schlegels auch weiterhin aufnahm. (Abb. S. 85.)

Schlegel, Karl Wilhelm Friedrich von (geb. 10. März 1772 in Hannover, gest. 12. Januar 1829 in Dresden). Schiller hatte Friedrich Schlegel im Frühjahr 1792 im Hause Körners in Dresden kennengelernt, wo der Zwanzigjährige auf ihn den Eindruck eines unbescheidenen, kalten Witzlings machte. Im August 1796 kam Friedrich Schlegel zu seinem Bruder nach Jena. Schiller urteilte damals, er mache einen guten Eindruck und verspreche viel. Es war Schlegels Schuld, daß Schiller bald den Verkehr mit ihm abbrach. Eine anmaßende und kränkende Besprechung von Schillers erstem Musenalmanach trug ihm ein Strafgericht in den Xenien ein. Als er über die „Horen", deren Mitarbeiter er gern geworden wäre, im gleichem Tone schrieb und sogar die Aufnahme von zu viel Übersetzungen bemängelte, die doch zu einem großen Teil von seinem eigenen Bruder herrührten, war für Schiller das Maß voll. Die ganze Richtung und Art der Brüder mußte sie von Schiller abführen; ihre von 1798 an erscheinende Zeitschrift „Athenäum" bedeutete die Begründung der romantischen Schule. Wenn sie selbst auch vermieden, Schiller öffentlich anzugreifen, und ihn nur totschwiegen, vor allem aber durch stärkste Verherrlichung Goethes Schiller zu drücken und von Goethe abzudrängen suchten, so ging doch alle Befehdung Schillers von ihren Kreisen aus. (Abb. S. 90.)

Schmid, Karl Christian Erhard (geb. 24. April 1761 in Heilsberg, gest. 10. April 1812 in Jena) wurde 1783 Privatdozent in Jena, 1791 Professor in Gießen, 1793 Professor der Philosophie und Diakonus an der Stadtkirche in Jena. Er gab 1786 eine „Kritik der reinen Vernunft im Grundrisse" heraus, 1788 ein „Wörterbuch zum leichteren Gebrauch der Kantischen Schriften". Nach Schillers Mitteilung an Körner wurde er getraut „von einem kantischen Theologen, dem Adjunkt Schmid". Der Eintrag im Kirchenbuche von Wenigenjena über die Trauung Schillers schließt mit der Bemerkung: „Dies war die erste Trauung des Herrn Collabor. Herrn Adjuncti M. Carl Christian Erhard Schmids". Lotte bezeichnet ihn in ihren Aufzeichnungen aus dem Jahre 1806 nach seiner späteren Stellung als Diakonus Schmid. (Abb. S. 86.)

Schröter, Corona Elisabeth Wilhelmine (geb. 11. Januar 1475 in Guben, gest. 23. August 1802 in Ilmenau). Die auch als Komponistin und Malerin tätige Sängerin und Schauspielerin, die Goethe in dem Gedicht „Auf Miedings Tod" verherrlicht hat, kam 1776 von Leipzig, wo Körner für sie geschwärmt hatte, als Kammersängerin nach Weimar. Schiller, der in seinen ersten weimarer Monaten sehr über sie abgeurteilt hatte, lernte sie besser schätzen, als sie an einem genußreichen Abend ihm und Charlotte von Kalb Goethes „Iphigenie" in der ursprünglichen Fassung vorlas. (Abb S. 56.)

Schroeder, Friedrich Ludwig (geb. 3. November 1744 in Schwerin, gest. 3. September 1816 auf seinem Landgut Rellingen, bei Hamburg), der hervorragendste Schauspieler seiner Zeit, leitete seit 1771 das Theater in Hamburg und setzte Shakespeare auf der deutschen Bühne durch. Schroeder brachte als erster am 29. August 1787 den „Don Karlos" auf die Bühne und hätte Schiller gern in Hamburg in einer Verbindung mit seinem Theater gehabt. Bei seiner Abreise von Dresden gedachte Schiller einige Zeit in Weimar zu verweilen und dann nach Hamburg zu gehen; diese Absicht kam jedoch nicht zur Ausführung. Im Juli 1800 war Schroeder, der sich 1798 vom Theater zurückgezogen hatte, in Weimar; bei seinem nächsten Besuche, ein Jahr später, hörte ihn Schiller in Tiefurt Szenen aus „Nathan dem Weisen" vorlesen. Schroeder hat auch selbst zahlreiche Bühnenstücke verfaßt und übersetzt; ein Lustspiel von ihm war das Letzte, was Schiller im Theater sah. (Abb. S. 51.)

Schubart, Christian Friedrich Daniel (geb. 24. März 1739 in Obersontheim, gest. 10. Oktober 1791 in Stuttgart) wurde 1769 Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg, wo seine auffallende Persönlichkeit auch dem Lateinschüler Schiller nicht unbekannt geblieben sein wird. Sein Ärgernis erregendes Leben und verletzende Spottgedichte führten 1773 zu seiner Absetzung und Ausweisung. In der „Deutschen Chronik", die er von 1774 an in Augsburg und dann in Ulm herausgab, war Schubart der unermüdliche Verkünder Klopstocks in Süddeutschland. Eine Erzählung Schubarts „Zur Geschichte des menschlichen Herzens", die 1775 in Haugs „Schwäbischem Magazin" erschienen war und die Schubart mit den Worten eingeleitet hatte: „Ich gebe sie einem Genie Preis, eine Komödie oder einen Roman daraus zu machen", gab Schiller den ersten Anstoß zu den „Räubern". Als Herzog Karl von Württemberg davon erfuhr, daß in Wien die Absicht bestehe, den durch antiösterreichische Äußerungen in seiner Chronik dort mißliebig gewordenen Schubart in Ulm aufzugreifen und nach Österreich in Gefangenschaft zu bringen, ergriff er gern diesen Anlaß, sich zum Vollstrecker dieser Strafe anzubieten und den auch ihm unangenehmen Spötter durch eine Gewaltkur zu bessern. Schubart wurde im Januar 1777 von Ulm auf württembergisches Gebiet gelockt und auf die Festung Hohenasperg gebracht, wo er anfangs in

schwerer Kerkerhaft lag, später sich frei im Festungsbezirk bewegen durfte. Nachdem Schiller die Karlsschule verlassen hatte, besuchte er mit seinem Freunde Hoven Schubart auf dem Asperg. Die in der „Anthologie auf das Jahr 1782“ gesammelte Jugendlyrik Schillers, die ja stark unter dem Einfluß der Dichtung Schubarts stand, begrüßte der Gefangene mit einem begeisterten Hymnus. Als ihn Schillers Mutter mit dem Bibliothekar Reinwald 1784 auf seinem „Jammerberg“ besuchte, verabschiedete sich Schubart von ihr mit den Worten: „Gebenedeiet bist du unter den Weibern, und gebenedeiet ist die Frucht deines Leibes“. 1787 wurde Schubart aus der Festungshaft entlassen und von Herzog Karl zum Hof- und Theaterdichter und Direktor des deutschen Schauspiels und der deutschen Oper in Stuttgart ernannt. (Abb. S. 8.)

Schubart, Ludwig Albrecht (geb. 17. Februar 1765 in Geislingen an der Steige, gest. 27. Dezember 1811 in Stuttgart) wurde nach der Gefangensetzung seines Vaters auf dem Hohenasperg 1777 in die Karlsschule aufgenommen, wo er die Rechtswissenschaft studierte und als Jüngster dem Kreis dichtender Jünglinge um Schiller angehörte. Nach Abschluß seines Studiums erhielt er eine Anstellung im preußischen Staatsdienst, 1788 wurde er der Gesandtschaft in Nürnberg zugeteilt und schon 1793 in den Ruhestand versetzt. Er lebte dann in Stuttgart seiner ausgebreiteten schriftstellerischen Tätigkeit, die insbesondere auch dem Andenken seines Vaters galt. Als er im Dezember 1788 Schiller in Weimar besuchte, schrieb dieser über ihn: „Er ist auch ein Dichter, aber kein geborener. — Sonst ist's ein guter redlicher Charakter, der besonders viel vom schwäbischen Provinzialcharakter in sich hat“. (Abb. S. 20, 79.)

Schübler, Christian Ludwig (geb. 1754 in Heilbronn am Neckar, gest. 4. April 1820 in Stuttgart) studierte die Rechtswissenschaft in Erlangen und Jena, wurde 1783 Senator der Reichsstadt Heilbronn und war ihr letzter Bürgermeister vor ihrem Übergang an Württemberg. Schübler war einer der ersten Anhänger Kants in Süddeutschland, schrieb viel für gemeinnützige Zeitschriften und begründete in Heilbronn eine Lesegesellschaft. Aus dieser versorgte sich auch Schiller durch Schübler mit Büchern, als er sich vom 8. August bis 8. September 1793 in Heilbronn aufhielt. Über seinen Verkehr mit Schiller hat Schübler Aufzeichnungen hinterlassen. Er beschäftigte sich auch viel mit Astronomie, und die Familienüberlieferung, daß Schübler dem Dichter des „Wallenstein“ Züge für seinen Seni geliefert habe und daß in der Schilderung des Turmzimmers durch Thekla im dritten Akt der „Piccolomini“ ein Bild von Schüblers Observatorium erhalten sei, mag nicht unbegründet sein. (Abb. S. 78.)

Schütz, Christian Gottfried (geb. 19. Mai 1747 in Oederstädt in der Grafschaft Mansfeld, gest. 7. Mai 1832 in Halle), der Bruder der Frau Griesbach, studierte Theologie und alte Sprachen und wurde 1773 Professor in Halle, 1779 in Jena. Seine Haupttätigkeit war die Leitung der „Allgemeinen Litteraturzeitung“, die er von deren erstem Erscheinen im Jahre 1785 an ununterbrochen führte. Durch diese Tätigkeit wurde sein Haus zu einem Mittelpunkt des geistigen Lebens in Jena. 1803 nahm er eine Berufung nach Halle an, wodurch Jena auch die einflußreiche Literaturzeitung verlor. Schiller wurde gleich bei seinem ersten Besuch in Jena mit Schütz bekannt und stand mit ihm dauernd in regen Beziehungen. (Abb. S. 86.)

Schwan, Anna Margarete (geb. 27. August 1766 in Mannheim, gest. 7. Januar 1796 in Heilbronn am Neckar), die älteste Tochter des Buchhändlers Schwan, in dessen Hause Schiller in seiner mannheimer Zeit ständig verkehrte. Schiller brachte ihr Neigung entgegen, ohne daß es zu einer Aussprache gekommen wäre. Bei seinem Abschiedsbesuch gab sie ihm eine von ihr gestickte Brieftasche als Andenken mit. Was er mündlich nicht gewagt hatte, tat er schriftlich: acht Tage nach seiner Ankunft in Leipzig hielt er bei ihrem Vater um die Hand seiner Tochter an; von Schwans Entscheidung hänge es ab, ob er sich gestatten dürfe, selbst an seine Tochter zu schreiben. Es ist nicht bekannt, was Schwan, dem ja die unsichere Lage Schillers gut bekannt war, darauf erwidert hat; jedenfalls ist es zu keinem Brief von Schiller an Margarete gekommen. Als Schwan mit seinen beiden Töchtern im Mai 1786 von der leipziger Messe aus Schiller in Dresden besuchte, wurden sie freundlich aufgenommen und bei Körner eingeführt. Von der Werbung scheint nicht mehr die Rede gewesen zu sein. Schiller hat Margarete dann noch einmal wiedergesehen, 1793 während seines Aufenthalts in Heilbronn, nicht lange nachdem sie sich mit dem dortigen Advokaten Karl Friedrich Treffz verheiratet hatte. Schillers Frau hat später ihrer Schwester erzählt, Margarete sei sehr liebenswürdig und bei dem Wiedersehen, wie Schiller selbst, sehr bewegt gewesen. (Abb. S. 40.)

Schwan, Christian Friedrich (geb. 12. Dezember 1733 in Prenzlau, gest. 29. Juni 1815 in Heidelberg) studierte in Halle und Jena Theologie und ließ sich nach einem bewegten Wanderleben 1765 als Buchhändler in Mannheim nieder. 1778 wurde er Hofkammerrat. Schwan, der selbst Schauspiele und Singspiele schrieb, stand in Beziehungen zu Lessing, Schubart, Wieland, Herder, Goethe und Schiller. Durch ihn wurde noch während des Drucks der „Räuber“ der Intendant des mannheimer Nationaltheaters mit dem Erstlingswerk Schillers bekanntgemacht und so der Anstoß zu der Aufführung gegeben. In Schwans Verlag erschienen 1782 die Theaterbearbeitung der „Räuber“, 1783 „Fiesko“ und 1784 „Kabale und Liebe“, die er dann mehrmals wieder druckte, ohne sich mit Schiller darüber ins Benehmen zu setzen und dem Verfasser, der es so nötig gehabt hätte, ein Honorar zu bezahlen. 1794 verließ Schwan Mannheim; er nahm seinen Aufenthalt in Heilbronn, dann in Stuttgart und zuletzt in Heidelberg. (Abb. S. 30.)

Schwetzingen bei Mannheim. Schiller ging im Juli 1784 auf einige Zeit nach Schwetzingen, wo der große, von Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz in französischem Geschmack angelegte Park einen angenehmen Sommeraufenthalt bot. Eine Erinnerung an seine Besuche dort findet sich in dem nicht in den Xenienalmanach aufgenommenen Distichon „Apollos Bildsäule in einem gewissen Gartentempel“ („Mit der Linken regiert er die Leyer . . .“). Der Apollo von Verschaffelt im schwetzinger Park spielt, wie das Bild zeigt, mit der Linken. (Abb. S. 43.)

Seeger, Christoph Dionysius Freiherr von (geb. 7. Oktober 1740 in Schöckingen, gest. 26. Juni 1808 in Blaubeuren) trat aus der Vorbereitung für die theologische Laufbahn 1759 in das württembergische Heer ein, studierte dann noch einige Zeit Mathematik in Tübingen und war seit 1765 mit der Aufsicht über die Bauten und Gärten auf der Solitüde betraut. Von den ersten Anfängen der Karlsschule 1770 bis zu ihrer Aufhebung 1794 war Seeger als Intendant, nach der Erhebung zur Hochschule als herzoglicher Kommissär, die rechte Hand des Herzogs bei ihrer Leitung und sein unbedingt zuverlässiger täglicher Berater in allen die Anstalt betreffenden Angelegenheiten, besonders auch für die Gestaltung des Unterrichts. Ein Mann von entschiedenem, gemessenem Wesen mit sicherem, weitem Blick und nüchternem Urteil, von ehrenhaftem Charakter, unparteiisch und uneigennützig, hat Seeger seine nicht leichte Stellung mit hervorragendem Geschick ausgefüllt. Nach der Aufhebung der Karlsschule trat er in den Militärdienst zurück, aus dem er als Generalmajor schied. (Abb. S. 18.)

Segedin, Johanna Justine (geb. 5. Januar 1763 in Dresden, gest. daselbst 24. Februar 1856), die Tochter der Besitzerin des Schenkguts in Blasewitz gegenüber Loschwitz. Sie heiratete 1787 den nachmaligen Senator Chr. Friedrich Renner in Dresden. In „Wallensteins Lager“ hat sie Schiller als Gustel von Blasewitz verewigt. (Abb. S. 49.)

Simanowiz, Ludovike (geb. 21. Februar 1759 in Schorndorf, gest. 2. September 1827 in Ludwigsburg), eine Tochter des württembergischen Regimentsfeldschers J. F. Reichenbach, erhielt ihre erste Ausbildung als Malerin durch Nicolas Guibal, den Leiter der mit der Karlsschule in Stuttgart verbundenen Kunstschule. Mit Unterstützung des Herzogs Karl von Württemberg setzte sie ihre Studien in Paris fort bei dem trefflichen Miniaturmaler Antoine Vestier. Nach ihrer Verheiratung mit dem Leutnant Franz Simanowiz weilte sie 1791 bis 1793 nochmals in Paris. Von Jugend auf mit der Schillerschen Familie befreundet, malte sie nach ihrer Rückkehr nach Ludwigsburg für Schiller zuerst seine Mutter und als Gegenstück dazu den Vater als dessen Geburtstagsgeschenk zum Geburtstag seines Sohnes 1793. Gleich darauf ließ Schiller sich selbst von ihr malen und im April 1794 auch seine Frau. Auch diese Bilder, annähernd in Lebensgröße ausgeführt, waren in Schillers Besitz. Die Pastellstudie zu dem Kopf ihres großen Schillerbildes (s. das Titelbild) überließ Schiller bei seiner Übersiedelung von Jena nach Weimar den Freunden und Hausgenossen Griesbach zum Andenken. Auch Schillers Schwestern Christophine und Nanette wurden von Ludovike Simanowiz gemalt. (Abb. S. 76.)

Solitude, ein Lustschloß bei Stuttgart, in herrlicher Lage mit weitem Fernblick, von Herzog Karl von Württemberg 1763 bis 1767 auf einem nach Norden steil abfallenden bewaldeten Höhenzug erbaut, der erste Sitz der Karlsschule, die anfangs in Nebengebäuden

untergebracht war, dann in besonders für sie erstellten, nicht vollständig zur Ausführung gekommenen und nun längst abgebrochenen Baulichkeiten. (Abb. S. 10.)

Staël-Holstein, Anne Louise Germaine Baronin von (geb. 22. April 1766 in Paris, gest. daselbst 14. Juli 1817), von der die „Horen" 1796 einen Aufsatz in Goethes Übersetzung gebracht hatten, kam im Dezember 1803 nach Weimar, wo sie bis Ende Februar blieb und „durch ihren Geist und ihre Beredtsamkeit die ganze Gesellschaft belebte". Sie erschien Schiller unter allen lebendigen Wesen, die ihm noch vorgekommen, als das beweglichste, streitfertigste und redseligste, aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, dessen schöner Verstand sich zu einem genialischen Vermögen erhebe. Schiller fand in der „aus einer ganz anderen Welt zu uns hereingeschleuderten Erscheinung" den vollen Gegensatz zum deutschen und besonders zu seinem eigenen Wesen. So lebhaft sie ihm die Vorzüge ihrer Nation fühlbar machte, so wurde er doch durch den Verkehr mit ihr „aufs neue in seiner Deutschheit bestärkt". Aus den Eindrücken, die sie damals gewann, ging ihr Buch „De l'Allemagne" hervor, in dem sie den Franzosen einen Einblick in die deutsche Literatur und das deutsche Geistesleben eröffnete und besonders warm Schillers Dramen besprach. (Abb. S. 111.)

Stark, Johann Christian (geb. 13. Januar 1753 bei Apolda, gest. 11. Januar 1811 in Jena) wurde 1779 Professor der Medizin in Jena und hatte den Ruf eines hervorragenden klinischen Lehrers. Seit Schillers schwerer Erkrankung im Januar 1791 war Stark der Hausarzt der Schillerschen Familie, der Schillers vollstes Vertrauen genoß und auch nach der Übersiedelung nach Weimar in Krankheitsfällen stets beigezogen wurde. (Abb. S. 68.)

Stäudlin, Gotthold Friedrich (geb. 15. Oktober 1758 in Stuttgart, gest. im September 1796) widmete sich nach dem Studium der Rechtswissenschaft literarischer Betätigung. In seinem „Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782" war in der Reihe der jungen Dichter aus Schwaben auch Schiller vertreten mit dem Gedicht „Die Entzückung an Laura". Dem Stäudlinschen Almanach setzte Schiller seine „Anthologie auf das Jahr 1782" gegenüber. Die literarische Fehde, die sich zwischen beiden entsponnen hatte, wurde von Schiller in seiner Zeitschrift „Wirtembergisches Repertorium der Litteratur" weitergeführt. Mit seiner Flucht versank dieser schwäbische Musenstreit hinter ihm, während Stäudlin noch lange mit gehässigen Angriffen fortfuhr. Während Schillers Aufenthalt in der Heimat 1793/94 trat Stäudlin wieder in Beziehung zu Schiller; er empfahl ihm den jungen Hölderlin für eine Hofmeisterstelle bei Charlotte von Kalb, die Hölderlin auch erhielt. 1791 bis 1793 hatte Stäudlin die Schubartsche „Chronik" fortgeführt. Eine politische Zeitschrift, die er in Lahr im Breisgau begründete, konnte sich nicht halten. Not und Enttäuschung über ein verfehltes Leben ließen ihn seinem Dasein selbst ein Ende machen; zwischen dem 11. und 17. September 1796 ertränkte er sich im Rhein bei Straßburg. (Abb. S. 26, 79.)

Stein, Charlotte Ernestine Bernardine Freifrau von (geb. 25. Dezember 1742 in Eisenach, gest. 6. Januar 1827 in Weimar), geb. von Schardt, Gattin des Oberstallmeisters von Stein. Schiller lernte sie bald nach seiner Ankunft in Weimar kennen, und es wurde ihm beim ersten Zusammensein mit ihr völlig begreiflich, was Goethe an diese „wahrhaftig eigene, interessante Person" gefesselt hatte. „Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat so einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen". Von ihrem Gute Kochberg bei Rudolstadt kam sie oft ins Lengefeldsche Haus. Lotte von Lengefeld war sie herzlich zugetan und beide verband das ganze Leben hindurch eine treue, stets bewährte Freundschaft. Frau von Stein war es, die bei Karl August für den bis dahin unbesoldeten Professor Schiller die Gewährung eines Gehalts in Anregung brachte und damit die Möglichkeit zur Begründung des Haushalts herbeiführte. (Abb. S. 56.)

Stock, Johanna Dorothea (geb. 6. März 1760 in Nürnberg, gest. 30. Mai 1832 in Berlin) war die Tochter des Kupferstechers Johann Michael Stock. Ihr langes Verlöbnis mit dem vier Jahre jüngeren Ludwig Ferdinand Huber endete 1792 mit dessen Beziehungen zu Therese Forster. Sie lebte dauernd mit der Familie Körners zusammen. Dora, wie sie dort genannt wurde, war von kleiner, etwas verwachsener Gestalt, aber regen Geistes und hatte als Erbteil ihres Vaters dessen frischen Humor und seine künstlerische Begabung. Sie brachte es als Malerin zu schönen Leistungen, zeichnete auch Schiller und malte für ihn 1792 das Bildnis Körners in Pastell. (Abb. S. 45, 101.)

Streicher, Johann Andreas (geb. 13. Dezember 1761 in Stuttgart, gest. 23. Mai 1833 in Wien), der im Waisenhaus in Stuttgart erzogen worden war und sich als Musiker ausbildete, sah Schiller zum erstenmal bei einer der am Schluß des Schuljahrs stattfindenden Disputationen in der Karlsschule. Als 1781 die „Räuber" erschienen waren, ließ er sich durch einen befreundeten Musiker, wohl Zumsteeg, mit Schiller bekannt machen, mit dem er bald in täglichen Verkehr kam. Schiller vertraute ihm seine Absicht an, Stuttgart heimlich zu verlassen, und Streicher beschloß, eine für nächstes Frühjahr geplante Reise schon jetzt auszuführen und Schiller nicht allein ziehen zu lassen. In dem nach seinem Tod erschienenen prächtigen Buche „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785", einer der wichtigsten Quellen für die Jugendgeschichte Schillers, erzählt Streicher, der mit eigener Künstlerseele den hohen Geist Schillers erkannte und verehrte, in ergreifender schlichter Weise von jenen für Schiller so schweren Tagen, in denen er dem hilflos Verlassenen ein Retter und ein zu jedem Opfer selbstlos bereiter Freund war. In der letzten Nacht, die Schiller in Mannheim zubrachte, gelobten sich die beiden, so lange nicht aneinander zu schreiben, bis Schiller Minister und Streicher Kapellmeister geworden wäre. Zehn Jahre nach diesem Abschied gab Streicher in Wien einem schwäbischen Landsmann auf dessen Bitte ein Einführungsschreiben an Schiller mit. Schiller erwiderte alsbald: „Daß Sie meiner mit Liebe gedenken und mir ein Gleiches gegen Sie zutrauen, rührt mich innig, lieber Freund, und ich kann Ihnen auch von meiner Seite mit Wahrheit gestehen, daß mir die Zeit unsres Zusammenseins und Ihre freundschaftliche Teilnahme an mir, Ihre gefällige Duldung gegen mich und Ihre auf jeder Probe ausharrende Treue in ewig teurem Andenken bleiben wird". Streicher war von Mannheim nach München gezogen, wo er als Klavierlehrer und Komponist tätig war. 1794 vermählte er sich mit Nanette Stein, der Tochter eines Klavier- und Orgelbauers in Augsburg, die das Geschäft ihres verstorbenen Vaters weiter betrieb und es nach Wien verlegte. Lange Jahre standen Streicher und seine Frau dort aufs tätigste im Mittelpunkt des musikalischen Lebens. (Abb. S. 30.)

Stuttgart: Gesamtansicht (Abb. S. 11); der „Graben", jetzt Königstraße (Abb. S. 23); die Hauptstätterstraße (Abb. S. 23); Gasthaus Zum goldenen Ochsen (Abb. S. 24); die Legionskaserne (Abb. S. 25); Schillers Wohnung im Frühjahr 1794, Gartenhaus im herzoglichen Hofküchengarten, jetzt Hinterhaus Augustenstraße 9½ (Abb. S. 73).

Tharandt: Schillers Wohnung im April und Mai 1787. (Abb. S. 52.)

Tiefurt bei Weimar; Sommersitz der Herzogin-Mutter Anna Amalia. (Abb. S. 55.)

Toscani, Anna Elisabeth, Schauspielerin, eine Schülerin der aus Lessings „Hamburgischer Dramaturgie" bekannten Schauspielerin Friederike Sophie Hensel-Seyler, kam 1779 mit ihrem Mann an das Nationaltheater in Mannheim. 1784 ging sie zur Bondinischen Theatergesellschaft in Dresden. Sie war die erste Darstellerin der Amalia in den „Räubern". (Abb. S. 28.)

Toscani, Joseph Karl Ludwig (geb. 1760, gest. 1796 in Potsdam), Gatte der Obigen, war von 1779 bis 1784 als Sänger und als Schauspieler für kleine Rollen am mannheimer Nationaltheater angestellt. In den „Räubern" spielte er den Roller, im „Fiesko" den Lomellino. (Abb. S. 28.)

Unger, Johann Friedrich (geb. 1753 in Berlin, gest. daselbst 26. Dezember 1804), Buchdrucker, Verleger, Form- und Stempelschneider, der auch eigene Typen, die Ungerschen Lettern schuf, Professor an der Akademie der Künste in Berlin. Nachdem mehrere Vorschläge Schillers zu Veröffentlichungen nicht zur Ausführung gekommen waren, erhielt Unger zum Erstdruck in seinem „Kalender auf das Jahr 1802" „Die Jungfrau von Orleans". Im „Journal der Romane", das die als Schriftstellerin tätige Frau Ungers herausgab, erschienen ohne Nennung der Verfasserin zwei Erzählungen von Schillers Frau. (Abb. S. 98.)

Uriot, Joseph (geb. 17. März 1713 in Nancy, gest. 18. Oktober 1788 in Stuttgart) war 1737 bis 1741 Professor an der Ritterakademie in Lunéville und ging dann als Schauspieler auf Reisen. Herzog Karl von Württemberg lernte ihn in Bayreuth kennen,

wo er französischer Lehrer der Prinzessin Friederike war, der nachmaligen Gemahlin des Herzogs. 1760 zog Herzog Karl ihn nach Stuttgart. 1774 wurde Uriot, ein weltgewandter Hofmann von verbindlichstem Wesen und vielseitig brauchbarer Mann der Feder, Professor für französische Sprache und Literatur an der Karlsschule. Mit hoher Vortragskunst las er in seinen Stunden aus den klassischen französischen Dramen vor. Zugleich war er Lehrer an der mit der Karlsschule verbundenen Theaterschule und Spielleiter bei den Aufführungen der Karlsschüler, bei welchen auch Schiller mehrfach mitwirkte. (Abb. S. 19.)

Vischer, Luise Dorothea (geb. 24. August 1751 in Stuttgart, gest. 21. April 1816 in Tübingen), eine Tochter des Hofmedikus Andreä, war seit 1779 Witwe des Hauptmanns Fr. Chr. Vischer. Bei ihr wohnte Schiller 1781/82 bis zu seiner Flucht aus Stuttgart, 1781 zusammen mit dem Leutnant Kapf. Sie und Frau Henriette von Wolzogen waren Schillers Begleiter bei seiner zweiten Reise nach Mannheim im Mai 1782. Luise Vischer ist die Laura der Anthologiegedichte. Scharffenstein, der damals mit Schiller in engster Beziehung stand, schreibt darüber in seinen „Erinnerungen". „Die gehalt- und glutvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schillers Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlich erst ausfliegenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hause einer Hauptmannswitwe, ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, etwas Gutmütiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses, in Ermanglung jedes anderen weiblichen Wesens, wurde Laura. Schiller entbrannte und absolvierte übrigens diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug gewiß ganz ehrlich durch". (Abb. S. 26.)

Voigt, Christian Gottlob von (geb. 23. Dezember 1743 in Allstedt, gest. 22. März 1819 in Weimar), seit 1791 Mitglied des Geheimen Rats in Weimar, später Minister, Goethes rechte Hand in seiner amtlichen Tätigkeit. Schiller lernte ihn schon bald nach seiner Ankunft in Weimar als „ganz trefflichen Mann" schätzen und stand dauernd mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen. Voigt war in seiner amtlichen Stellung an der Berufung Schillers nach Jena beteiligt und hatte auch den Antrag bei der Reichskanzlei in Wien zu begründen, als Karl August die Verleihung des Reichsadelstandes an Schiller auswirkte. „Es ist freilich keine leichte Aufgabe," schrieb Schiller an Voigt, als er von dieser Begründung Kenntnis erhalten hatte, „aus meinem Lebenslauf etwas herauszubringen, was sich zu einem Verdienst um Kaiser und Reich qualifizierte, und Sie haben es vortrefflich gemacht, sich zuletzt an dem Stamm der deutschen Sprache festzuhalten". (Abb. S. 85.)

Volkstedt bei Rudolstadt: Schillers Wohnung von Mai bis August 1788 und im September und Oktober 1789. (Abb. S. 64.)

Voß, Johann Heinrich (geb. 20. Februar 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg, gest. 29. März 1826 in Heidelberg) war von 1782 bis 1802 Rektor in Eutin, lebte von 1802 bis 1805 in Jena, von wo er nach Heidelberg ging. Seine Übersetzung der Odyssee las Schiller im Sommer 1788 mit den Schwestern Lengefeld in Rudolstadt. Voß lieferte Beiträge zu den „Horen"; in den Xenien wurde seine „Luise" mit hohem Lobe bedacht. Er war 1804 Taufpate von Schillers Tochter Emilie; seine Frau Ernestine blieb mit Schillers Witwe in brieflichem Verkehr. (Abb. S. 99.)

Voß, Johann Heinrich (geb. 29. Oktober 1779 in Otterndorf bei Cuxhaven, gest. 20. Oktober 1822 in Heidelberg), Sohn des Vorstehenden, war von 1804 bis 1806 Professor am Gymnasium in Weimar, dann Universitätsprofessor in Heidelberg. In Weimar stand er in innigem Verkehr mit Schiller, über dessen letzte Lebenszeit seine Briefe wertvolle Mitteilungen enthalten. Schiller veranlaßte ihn, den „Othello" für die weimarer Bühne zu übersetzen und nahm an dieser Arbeit selbst noch tätigen Anteil. (Abb. S. 99.)

Weckherlin, Johann Christian (geb. 27. Mai 1759 in Stuttgart, gest. daselbst 15. Januar 1781) studierte mit Schiller die Medizin, trat 1778 aus der Karlsschule aus, da er in die Apotheke seines Vaters eintreten sollte. Vor seinem Austritt schrieb Schiller am 6. Oktober 1778 in sein Stammbuch: „Auf ewig bleibt mit Dir vereint / Der Arzt, der Dichter und Dein Freund / Schiller". Nach seinem Hingang erschien als Einzeldruck Schillers „Elegie auf den frühzeitigen Tod Johann Christian Weckherlins". (Abb. S. 20.)

Weimar: Stadtplan von 1785 (Abb. S. 54); Schillers Wohnung von Dezember 1799 bis Ende April 1802, Windischengasse 8 (Abb. S. 94); Ansicht (Abb. S. 96); das Hoftheater zur Zeit Schillers (Abb. S. 105); Schillers Haus an der Esplanade, jetzt Schillerstraße (Abb. S. 114); das Kassengewölbe auf dem Jakobsfriedhof, Schillers erste Begräbnisstätte 1805—1826 (Abb. S. 114); die Fürstengruft, in welcher neben dem Sarg mit den 1827 festgestellten und hierher verbrachten Gebeinen Schillers seit 1832 auch Goethe ruht (Abb. S. 114).

Wenigenjena, an der Saale gegenüber Jena: die Kirche, in der Schiller mit Lotte von Lengefeld am 22. Februar 1790 in aller Stille getraut wurde, nur in Gegenwart von Lottes Mutter und Schwester. (Abb. S. 69.)

Wieland, Christoph Martin (geb. 5. September 1733 in Oberholzheim bei Laupheim, gest. 20. Januar 1813 in Weimar) wurde 1772 von der Herzogin-Mutter Anna Amalia als Erzieher des Erbprinzen Karl August nach Weimar berufen, wo er auch nach Beendigung seiner Aufgabe blieb. In Wielands Übersetzung lernte Schiller Shakespeare kennen; an Wieland sandte er die „Räuber" nach ihrer ersten Aufführung und erhielt darauf ein liebenswürdiges Schreiben. In Weimar galt Schillers erster Besuch Wieland, der seinem jungen Landsmann freundlich entgegenkam. In den nächsten Jahren blieb Schiller mit ihm in Verbindung durch seine rege Mitarbeit an Wielands „Teutschem Merkur". Von 1797 bis 1803 lebte Wieland, der die besondere Gunst der Herzogin Anna Amalia genoß, meist auf seinem Landgut Oßmannstedt. Wenn er auch abseits stand von den Bestrebungen Goethes und Schillers, so waren deren Beziehungen zu ihm doch immer freundlicher Art. (Abb. S. 57, 95.)

Woltmann, Karl Ludwig von (geb. 9. Februar 1770 in Oldenburg, gest. 19. Juni 1817 in Prag) wurde von Göttingen 1795 zur Vertretung Schillers nach Jena berufen, wo er bis 1797 Geschichte vortrug. 1799 ging er nach Berlin und war dann in diplomatischen Stellungen tätig. Schillers Musenalmanache brachten Gedichte von Woltmann, der sich auch im Drama und im Roman versuchte; in den „Horen" erschienen von ihm geschichtliche Aufsätze und Gedichte. (Abb. S. 85.)

Wolzogen, Charlotte Freiin von (geb. 16. April 1766 in Bauerbach, gest. 20. September 1794 in Hildburghausen), die Tochter von Henriette von Wolzogen, kam mit ihrer Mutter von Stuttgart im Winter und dann auf längere Zeit im Frühjahr 1783 nach Bauerbach, während Schiller sich dort aufhielt. „Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemüts — so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese unschuldige Seele zieht", schrieb Schiller, in dem eine schwärmerische Neigung zu ihr entflammt war, an ihren Bruder Wilhelm. Um Schiller von einer Leidenschaft abzubringen, welche weder ihm noch ihrer Tochter, die für Schiller nur freundschaftliche Gefühle hatte, zum Glück hätte werden können, veranlaßte ihn Frau von Wolzogen, den von Dalberg wieder angeknüpften Faden aufzunehmen und nach Mannheim zu reisen. Charlotte von Wolzogen vermählte sich 1788 mit dem Regierungsrat August Franz Friedrich von Lilienstern in Hildburghausen. (Abb. S. 33.)

Wolzogen, Henriette Freifrau von (geb. 18. Juni 1745 in Marisfeld, gest. 5. August 1788 in Bauerbach), geb. Freiin Marschalk v. Ostheim, ließ ihre vier Söhne nach dem frühen Ableben ihres Gatten in der Karlsschule ausbilden und lebte deshalb öfters in Stuttgart, wo sie mit Schiller und seinen Eltern bekannt wurde. Als Schiller nach seiner zweiten heimlichen Reise nach Mannheim, die sie mitgemacht hatte, den Gedanken einer Entweichung aus Stuttgart erwog, bot sie ihm eine Zufluchtsstätte auf ihrem Gute Bauerbach an. Von diesem Anerbieten machte Schiller Gebrauch, als sich seine Hoffnungen auf Mannheim zerschlagen hatten. Obwohl selbst wenig bemittelt, unterstützte sie ihn dort auch mit einem Darlehen. Im November 1787 sah er sie nochmals in Bauerbach; ein schweres Leiden führte im nächsten Sommer zu ihrem Tode. „Sie war mir alles, was nur eine Mutter mir hätte sein können," schrieb Schiller auf die Nachricht ihres Hingangs an Wilhelm von Wolzogen, „ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben". (Abb. S. 33.)

Wolzogen, Karoline Freifrau von (geb. 3. Februar 1763 in Rudolstadt, gest. 11. Januar 1847 in Jena) war die Schwester von Schillers Frau. 1783/84 verweilten die Schwestern mit ihrer Mutter zu ihrer Ausbildung am Genfer See. Nach der Rückkehr erfolgte die Vermählung Karolines mit dem Geh. Le-

gationsrat Friedrich von Beulwitz, mit dem sie schon in ihrem 16. Lebensjahr verlobt worden war. Mit dem Besuch Schillers in Rudolstadt im Dezember 1787 knüpften sich die Beziehungen zwischen ihm und den beiden Schwestern, wobei Karolines ganze geistige Art dem Bedürfnis Schillers nach einem Leben in Ideen entgegenkam. Von ihrem Gatten, einem tüchtigen, aber trockenen Menschen, der ihrem genialischen Wesen nicht genügen konnte, ließ sie sich 1794 scheiden. Bald darauf reichte sie Wilhelm von Wolzogen die Hand. 1792 erschien in Schillers „Neuer Thalia" ein größerer Teil ihres Schauspiels „Der leukadische Fels", 1796/97 in den „Horen", ohne Nennung des Verfassers, der erste Teil ihres Romans „Agnes von Lilien", den viele, selbst Friedrich Schlegel, für ein Werk Goethes hielten, sogar für eines seiner schönsten. Vollständig veröffentlicht wurde er als Buch 1798, wiederum anonym. Wie in diesem, so legte sie auch in ihrem zweiten Roman „Cordelia", 1840, dessen Hintergrund die Zeit der Erhebung von 1813 bildet, viel von ihrem eigenen Seelenleben nieder, vor allem in ausgedehnten betrachtenden Abschnitten. 1830 gab sie „Schillers Leben" heraus, ein Werk, dessen hoher Reiz und Wert darin liegt, daß sie den größeren Teil dieses Lebens aus persönlicher Kenntnis und unter erstmaliger Beigabe vieler Briefe darstellen konnte und allen darin geschilderten Persönlichkeiten nahegestanden hatte. Nach dem Tode ihres einzigen Sohnes zog sie 1825 nach Jena, wo sie noch über zwei Jahrzehnte in den Erinnerungen an die große Zeit lebte, in der auch ihr eine bedeutsame Stelle zukommt. Den Inhalt ihres Lebens hat sie selbst zusammengefaßt in die Worte „Sie irrte, litt, liebte", die sie für ihre Grabschrift bestimmte. (Abb. S. 63, 94.)

Wolzogen, Wilhelm Freiherr von (geb. 25. November 1762 in Bauerbach, gest. 17. Dezember 1809 in Wiesbaden), der Sohn von Henriette von Wolzogen, wurde von 1775 bis 1784 in der Karlsschule ausgebildet, wo er Kameralwissenschaft studierte. Nach seinem Austritt zum Leutnant ernannt, wurde er zunächst mit der Aufsicht über die Bauten in Hohenheim betraut. 1788/89 war er im Auftrage des Herzogs Karl von Württemberg in Paris, wo er baukünstlerischen Studien lebte, aber auch zu diplomatischen Geschäften verwendet wurde. Über die ganze Zeit der Schreckensherrschaft war er wieder in der württembergischen Gesandtschaft in Paris. Von Jugend auf war er befreundet gewesen mit Karoline von Lengefeld. Im Dezember 1787 nahm er zu einem Besuch im Lengefeldschen Hause in Rudolstadt Schiller mit und knüpfte dadurch dessen Beziehungen zu Lotte von Lengefeld an. Als Karoline ihre Ehe mit Fr. W. L. von Beulwitz gelöst hatte, vermählte sich Wilhelm von Wolzogen 1794 mit ihr in Bauerbach. 1797 trat er in weimarische Dienste über. Den Auftrag, in Petersburg für die Verlobung der Großfürstin Maria Paulowna mit dem Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar zu wirken, führte er mit Erfolg durch. 1803 wurde er zum Wirkl. Geheimen Rat ernannt. (Abb. S. 20, 58, 94.)

Zahn, Christian Jakob (geb. 12. September 1765 in Althengstett bei Calw, gest. 28. Juni 1830 in Calw), Dr. jur. und Kanzleiadvokat, trat 1789 in Geschäftsverbindung mit Cotta, der dadurch die Mittel zu ausgedehnterem Betrieb seines Verlags erhielt. Schiller lernte ihn 1794 kennen und munterte ihn auf, ausländische Werke deutsch zu bearbeiten. Ende 1797 gab Zahn seine Teilhaberschaft an der Cottaschen Buchhandlung auf. Zahn entfaltete eine reiche literarische Tätigkeit auf dem Gebiet des Staatsrechts, verfaßte auch mehrere Romane und vertonte eine Reihe von Liedern, darunter „Wohlauf Kameraden" in „Wallensteins Lager", das in der von ihm geschaffenen volkstümlichen Weise bald überall gesungen wurde. (Abb. S. 106.)

Zelter, Karl Friedrich (geb. 11. Dezember 1758 in Berlin, gest. daselbst 15. Mai 1832), der Vertraute von Goethes Alter, hatte in seiner Jugend Maurermeister werden müssen und leitete bis 1812 das vom Vater übernommene Baugeschäft. Daneben war er seit 1790 an der von seinem musikalischen Lehrer Fasch begründeten Singakademie tätig, deren Leitung er 1800 übernahm. 1809 wurde er Professor der Tonkunst. Zelter, mit dem Schiller 1796 wegen der Vertonung von Liedern im Musenalmanach in Verbindung trat, hat eine ganze Anzahl Schillerscher Gedichte in seiner trockenen und reizlosen Art in Musik gesetzt. Nach einem längeren Aufenthalt Zelters in Weimar im Sommer 1803 empfahl Schiller ihn Körner als „einen Mann voll Bildung und tüchtigem Schrot und Korn, wie es nicht viele gibt". Im Mai 1804 war Schiller in Berlin mit Zelter wiederholt zusammen und besuchte auch die Singakademie. (Abb. S. 99.)

Zilling, Georg Sebastian (geb. 10. Oktober 1725 in Ludwigsburg, gest. daselbst 31. Januar 1799) durchlief den üblichen Weg der württembergischen Theologen durch Seminar und Stift in Tübingen, wurde 1755 Pfarrer in Zavelstein, 1763 Dekan in Lauffen, 1765 in Ludwigsburg. Zilling wird von Justinus Kerner im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" als eines der Originale Ludwigsburgs geschildert. Gegen Schubart, der sein Organist war und ihn mit Spott verfolgte, schritt er schließlich wegen dessen leichtfertigen Lebenswandels ein. Unter der geistlichen Oberleitung Zillings stand Schubart wieder während seiner Haft auf dem Hohenasperg. Als Dekan war Zilling zugleich Schulinspektor und hatte die Prüfungen an der Lateinschule vorzunehmen. In einem lateinischen Gedicht sprach ihm Schiller am 28. September 1771 den Dank für die Gewährung der Herbstferien aus. (Abb. S. 9.)

Zumsteeg, Johann Rudolf (geb. 10. Januar 1760 in Sachsenflur, gest. 27. Januar 1802 in Stuttgart) empfing seine Ausbildung als Musikzögling in der Karlsschule, wo er zu dem engeren Kreis um Schiller gehörte. Er verließ sie 1781 als Hofmusikus; 1785 wurde er selbst Lehrer an der Anstalt, 1792 wurde ihm die Leitung der Oper übertragen. Zumsteeg war der erste, der Schillersche Gedichte in Musik gesetzt hat. Diese Vertonungen, auf die Schiller in der Vorrede zur 2. Ausgabe der „Räuber" 1782 hinwies, erschienen in Mannheim unter dem Titel „Die Gesänge aus dem Schauspiel Die Räuber von Friderich Schiller", ohne Nennung des Komponisten. Auch Schillers Gedicht „Die Entzückung an Laura" wurde gleich nach seinem Entstehen von Zumsteeg vertont. Schiller stand immer wieder in Verkehr mit Zumsteeg, der für die Schillerschen Musenalmanache Kompositionen schuf und eine Reihe Gedichte Schillers in Musik setzte. 1797 war Goethe zu einem musikalischen Abend bei Zumsteeg und überließ ihm daraufhin das in Stuttgart vollendete Gedicht „Der Junggesell und der Mühlbach" zur Vertonung. Zumsteeg hat zahlreiche Vokal- und Instrumentalkompositionen verfaßt; er gilt als Hauptvertreter des süddeutschen Liedes im Volkston und hat auf Schubert und Löwe unverkennbaren Einfluß ausgeübt. Seinen frühzeitigen Tod beklagte Schiller aufs schmerzlichste: „er gehörte zu den redlichsten Gemütern, die ich kannte, und die Welt sowohl als seine Freunde haben unersetzlich viel an ihm verloren". Um der in Not hinterbliebenen großen Familie eine Beihilfe zu verschaffen, verwendete er sich bei Goethe für die Aufführung der letzten Oper Zumsteegs „Elbondocani", die dann vom Erbprinzen von Weimar erworben wurde. (Abb. S. 78.)

Im gleichen Verlage erschienen:

Paul Schreckenbach und Franz Neubert: Martin Luther. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit 384 Abbildungen, vorwiegend nach alten Quellen. Dritte Auflage (17.–26. Tausend).

Franz Neubert: Goethe und sein Kreis. Erläutert und dargestellt in 651 Abbildungen. Mit einer Einführung in das Verständnis von Goethes Persönlichkeit. Herausgegeben mit Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums in Weimar. Dritte Auflage (16.–25. Tausend).

This book may be kept
FOURTEEN DAYS
A fine of 2 cents will be charged for each day
the book is kept overtime.

Feb27'39

JUL 28 '80 *

10-28-98